

# VON GRÖNLAND BIS LAMBARENE

Reisebeschreibungen christlicher Missionare aus drei Jahrhunderten

*Herausgegeben von Johannes Paul*

Kreuz Verlag Stuttgart 1958

## Inhalt

Einleitung .....	2
HANS EGEDE .....	4
Die Begründung der Grönland-Mission.....	5
PLINIUS FISK.....	16
Jerusalem, Bethlehem, Jericho.....	17
REGINALD HEBER .....	22
Benares, die heilige Stadt der Hindus.....	23
EUGENE CASALIS .....	27
Ankunft in Kapstadt.....	28
WILHELM POSSELT .....	35
Die Gründung der Station Emmaus im Kaffernlande.....	36
DAVID LIVINGSTONE.....	41
Die Entdeckung der Viktoria-Fälle des Sambesi.....	42
JOHN S. PATON .....	47
Unter Kannibalen auf den Neuen Hebriden .....	48
JANE EDKINS .....	56
Eine Frau erlebt China.....	57
ALEXANDER MERENSKY .....	67
Eine Untersuchungsreise in Transvaal .....	68
JOHANNES WARNECK.....	77
Ausreise ins Batakland .....	78
MARTIN WILDE.....	85
Auf Reisen unter Schwarz und Weiß in Südafrika .....	86
BRUNO GUTMANN.....	94
Durch den Bergwald des Kilimandscharo .....	95
GERHARD ROSENKRANZ.....	103
Im Herzen Japans.....	104
ALBERT SCHWEITZER .....	110
Von Straßburg nach Lambarene.....	111
Literaturverzeichnis.....	118

## Einleitung

Die Entdeckung der überseeischen Länder um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit hat der europäischen Menschheit ungeahnte Welten erschlossen. Freilich ist es nicht so, wie manche Schilderungen des Entdeckungszeitalters es darstellen, dass mit der ersten Berührung einer Küste durch eines der Entdeckerschiffe oder mit den ersten Expeditionszügen in das Innere eines der neuen Erdteile diese Länder nun auch endgültig in das Weltbild des Abendlandes eingefügt worden wären. Manche Entdeckungen gingen verloren und wurden erst Jahrzehnte oder Jahrhunderte später wiederholt. Auch hüteten die seefahrenden Nationen ihre Entdeckungen eifersüchtig, so gut und so lange es eben anging. Vor allem aber ist entscheidend, dass zu einer Sammlung und Darstellung wirklich ins einzelne gehender Beobachtungen, zu einer umfassenden Schilderung dieser neuen Welten die abenteuernden Seefahrer des eigentlichen Entdeckungszeitalters mit seltenen Ausnahmen weder willens noch fähig waren.

Erst späteren Zeiten blieb es vorbehalten, die rohen Umrisse des Kartenbildes, die damals festgelegt wurden, mit anschaulichem Leben zu füllen. Die Zeiten der Aufklärung, der Romantik und die Entwicklung des 19. Jahrhunderts schufen erst die geistigen Voraussetzungen dafür: die kritisch-forschende Betrachtungsweise, den Sinn für liebevolles Versenken in fremdes Leben und das brennende Interesse der mehr und mehr in Einzelgebiete sich sondernden Wissenschaften, diese neue Welt objektiv zu erforschen. So folgt jenes zweite und eigentlich noch reizvollere Zeitalter der Entdeckungen, das in zahllosen Einzelforschungen und Schilderungen die Wunder jener neuen Länder dem Weltbild der europäischen Völker einfügte. In der Literatur erlebte darum die Reisebeschreibung jetzt einen ungeahnten Aufschwung und fand ihre klassische Form. Sie gewann sowohl durch die räumliche Weite wie durch die Tiefe und Eindringlichkeit der Betrachtung. Im Bildungsleben des 18. und 19. Jahrhunderts spielte sie eine Rolle, wie das in den Zeiten vorher undenkbar gewesen wäre und auch in der Gegenwart nicht mehr annähernd der Fall ist.

Aus der bunten Fülle dieser Reisebeschreibungen bringt das vorliegende Buch einen bestimmten Ausschnitt: Reiseberichte evangelischer Missionare vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis nahe an die Gegenwart. Es mag manchem fraglich erscheinen, ob eine solche Auswahl unter dem Gesichtspunkt der Zugehörigkeit der Verfasser zu einem bestimmten Stande gerechtfertigt ist. Man kann jedoch kaum bezweifeln, dass zum Beispiel ein müßiger Globetrotter, der die Welt von Bord eines Luxusdampfers aus betrachtet und auf Grund von flüchtigen Hafenbesuchen sich zu weitreichenden Schlüssen berechtigt glaubt, tatsächlich blind ist für die eigentliche Wirklichkeit der Fremde, während der Missionar, der meist sein ganzes Leben dem Dienst an einem bestimmten Volke widmet, unendlich viel tiefer in diese fremde Welt eindringen kann. In jedem Falle nehmen die alten missionarischen Reisebeschreibungen im Rahmen der allgemeinen Reiseliteratur in mehrfacher Hinsicht eine Sonderstellung ein. Sie führen meist in wenig oder noch gar nicht erforschte Länder und zeigen uns deren Völker in dem Zustand, in dem sie sich vor dem Eindringen der europäischen Zivilisation befanden. Das gibt ihnen ihren besonderen Reiz und in zahlreichen Fällen einen unvergleichlichen dokumentarischen Wert.

Nicht nur der Wissenschaft, auch unmittelbar dem praktischen Leben dienten diese Forschungen. Der Einbruch der abendländischen Zivilisation hatte für alle außereuropäischen Völker gewaltige Erschütterungen und Umwälzungen zur Folge. Zur Lösung der Probleme, die sich daraus ergaben, war eine gründliche Kenntnis der Eingeborenen, ihrer Sprachen und Lebensverhältnisse unerlässlich. Auch hierbei waren es zumal in der Anfangszeit der Kolonisation vielfach allein die Missionare, die diese Kenntnisse vermitteln konnten, und zugleich waren sie die gegebenen Mittler zwischen den oft entstehenden Gegensätzen der Interessen von Eingeborenen und Kolonialmächten.

Wichtiger noch ist ein anderer Gesichtspunkt. Der Missionar, der in fremde Länder reist, steht unter dem Missionsbefehl: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.“ Wohl hat es

keineswegs an Versuchen seitens vieler Kolonialverwaltungen gefehlt, auch die Mission politischen oder wirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen, und nicht immer hat die Mission solche Ansinnen mit der nötigen Entschiedenheit abgelehnt. Aber gerade die bedeutendsten Missionare haben es sehr ernst genommen mit ihrer Pflicht, ausschließlich das Evangelium zu verkündigen.

Alle diese Gedanken und Probleme spiegeln sich in den Reiseschilderungen wider, die hier zusammengefasst sind. Sie bilden das einigende Band und rechtfertigen es, diese Berichte einmal als in sich geschlossene Gruppe herauszustellen. Die meisten der Werke, denen sie entnommen wurden, sind schon seit langer Zeit nicht mehr im Buchhandel zu haben. Es besteht die Gefahr, dass auch die Exemplare, die der Vernichtung durch Zeit und Kriegereignisse entgangen sind, ungenützt in den Bibliotheken verstauben. Damit würde ein Stück höchst lebendiger Literatur einer unverdienten Vergessenheit anheimfallen. Dies zu verhindern ist einer der Zwecke, die der Herausgeber mit der Veröffentlichung der vorliegenden Sammlung verfolgt. Bei der gebotenen Kürze können es freilich nur Proben und Anregungen sein, die den Leser zu weiteren Studien auf diesem Gebiet ermuntern sollen. Denn die klassischen Reisebeschreibungen der Vergangenheit sind nicht etwa darum überholt und belanglos, weil vielleicht die Bevölkerungszahlen nicht mehr stimmen oder die allgemeinen Verhältnisse sich gewandelt haben. Es ist im Gegenteil von geradezu aktuellem Interesse, zu beobachten, wie die Probleme der Gegenwart sich bei ihrem Entstehen oder überhaupt in einem früheren Zeitpunkt ihrer Entwicklung dargestellt haben. Und für jeden, der sich den Sinn für das Große in Natur und Menschenherz erhalten hat, wird es stets von hohem Reiz sein, zu sehen, wie bedeutende Menschen vor uns die Wunder der Schöpfung, die Vielfalt ihrer Völker und die großen Werke menschlicher Kultur betrachtet haben.

„Ich gehöre zu den glücklichen Menschen, die staunen und sich wundern können“, sagt Johannes Warneck in der Erinnerung an seine ersten Eindrücke auf Sumatra. Wer in diesem Sinne die Welt sieht und anschaulich davon zu berichten weiß, dessen Schilderungen werden auch nach Generationen noch begeisterte Leser finden. Die literarische Form, in der das geschieht, ist dabei weniger wichtig. Ob uns Hans Egede von Grönland im Stil einer alten Chronik berichtet, der Franzose Eugene Casalis ein Bild von Kapstadt in seiner kultivierten Erzählungskunst entwirft oder Jane Edkins in anspruchslosen Briefen die bunte Welt Chinas aufleuchten lässt, immer fesseln sie uns durch liebevolle, ja andächtige Hingabe an den Gegenstand ihrer Betrachtung. Denn das ist es, was die Verfasser der hier gesammelten Schilderungen von anderen Reisenden unterscheidet: sie sind keine Weltenbummler, die heute dieses, morgen jenes Land durchheilen, sondern jeder berichtet von dem Land, das ihm durch höhere Fügung zur zweiten Heimat wurde, dem er die besten Kräfte seines Lebens weihte.

Trotz der bei einer solchen Auswahl gebotenen Notwendigkeit zur Beschränkung kommen auch in der vorliegenden Form der Sammlung zwei Tatsachen überzeugend zum Ausdruck, die für die Tätigkeit der evangelischen Mission überhaupt kennzeichnend sind: das weltweite Arbeitsfeld und die Herkunft ihrer Mitarbeiter aus den verschiedensten Völkern. Bis zu den entlegensten Enden der bewohnten Erde erstreckt sich der geographische Raum, der hier als Arbeitsfeld der Mission in Erscheinung tritt. Er reicht von den Gletschern Grönlands bis zur Inselwelt des Stillen Ozeans und umfasst so tiefgreifende Gegensätze wie die Naturvölker Afrikas und die uralten Kulturen in Palästina und Indien, China und Japan. - Von den vierzehn Autoren stammen sieben aus Deutschland, vier aus Großbritannien, je einer aus Nordamerika, Frankreich und Skandinavien. Damit sind die wichtigsten Länder vertreten, die an der evangelischen Missionsarbeit Anteil genommen haben, und zugleich wird damit der Charakter dieses Werkes als einer über den Nationen stehenden christlichen Gemeinschaftsarbeit unterstrichen. Von dem norwegisch-dänischen Grönlandmissionar Hans Egede bis zu dem elsässischen Missionsarzt Albert Schweitzer spannt sich der Bogen, und zwischen diesen beiden stehen Leben und Taten der anderen Männer, die diese Arbeit durch die Jahrhunderte getragen haben.

## HANS EGEDE

Grönland, die große Insel im arktischen Meer, war im neunten Jahrhundert von den Normannen entdeckt worden. Einige von ihnen siedelten sich dort an, und schon im Jahre 1000 brachte Leif Råde seinen Landsleuten das Christentum. Aber dann brach die Verbindung ab, und jahrhundertlang wusste man in Europa nicht, was aus diesen fast vergessenen Kolonien geworden war. Wohl legten die Walfischfänger des 16. und 17. Jahrhunderts gelegentlich an einigen Punkten der Küste an, von den normannischen Ansiedlungen fanden sie jedoch keine Spuren.

Einer der wenigen, der sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts ernstlich mit den alten Erzählungen von Grönland beschäftigte, war ein junger lutherischer Prediger auf den Lofotinseln, Hans Egede. Er war im Jahre 1686 in der Vogtei Senjen in Norwegen geboren worden. Da er einer ursprünglich dänischen Familie entstammte, studierte er an der Universität Kopenhagen. Schon mit 21 Jahren erhielt er ein Pfarramt auf den Lofoten, heiratete und wurde in kurzer Zeit Vater von zwei Knaben und zwei Mädchen. Aber auch Amt und Familie hinderten ihn nicht, immer drängender danach zu forschen, was wohl im Laufe der Jahrhunderte aus seinen christlichen Landsleuten in Grönland geworden war. Schließlich bat er das in Kopenhagen gegründete Missionskollegium, ihn als Missionar nach Grönland zu schicken.

Nach Überwindung jahrelanger Schwierigkeiten gelang es ihm, in Bergen eine Gesellschaft für den Handel mit Grönland zu gründen. Auf dem von dieser Gesellschaft ausgerüsteten Schiff, der „Hoffnung“, trat er im Jahre 1721 die Reise an. Den Landungsplatz an der Westküste Grönlands nannte er Godthaab (d. h. Gute Hoffnung); so heißt er noch heute.

Die Nachkommen der normannischen Ansiedler, die er suchte, fand er nicht, nur ganz vereinzelte Ruinen von Häusern und Kirchen aus ihrer Zeit. So wurde er zum Missionar bei den Eskimos. Fünfzehn Jahre hat er unter ihnen gelebt und gelehrt. Mehr als einmal war die Fortsetzung der Arbeit ganz in Frage gestellt, da die Unterstützung der Heimat öfters ausblieb. Von seinen Reisen und Forschungen unter den Eskimos, seinen Mühen und Erfolgen berichtet sein ausführliches Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen sind.

Als endlich die Früchte seiner Arbeit heranzureifen schienen, vernichtete eine furchtbare Pockenepidemie, die durch ein Proviantschiff eingeschleppt worden war, einen großen Teil der unter seiner Obhut stehenden Eingeborenen. Von diesem Schicksalsschlag schwer getroffen, bat er um Ablösung. Kurz vor der Heimreise starb noch seine Frau, die alle Schwierigkeiten tapfer mit ihm geteilt hatte. Ein Trost war es ihm, dass sein Sohn Paul, den er selbst in die Missionsarbeit eingeführt hatte, sein Werk fortsetzen konnte.

Von Kopenhagen aus hat Egede auch weiterhin für seine Lebensarbeit gewirkt. Er gründete hier ein Seminar für Grönlandmissionare, an dem er selbst als Leiter tätig war, und schließlich wurde er Bischof der gesamten grönländischen Mission. Er starb 1758 im Alter von 72 Jahren auf der Insel Falster.

Als „Apostel Grönlands“ ist Hans Egede in die Missionsgeschichte eingegangen. Er hat als erster den Eskimos das Christentum gebracht, und als erster hat er eine umfassende Beschreibung dieses eigenartigen Volkes gegeben. „Ausführliche und wahrhafte Nachricht vom Anfange und Fortgange der Grönländischen Mission, wobei die Beschaffenheit des Landes sowohl, als auch die Gebräuche und Lebensarten beschrieben werden“, so ist der Titel seines Tagebuches, das im Jahre 1740 erschien. Seine und seines Sohnes Beobachtungen und Forschungen bilden für die Wissenschaft noch heute die wichtigste Quelle zum Studium der ursprünglichen Lebensverhältnisse der Eskimos.

## Die Begründung der Grönland-Mission

*Hans Egede: Ausführliche und wahrhafte Nachricht vom Anfange und Fortgange der Grönländischen Mission. 1. Auflage 1740. Neue deutsche Ausgabe, ausgewählt und bearbeitet von Martin Heydrich unter dem Titel: Hans Egede, Die Erforschung von Grönland. Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus 1923.*

### Anno 1708

Vor langer Zeit hatte ich einmal in einer Beschreibung Grönlands gelesen, dass daselbst Christen mit Kirchen und Klöstern wären. Ich hatte große Begierde zu erfahren, wie es jetzt damit beschaffen sei. Allein von denen, so dahin zum Walfischfang fuhren, konnte ich nichts erfahren. Ich schrieb deshalb an einen Verwandten in Bergen, der auch nach Grönland gefahren war. Von diesem erfuhr ich, dass auf der von unsern Schiffen besuchten Küste keine Menschen gesehen oder gehört worden seien. Allein weiter im Süden gäbe es Wilde. Der Osten Grönlands, wo ehemals die Nordmänner gewohnt haben sollen, ist infolge des Treibeises jetzt unbekannt. Die Erwägung, dass diese armen Menschen, die zuvor Christen gewesen, nun aus Mangel an Lehre und Unterweisung wieder in heidnische Blindheit verfallen wären, weckte in mir den Wunsch, ihnen Christum wieder zu predigen. Mein Sinn war ganz unruhig, da es nicht möglich zu sein schien, ein so beschwerliches Werk zu unternehmen; war mir doch nicht nur das Heil einer Gemeinde anvertraut, sondern ich hatte auch Weib und Kind. Die große Lust und Begierde, Gottes Ehre und dieser armen Menschen Seligkeit zu fördern, hielt mich fest auf der einen Seite, auf der andern aber wurde ich aus Furcht vor der daraus entstehenden Gefahr und Beschwerlichkeit wieder abgeschreckt.

### Anno 1717

Das Schwerste aber stand noch bevor. Es sollte nun Ernst werden, woran ich lange gedacht, wovon ich so oft geredet und geschrieben: alles sollte ich verlassen, von meinen lieben Freunden Abschied nehmen. Dieses war leichter gesagt als getan, denn die Vernunft, Fleisch und Blut wollten Meister spielen. Allein hier zeigte sich die große Treue und Beständigkeit meines Eheweibes, indem sie mir vorhielt, dass es nun allzu spät wäre, das Geschehene zu bereuen, ich hätte Zeit genug gehabt, solches voraus zu bedenken; hätte ich mein Werk mit Gott angefangen, warum wollte ich nun zweifeln und kleinmütig sein? Nachdem ich nun von meinen lieben Gemeindegliedern, von der geliebten Mutter, von den Geschwistern und andern guten Freunden schmerzlichen Abschied genommen hatte, begab ich mich nebst meinem guten Eheweib und vier Kindern, von denen das kleinste nur ein Jahr alt war, nach Bergen. Nach einer mehrwöchigen, beschwerlichen Reise langten wir frisch und gesund zur Erntezeit 1718 dort an. In dieser Stadt suchte ich nach einem Kaufmann, der Schiffe nach Grönland schicken würde, um dort Handel zu treiben. Da aber der Krieg noch andauerte, hofften und vertrösteten alle auf die Zukunft.

### Anno 1721

Endlich wurde aber doch unter den Kaufleuten und andern guten Leuten der Stadt eine Summe von ungefähr 10.000 Reichstalern gesammelt, nachdem ich als erster 300 Taler und die Geistlichen des Orts jeder seinen Anteil gezeichnet hatten. Von diesem Geld wurde ein Schiff gekauft, die „Hoffnung“ genannt. Dieses Schiff sollte uns nach Grönland bringen und den Winter dort bleiben. Zwei weitere Schiffe wurden von der Kompanie ausgerüstet, von denen das eine auf Walfischfang fahren, während das andere uns begleiten und unsere Ankunft zurückmelden sollte. Am 3. Mai 1721 verließ die „Hoffnung“ mit 46 Menschen, einschließlich meiner Familie, Bergen. Am 4. Juni bekamen wir bei gutem Wetter die Spitze von Grönland zu Gesicht. Dieses Land machte auf uns einen elenden Eindruck, da es ganz mit Schnee und Eis bedeckt zu sein schien und auf dem Meere große Eisberge trieben. In der folgenden Zeit wurden wir beständig durch Treibeis und heftigen Sturm behindert. Wir segelten an dem Eis entlang, ohne eine Öffnung zu finden, durch die wir ans Land gelangen

konnten. Der Kapitän machte deshalb bereits den Vorschlag, wieder nach Haus zu segeln. Ich wollte jedoch von dergleichen Reden nichts hören.

Am 24. Juni gerieten wir in große Lebensgefahr, da wir zwischen dem Eis eingeklemmt wurden. Bei einem Versuch, durch eine Öffnung im Eis ans Land durchzustoßen, wurden wir auf eine Entfernung von nur ein bis zwei Büchenschuss vom Eis ringsum eingeschlossen, da ein heftiger Süd Sturm aufkam. Nach menschlichem Ermessen war keine Hoffnung mehr, dass wir aus dieser Gefahr gerettet würden. Unser Schrecken vermehrte sich noch, da die Galliotte, unser Begleitschiff, auf ein Stück Eis auflief und ein Loch im Boden bekam, das man in der Eile mit Segeltuch zuzustopfen suchte. Als unser Kapitän dies sah, sprang er vor Schreck in die Kajüte und sagte meinem armen Weib und kleinen Kindern, sie sollten sich der Gewalt Gottes anbefehlen und sich zum Tod bereiten, da es keine Hoffnung mehr gäbe. Mit Gottes Wort suchte ich mich und die Meinen aufzurichten und zu stärken. Unterdessen hielt Sturm und dichter Nebel den ganzen Tag über an, so dass wir nichts sehen konnten. Nach Mitternacht endlich ließ der Sturm nach, und es klarte auf. Wider alles Erwarten sahen wir jetzt, dass wir ganz frei vom Eis waren. Nur hie und da waren noch einige wenige Stücke zu sehen; sonst hätten wir kaum geglaubt, dass wir vor kurzem in so großer Gefahr gewesen waren. Ein jeder lobte und dankte Gott.

Am 3. Juli näherten wir uns endlich dem Land. Wir fanden im sogenannten Baalsrevier an der Westküste von Grönland einen guten und sicheren Hafen. Ehe wir noch ans Land kamen, fuhren uns einige Grönländer etwa zwei Meilen in ihren kleinen Booten entgegen. Hier sah ich nun die Menschen, derentwegen ich mich so großer Mühen unterzogen hatte. Ihr erster Anblick kam mir so elend vor; und in der Tat waren es arme, bemitleidenswerte Menschen, da sie noch so weit von der Erkenntnis Gottes entfernt waren.

Da die Grönländer unsere Weibsteute zu Gesicht bekamen, und besonders meine kleinen Kinder, wunderten sie sich sehr darüber; mit besonderer Freude betrachteten sie die kleinen Kinder; wie sie denn auch ihre eigenen Kinder sehr lieb und wert haben.

Gleich nach unserer Ankunft suchten wir einen Bauplatz für unser Haus und einen sicheren Winterhafen für das Schiff. Da wir auf dem Festland keinen bequemen Bauplatz fanden und der Sommer nur noch kurz war, erbauten wir auf einer kleinen Insel eine Wohnung aus Torf und Stein und schlugen sie innen mit Brettern aus. Wir nannten diesen Platz „Godthaab“. Die Grönländer kamen fast täglich zu uns und halfen uns die Baumaterialien herbeischaffen. Sie waren dabei stets freundlich zu uns. Am 5. August besuchten uns über hundert Grönländer mit Frauen und Kindern. Sie schienen sich jedoch nicht sehr zu freuen, dass wir den Winter im Land bleiben wollten.

Am 8. August kamen aus Norden Umiaks, offene, große Boote, deren Insassen all ihre Habe mit sich führten. Vielleicht fuhren sie nach Haus, vielleicht zogen sie aber auch nur aus Furcht vor uns in eine andere Gegend.

Als unser Haus fertig war, schickte ich einige unserer Leute aufs Meer hinaus, um die Aussichten auf Fischfang zu untersuchen. Ich selbst ging mit einigen andern aufs Festland, um zu sehen, wie es mit der Jagd stünde. Wir fanden einen Meerbusen, wo es viele Lachse gab. Die Ufer waren mit Gras und kleinem Erlen- und Weidengebüsch bewachsen. Die Grönländer hatten sich im Sommer hier aufgehalten, wie die vielen umherliegenden Knochen von Rentieren und Seehunden bewiesen. Wir sahen auch viele Rentiere und Hasen; sie waren aber sehr scheu, so dass wir nicht zum Schuss kamen. Ich ging mit meinen Leuten das Tal, das sehr lang war, hinauf, um zu sehen, wo das Wasser entspringt. Oberhalb der Felsen sahen wir jedoch nichts wie Eis und Schnee.

Das alte Jahr ging, gottlob, glücklich und wohl zu Ende; allein für die Zukunft waren die Aussichten schlecht, da die Wilden nichts zu verhandeln hatten. Es war deshalb recht fraglich, ob die Gesellschaft Leute im Lande halten würde, wenn sie dabei nichts verdiente. Große Sorge machte es mir auch, wie ich die schwere Sprache der Grönländer erlernen sollte. Ich fragte jeden Grönländer, der uns besuchte, nach dem Namen der verschiedenen

Dinge und schrieb diese Worte fleißig auf. Da Aussprache und Betonung aber sehr schwierig war, wurden, wie sich später herausstellte, viele Worte falsch zu Papier gebracht.

### Anno 1722

Am 21. Januar besuchte ich die Grönländer, die unsere Leute beherbergt hatten. Zuerst sollten wir abseits in einer kleinen Hütte wohnen; durch kleine Geschenke erhielten wir jedoch die Erlaubnis, mit ihnen zusammenzuhausen. Sie hatten dort ungefähr dreißig Häuser, darunter ein großes langes, in dem sich gegen fünfzig Menschen aufhielten. Infolge der stets brennenden Lampen war es in den Häusern zwar sehr warm, aber dafür herrschte ein für mich unerträglicher Gestank. Männer und Weiber waren fast nackend; sie trugen nur kleine Hosen, mit denen sie ihre Blöße notdürftig bedeckten. Sie lebten aber sehr friedlich und einträchtig miteinander und aßen alle gemeinsam. Der Umgang der Männer und Weiber miteinander war bei jung und alt züchtig und höflich. Beschwerlich wurden sie uns infolge ihrer Unreinlichkeit und des Gestankes, die von dem herumliegenden Speck und andern Dingen herrührten.

Großen Kummer bereitete es mir auch, dass ich die Sprache der Wilden so wenig verstand. Ich ließ von meinem ältesten Sohn eine Reihe von Bildern aus der biblischen Geschichte zeichnen und erklärte diese dann den Grönländern, die mich besuchten, so gut ich konnte. Besonders gefiel ihnen, wie Gottes Sohn die Kranken heilte und die Toten auferweckte, indem er sie berührte oder anblies. Sie verlangten deshalb dasselbe von mir. Ein Grönländer nahm seinen Pelz hoch und bat mich, ihn anzublasen, da er Magenschmerzen habe. Als ich es aus Narretei tat, war er sehr zufrieden.

Da das aus der Heimat sehnlichst erwartete Schiff ausblieb und unser Proviant sehr knapp wurde, wurden der Kapitän und die Leute missmutig und begehrten, nach Haus zu segeln.

Als bis Mitte Juni noch kein Schiff gekommen war und der Proviant immer knapper wurde, beschloss der Rat, der zusammengerufen wurde, in vierzehn Tagen abzufahren. Meine Unruhe begann jetzt erst recht. Da aber die Aussichten für die Zukunft sehr trübe waren und die Kompanie wahrscheinlich kein Schiff wieder schicken würde, wenn man hörte, dass kaum Hoffnung bestände, die Kosten wieder herauszubekommen, beschloss ich schweren Herzens, zur festgesetzten Zeit mitzufahren, falls bis dahin kein Schiff gekommen wäre. Nur mein liebes Eheweib war voll Zuversicht zu Gott und redete mir Mut zu. Sie machte auch keinerlei Anstalten für die Reise wie die übrigen.

Als ich am 27. Juni abends ganz betrübt zu Bett gegangen war und noch mit meinem lieben Eheweib von unserer traurigen Lage sprach, kam der Mann, der auf der Anhöhe Wache hielt, mit der Nachricht, dass von Norden her ein Fahrzeug auf die Kolonie zugerudert komme. Meine Sorge wandelte sich in große Freude, als ich von der inzwischen an Land gestiegenen Besatzung des Bootes erfuhr, dass zwei Schiffe aus unserem Vaterland kämen. Infolge dichten Nebels und eines Unwetters lägen sie seit acht Tagen etwa zwei Meilen nördlich der Kolonie.

Gott tat mehr, als wir vermuteten, da die Gesellschaft das Unternehmen eifrig fortzusetzen beschloss und uns reichlich mit Proviant und andern nötigen Sachen versah.

Den 27. Oktober fuhr ich mit meinen Söhnen zu Grönländern in der Nachbarschaft, um bei ihnen zu bleiben, so lange wie es möglich wäre, denn ich sah kein anderes Mittel, ihre schwere Sprache zu erlernen, als beständigen Umgang mit ihnen. Ich wusste, wie hart und beschwerlich es war, sich lange bei ihnen aufzuhalten, da in ihren Häusern große Unreinlichkeit und unerträglicher Gestank herrschte. Wenn es regnete, tropfte es überdies stark im Haus. Für ein kleines Geschenk nahmen sie uns aber gern auf.

Eines Abends wurde ich infolge des üblen Gestanks, den der stinkende Speck und andere Sauerei im Hause verursachte, so unpässlich, dass ich etliche Mal brechen musste. Das Ärgste aber war, dass man bei ihnen sehr von Läusen, deren sie sehr viele haben, geplagt wurde.

Ich nahm das Anerbieten von zwei jungen Menschen an, bei mir zu bleiben, nachdem ich einen andern wieder hatte wegschicken müssen, der sehr eigensinnig war. Durch den beständigen Umgang mit ihnen hoffte ich, die Sprache immer mehr zu erlernen. Ich versuchte auch, ihnen das Schreiben beizubringen; anfangs lernten sie eifrig, da ich ihnen für jeden Buchstaben, den sie gelernt hatten, einen Angelhaken versprochen hatte. Später aber wurden sie des Übens müde. Sie sagten, sie wüssten nicht, wozu dies nützen sollte; auf dem Meere zu fahren, Seehunde zu jagen und Vögel zu schießen, bringe Nutzen und Vergnügen. Uns aber warfen sie vor, wir säßen den ganzen Tag da und malten mit der Feder, guckten in Bücher und taugten zu nichts.

### Anno 1723

Anfang März besuchte ich die am weitesten im Innern des Meerbusens wohnenden Wilden. Die Weibsbilder empfingen uns mit Gesang. Es gilt dies bei ihnen als große Ehrenbezeugung gegenüber den Fremden und als Zeichen, dass man bei ihnen willkommen ist. Die Grönländer im Meerbusen fangen viel Rotfische, so dass sie im Winter weit besser leben als die, welche am Meer wohnen. Diese fangen dafür aber allerhand Seevögel, deren Federfelle sie zu Unterkleidern verarbeiten. Die Grönländer hatten große Begierde, die biblischen Bilder zu sehen und von den göttlichen Dingen zu hören. Ein kleiner Knabe, der zu mir kam, trug ein Stück verfaultes Holz am Halse. Als ich fragte, zu was es nütze, antwortete der Vater, es solle Glück bringen. Eine alte Frau trug den Kinnbackenknochen eines Fuchses und einen Rabenfuß, wie sie sagte, gegen den Tod. Als ich ihnen auseinandersetzte, dass dies nutzlos und ungöttlich sei, rissen sie die Amulette vom Halse und warfen sie weg.

Ein Grönländer, der in der Nähe wohnte, verstieß seine Frau, da sie arg und böse wäre, und nahm sich eine andere. Sie sagten, dass es bei ihnen Sitte wäre, ihre Weiber wegzujagen, wenn sie nicht nach ihrem Sinn wären.

Während der nächsten Monate besuchte ich verschiedene Meerbusen, wo Nordmänner gewohnt hatten. Ich fand viele Gebäude aus Stein, darunter eins, das ohne Zweifel eine Kirche gewesen war. Daneben stand ein Gebüsch von Birken, Erlen, Weiden und Wacholder. Auf der andern Seite erstreckte sich aber ein schrecklicher Eisfelsen bis ans Meer, wo große Stücke wie Inseln abbrachen und aus dem Meerbusen getrieben wurden.

Aus der Heimat wurde mir gemeldet, dass es des Königs allergnädigster Wille sei, dass die Ostseite erkundet würde. Damit dies gut und getreu ausgeführt würde, unternahm ich selbst diese gefährliche und beschwerliche Reise. Obgleich es schon spät im Jahr war, musste ich doch die Gelegenheit ausnützen, da Fahrzeuge und Mannschaften zur Verfügung standen. Ich reiste deshalb am 9. August mit zwei Schaluppen von der Kolonie ab in der Hoffnung, durch die sogenannte Frobisherstrasse, die auf den Seekarten eingezeichnet ist, auf dem kürzesten Weg nach der Ostküste zu gelangen. Als wir drei Tage nach Süden gesegelt waren, kamen wir an einen Ort, wo Grönländer ihre Zelte errichtet hatten. Als wir aber an Land gehen wollten, suchten die Grönländer dies zu verhindern, indem sie uns mit ihren Pfeilen und Bogen bedrohten. Als sie aber erfuhren, dass es der Priester wäre, der sie besuchen wolle, baten sie mich, bei ihnen zu übernachten.

Am 17. August setzten wir unsere Reise zwischen den Inseln hindurch fort. Wir mussten an großen Eisbergen vorüber; dazu blies ein heftiger Nordwind, so dass die Wellen oft in das Fahrzeug schlugen und wir beständig Wasser schöpfen mussten. Unserm Lotsen wurde, obwohl er in seiner Art ein tüchtiger Seemann war, sehr bange. Wir kamen aber, gottlob, glücklich über den Meerbusen. Abends führte uns unser Grönländer in einen schmalen Sund, wo wir drei Zelte der Wilden vorfanden, in denen wir nächtigten. Die Leute hier fürchteten sich gar nicht vor uns, sondern waren sehr lustig und beherzt. Der Dialekt dieser Leute war etwas anders als der unserer Grönländer. Während der nächsten Tage fuhren wir bei günstigem Wetter weiter nach Südosten, denn die Küste erstreckte sich jenseits des 62. Grades mehr und mehr nach Osten. Unterwegs sahen wir überall Menschen; viele von ihnen folgten uns in ihren Booten. An einem Meerbusen zeigten uns die Grönländer verfallene Häuser der alten Nordmänner; daneben war ein schöner Platz mit Wiese, Heide und Wald,

ebenso ein guter Hafen, in den die Schiffe bequem einlaufen konnten. Hier wuchsen auch schwarze Birnen, die von den Grönländern gesammelt wurden. Uns wurden mehr von diesen verehrt, als wir essen konnten. Die Grönländer brachten uns auch viele kleine Dorsche, so dass wir für eine Nähnadel wohl zwanzig bis dreißig Stück bekommen konnten.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, fuhren wir weiter, nachdem wir zur Verwunderung der Grönländer unsere Andacht gehalten hatten. Wir kamen an einer heißen Quelle vorbei, in deren Nähe, wie die Grönländer erzählten, das Eis auch im Winter schmelze, so dass das Ufer Sommer und Winter grün sei. Das Wasser habe einen scharfen Geruch und strengen Geschmack.

Noch immer folgten uns viele Grönländer. Sie machten dabei ihre Exerzitien, indem sie sich zu unserer Verwunderung mit ihren Booten umwarfen und wieder aufrichteten.

Als wir an einer kleinen Insel vorüber fuhren, baten uns die Bewohner, an Land zu kommen. Sie führten mich dann an das Grab eines toten Mannes und baten mich, ihn wieder lebendig zu machen. Ich war über dieses Ansinnen sehr bestürzt und sagte ihnen, dass dies allein Gott, der Schöpfer aller Dinge, vermöchte.

Als wir am nächsten Morgen abreisen wollten, brachten sie einen armen blinden Mann und baten mich, ihn zu heilen. Ich sagte ihnen, nur Gottes Sohn könne Blinde heilen. Da ich sonst nichts hatte, womit ich ihm helfen konnte, wusch ich seine Augen mit etwas Franzbranntwein. Viel später, im Sommer 1736, kam ein Mann mit ganz gesunden Augen zu mir und fragte, ob ich ihn kenne. Als ich dies verneinte, sagte er, dass er der Blinde sei, dem ich seinerzeit die Augen geöffnet hätte. Wenn nun Gott auch kein Wunder getan hat, so muss ich ihm doch allein die Ehre lassen, dass ich auf natürliche Weise mit dem scharfen Franzbranntwein geholfen hatte.

Den ganzen Tag folgten uns mehr als hundertfünfzig Menschen. Wir kamen an einem Meerbusen vorüber, an dem die alten Nordmänner gewohnt hatten, und sahen dort die Reste von einer Kirche und zwei gemauerten Häusern. Wir blieben hier über Nacht.

Am nächsten Morgen ließ ich in dem Haus einige Steine wegnehmen, da ich hoffte, einige Monumenta zu finden, aber es waren nur Kohlen und Topfscherben zu sehen. Die Grönländer wollten es anfangs nicht zugeben, dass wir in den wüsten Plätzen grüben, da die dort begrabenen Kablunaken ihnen sonst Böses zufügen würden, wenn wir weggefahren wären.

Hatte ich auch nicht das eigentliche Ziel meiner Reise, die Oesterbygd, erreicht, so erhielt ich doch gute Kenntnis von dem südlichen Teil der Westküste, der auf den Seekarten teilweise ganz falsch eingezeichnet ist. Auch lernte ich Kolonien der Nordmänner und ihre Lage kennen.

### **Anno 1724**

Nachdem wir, mein Kollege und ich, die gesammelten und aufgeschriebenen Vocabula und Redensarten zusammengesetzt hatten, beschlossen wir, zu Beginn des neuen Jahres den Versuch zu machen, wie sich die Grönländer zu unserer geistlichen Unterweisung stellen würden. Den 10. Januar machten wir den Anfang in drei benachbarten Häusern, in denen über siebenzig Menschen, große und kleine, versammelt waren. Sie gaben alle zu verstehen, dass sie es gern sähen, wenn wir bei ihnen bleiben und sie in Gottes Wort unterrichten wollten.

Am 25. Januar kam ein Bote zu mir mit der Nachricht, dass das jüngste Kind eines Angekok krank darniederliege, ich solle kommen und es gesund machen. Da ich aber sah, dass keine Hoffnung vorhanden war, sagte ich, er solle sein Kind, ehe es stürbe, taufen lassen, da es sonst zum Teufel führe. Er bat mich, es zu taufen. Bald darauf starb das Kind, worauf die Eltern ein jämmerliches Schreien und Klagen anstimmten, das fast zwei Stunden währte. Hierauf wickelten sie das Kind in ein reines Fell und baten mich, es zur Grabstätte zu bringen, damit es nicht wieder unrein würde. Ich trug das Kind deshalb weg und legte es in

eine Hütte, die die Eltern mit Fellen und Steinen zudeckten. Später begehrten alle von mir, ich solle sie taufen. Ich sagte ihnen aber, dass sie erst vorbereitet und Gott kennenlernen müssten.

In der nächsten Zeit (April) kamen viele fremde Grönländer mit ihren Familien durch die Kolonie, die sich nach Norden zum Seehundfang begaben. Ein kleiner Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren hatte Lust, bei meinen Kindern zu bleiben, bis seine Eltern wieder von Norden zurückkämen. Mit Einwilligung des Vaters behielt ich ihn gern bei mir, um ihn sowohl im Guten zu unterweisen als auch meinen Kindern Gelegenheit zu geben, beim täglichen Umgang mit ihm die Sprache fertig zu erlernen.

Vom 17. April ab sahen wir viele Schiffe, die für den Walfischfang bestimmt waren, nach Norden vorüberfahren. In der nächsten Zeit besuchte ich die Grönländer in ihren Zelten und unterrichtete sie von Gott und seinem Wort.

Den 4. Juli ereignete sich ein besonderes Unglück. Einer der grönländischen Knaben, die bei mir waren, schlug mit dem Kajak um, als er auf einem Süßwassersee übte und mit andern spielte. Da er sich nicht wieder aufrichten konnte, ertrank er, ehe ihm jemand zu Hilfe eilen konnte. Dieser Unfall ging mir sehr zu Herzen. Wir begruben ihn in einem Sarg auf unserm Friedhof. Die Brüder seines Vaters, die zugegen waren, weinten bitterlich. Der Vater selbst war weit weg auf der Renntierjagd; als er am 11. August zurückkehrte, ging er an das Grab des Verstorbenen, beweinte ihn und legte hoch mehr Steine auf sein Grab. Er schien sehr betrübt zu sein, doch ließ er sich dadurch trösten, dass wir ihm ein Stück eines tot aufgefundenen Walfisches schenkten.

Den 13. August reiste ich mit meiner Ehefrau und meinen beiden kleinen Mädchen nach Ameralik, dem schönsten Meerbusen der ganzen Gegend, um hier Heu für unser Vieh zu machen. Das Korn, das ich am 18. Mai hier hatte säen lassen, stand zwar schön, allein die Ähren hatten noch keine Frucht. Auch die Rüben waren noch ganz klein. So angenehm es hier auch sonst war, war die Plage von den garstigen Mücken jedoch groß, die namentlich bei stillem Wetter und bei Sonnenschein sich in großen Mengen einfanden.

Am 28. September fiel der erste Schnee in diesem Jahr. Als ich am 6. November bei Grönländern, denen ich von der Erschaffung der Welt und vom Sündenfall erzählt hatte, in ihrem Haus übernachtete, entstand großer Alarm, da das Dach einzufallen drohte. Kaum hatten wir uns aus dem Weg gemacht, als das Dach einstürzte. Die Nacht mussten wir uns notdürftig behelfen, denn es schneite und wehte so gewaltig, dass wir einander nicht sehen konnten. Sobald es Tag war, musste das Weibsvolk das Haus wieder ausbessern, da es ihnen zukommt, die Häuser zu bauen, weswegen diese auch so schlecht und baufällig sind. In einem andern Haus fand ich einen Knaben, der das Bein gebrochen hatte. Sie hatten es mit einem Seitenstück eines Seehundfelles verbunden. Die Behandlung durch unsern Chirurgen, die ich ihnen anbot, lehnten sie ab: es würde schon von selbst wieder gut werden, wenn der Kranke nur eine Zeitlang ruhig halten wolle.

### **Anno 1725**

Den 12. Januar schickte ich meinen ältesten Sohn zu den Grönländern, um ihnen vorzulesen. Sie waren mit ihm sehr zufrieden, da er ihre Sprache besser beherrschte als ich und zugleich den grönländischen Akzent beim Sprechen hatte. Ich ließ ihn deshalb weiterhin oft zu ihnen gehen.

Den 29. Mai kamen unsere beiden Schiffe aus der Heimat. Auch ein Grönländer, namens Poek, der im vergangenen Jahr mit nach Bergen und Kopenhagen gefahren, kam wieder mit zurück. Sein Gefährte war in Bergen gestorben. Der zurückgekehrte Grönländer, der seine Landsleute fleißig besuchte, schien seine frühere Lebensart wieder annehmen zu wollen, zumal er ein Mädchen zur Frau begehrte, die ihn nur nehmen wollte, wenn er ihr zu ihren Freunden folge. Da dies aber zu seiner Seele Verderb gewesen wäre, schlug ich ihm vor, sich eine Frau in der Nähe zu suchen und mit ihr bei uns auf der Kolonie zu bleiben. Er war einverstanden, nannte mir die Tochter eines Mannes in der Nachbarschaft und bat mich, sie

ihm zu holen. Ich musste also hinfahren und das Mädchen bereden, in unser Haus zu kommen, ohne ihr jedoch etwas davon zu sagen, dass sie zur Frau gewünscht würde; sondern sie sollte nur einige Tage für uns nähen. Als wir ihr dann in unserem Haus die Werbung Poeks übermittelten, wurde sie schamrot und sagte, sie wolle ihn nicht haben. Allein der Freier tat nun selbst sein Bestes, sie zu überreden, indem er ihr die von seiner Reise mitgebrachten Raritäten verehrte, so dass sie schließlich ihre Einwilligung gab.

### Anno 1726

Am 13. Januar kam ein Wilder, ein Verwandter des Poek, zu uns und bat, ihn mit seiner Frau und Tochter eine Zeitlang bei uns aufzunehmen. Im Norden, wo er wohne, drohe Hungersnot. Er habe zwar noch einige Lodden und Seehunde für sich und die Seinen; wenn er aber dort bliebe, müsse er diese mit den andern teilen und selbst Not leiden. Mein Kollege, der die Grönländer Amtes halber zu besuchen hatte, erbot sich, Weib und Tochter des Wilden mit zurückzubringen. Die Hinreise ging bei günstigem Wind glatt vonstatten. Auf der Rückreise erhob sich aber ein heftiger Schneesturm; sie mussten deshalb auf einer Insel landen und die Nacht dort zubringen. Als sie am nächsten Morgen weiterzufahren versuchten, wurde die Schaluppe ans Land zurückgetrieben und zerschellte an einem Felsen, so dass alle in große "Lebensgefahr gerieten. Außer einem Matrosen und der Frau und Tochter des Wilden kamen jedoch alle unversehrt ans Ufer. Die Trümmer der Schaluppe, an die sich die drei festklammerten, wurden von den Wellen hin- und hergeworfen. Der Assistent des Kaufmanns, der zuerst ans Ufer gesprungen war, wollte das kleine Mädchen retten. Als er aber auf den äußersten Rand des Eises trat und ihr die Hand reichte, fiel er mit ihr ins Meer und kam unter die Schaluppe. Das Mädchen war sofort tot; als dies die Mutter sah, fragte sie nicht darnach, ob sie gerettet würde, sondern sprang auch ins Meer und war sofort tot. Der Assistent trieb indessen immer noch im Meer, wobei die Wellen bisweilen über ihm zusammenschlugen. Endlich konnten ihn die andern mit Hilfe des Mastes, der glücklicherweise an Land getrieben worden war, halbtot ans Land ziehen. Ebenso wurde dann auch der letzte Mann gerettet, der bis an den Hals im Wasser im Boot saß. Ob nun auch alle mit Ausnahme der Frau und Tochter des Wilden gerettet worden waren, so hätten sie dennoch krepieren und vor Hunger und Kälte umkommen müssen, wenn nicht durch Gottes Barmherzigkeit der Kasten des Priesters mit den Lebensmitteln an Land getrieben worden wäre. Obwohl es Winter war und schneite, war es doch nicht zu kalt; außerdem wurden glücklicherweise noch ein paar Renntierfelle ans Ufer gespült. Inzwischen war man auf der Kolonie in großer Sorge, da das Boot nicht kam. Der Mann, dessen Frau und Tochter ertrunken waren, und Poek, dessen Frau an der Reise teilgenommen hatte, fuhren nach Norden zu ihren Angehörigen, von denen sie zu ihrem großen Kummer erfuhren, dass das Boot tags zuvor abgefahren sei. Wir schickten deshalb am 17. in der Frühe ein anderes Boot aus, um die Verschollenen zu suchen. Gott fügte es, dass sie an der Insel vorüberfuhren, auf der die armen Menschen in großer Angst und Lebensgefahr nun bereits zwei Tage und zwei Nächte zugebracht hatten. Sie nahmen sie steif gefroren, wie sie waren, zu sich in die Schaluppe und brachten sie zur Kolonie. Der arme Grönländer, dessen Frau und Tochter das Leben eingebüßt hatten, heulte und wehklagte und war ganz untröstlich. Unser Chirurgus musste einem der Teilnehmer drei Zehen abschneiden, die vom Frost ganz pechschwarz geworden waren. Auch die andern waren an Händen und Füßen übel zugerichtet, doch hatten sie Hoffnung, ihre Glieder unversehrt zu behalten.

Den 28. März geschah in der Nachbarschaft eine ganz unmenschliche Tat. Eine Mutter war drei Tage nach der Geburt im Kindbett gestorben. Da keine andere säugende Frau das Kind annehmen und aufziehen wollte - vorgebend, dass sie dann nichts mehr für die eigenen Kinder hätte -, sah sich der Vater genötigt, da er selbst keine Speise für ein so zartes Kind hatte, dasselbe zur Mutter ins Grab zu legen, wo es jämmerlich starb.

Den 2. Juni wurde ein Schiffsbalken und ein nach nordischer Art gefertigter Holzeimer an Land getrieben, so dass wir in große Furcht und Besorgnis versetzt wurden, da unser Schiff gewöhnlich um diese Zeit kam. Unser Proviant ging stark zur Neige, so dass große Gefahr bestand, dass wir alle verhungern müssten, wenn kein Schiff mehr kommen würde. Ich fuhr

deshalb nach Norden, um von den dort liegenden holländischen Walfischfängern Proviant einzuhandeln. Zwar wurde ich wohl aufgenommen und höflich behandelt, erhielt aber nur sehr wenig Proviant, da sie diesen angeblich selbst nötig hatten. Wir suchten außerdem Lachse zu fangen und Seehunde von den Grönländern zu erlangen; auf die Jagd konnten wir nicht mehr gehen, da unser Pulver und Blei verschossen war. Wir mussten deshalb mit unsern Vorräten so sparsam wie nur irgend möglich umgehen. Mit der sonst für einen Mann bestimmten Brotration mussten sich jetzt acht behelfen; die Grütze wurde auf der Silberwaage abgewogen, wenn wir etwas Suppe zu dem Seehundfleisch machen wollten. Statt Butter nahmen wir Tran. Den 15. Juli kam ganz unvermutet eine Schaluppe, die die erfreuliche Nachricht brachte, dass ein Schiff der Kompanie eingetroffen sei, aber wegen des vielen Eises nicht zur Kolonie gelangen könne, sondern 8-10 Meilen nördlich gelandet sei. Wir erfuhren jetzt, dass im Frühjahr zur rechten Zeit ein anderes Schiff der Kompanie von Bergen abgegangen sei. Da es jedoch nicht eingetroffen war, war sehr zu befürchten, dass es verunglückt war.

Am 25. September war zwischen 1 und 2 Uhr eine große Sonnenfinsternis, durch die die Grönländer in großen Schrecken versetzt wurden. Ihre Angekoke trieben allerhand Hexerei, um Schaden und Unglück abzuwenden.

### **Anno 1727**

Den 12. März wären ich und andere durch meine Unvorsichtigkeit beinah ums Leben gekommen. Ich hatte einige chemische Spezies allzu großer Hitze ausgesetzt, und da ich sie für den bestimmten Zweck für verdorben gehalten hatte, hatte ich das Glas, worinnen sie waren, geöffnet. Plötzlich taumelten zwei junge Hunde, mit denen meine Kinder spielten, im Kreis umher, als hätten sie Gift geschluckt. Später wurde auch allen, die im Zimmer gewesen waren, unwohl und atembeklemmend zumute. Endlich merkte ich, von wo es kommen müsste, und gab allen etwas Theriak gegen das Gift ein. Mit Ausnahme eines grönländischen Mädchens, das einige Zeit darnach starb, wurden wir, dank der Hilfe des gütigen Gottes, nach einigen Tagen alle wieder gesund.

Gleichwie ich mir vorgesetzt, alles aufrichtig und umständlich zu erzählen, was ich tat, um das grönländische Unternehmen zu fördern, will ich auch Ursache und Zweck meiner chemischen Arbeiten nicht unerwähnt lassen. Als ich anno 1718, wie berichtet, in Bergen nicht wusste, wie ich Mittel und Wege finden würde, um mein Vorhaben auszuführen, fiel mir der sogenannte „lapis philosophorum“ (Stein der Weisen) ein, von dem so viel geredet und geschrieben worden ist. Ich studierte verschiedene Autoren, die von dieser Materie handelten. Allein meine Hoffnung schlug ganz fehl, denn von aller dieser Hudelei, womit ich mich fast zwei Jahre plagte, hatte ich nichts als vergebliche Mühe und Arbeit, beschmutzte Finger und den Verlust meines Geldes. Trotzdem hatte ich Zeichen an meiner Arbeit gesehen, welche im Anfang einem philosophischen Werk ähnlich waren, woraus ich schließen konnte, dass ich auf dem rechten Weg gewesen war und ein anderes Mal bei mehr Fleiß und Vorsicht mehr Glück haben würde.

Den 9. September brachte ein Grönländer ein Stück Metall, das er in der Erde bei den ehemaligen Häusern der Kablunaken gefunden hatte. Es war ohne Zweifel ein Stück von dem untern Rand einer Kirchenglocke aus der vorigen Christen Zeiten.

### **Anno 1728**

Den 14. März brachte uns ein Grönländer die Nachricht, dass ein Knabe, der in einem Boot zum Fischen ausgefahren war, nicht zurückgekehrt sei. Da das Wetter still und ruhig gewesen, glaubten sie nicht, dass der Knabe im Meer ertrunken wäre, sondern dass ihn die Ignarsuit oder Unterirdischen weggefangen hätten, wie sie dies oft zu tun pflegten. Auf meine Frage, wer diese Ignarsuit wären, antwortete der Grönländer, es wären unsichtbare Leute, die in der Erde und in den Gebirgen hausten und sich nur bisweilen sehen ließen, und zwar nur im Dunkeln, da sie ganz feurig aussahen. Ich lehrte sie aber dagegen, dass es keine

besonderen Leute unter der Erde gäbe, sondern nur Teufel, die uns zu erschrecken suchten. Wir brauchten uns aber vor ihnen nicht zu fürchten, wenn wir nur Gott vertrauen, der uns von Engeln allezeit bewachen lässt.

Den 1. Juli kam ein Kgl. Kriegsschiff, das nach allergnädigstem Kgl. Willen mit der gehörigen Besatzung und einem Major als Gouverneur ein Fort zum Schutz der Kolonie errichten sollte. Auch einige verheiratete Personen, die teils freiwillig gekommen waren, teils aus den Gefängnissen und Waisenhäusern stammten und kopuliert worden waren, wurden ins Land geschickt, um es zu bevölkern.

Den 25. September fuhr ich zu der neuen Kolonie. Der Bau daselbst war so weit fertig, dass das Dach gedeckt und die Schornsteine angefangen waren. Obwohl das aus Ton und Stein errichtete Haus noch sehr feucht war, beschloss ich doch, es zu beziehen. Ich holte deshalb am 30. September meine Familie und meine Sachen aus der alten Kolonie. Die neue Kolonie erhielt den Namen Godthaab wie die alte Kolonie.

### **Anno 1729**

Den 7. und 14. Januar versammelte sich der Rat, um einem Gerücht von einer Meuterei der Soldaten nachzugehen. Einer sollte gesagt haben, dass der Gouverneur und ich die ersten seien, denen man den Garaus machen würde. Wenn Gott nicht die meisten von ihnen auf das Krankenbett gelegt hätte, würden sie ohne Zweifel ihren bösen Vorsatz ausgeführt haben. Wir mussten uns in unserer Wohnung zu unserer eigenen Sicherheit mit Waffen versehen und aus den Angestellten nachts eine Wache bilden. Unter den wilden Heiden hingegen konnten wir uns jederzeit sicher hinlegen und schlafen, wenn wir auch noch so wenig Begleitung bei uns hatten.

Während ich von der Kolonie abwesend war, um wie gewöhnlich die Grönländer zu besuchen, waren dort wieder fünf Mann gestorben, in den nächsten Monaten folgten noch viele andere, zeitweise an einem Tag mehrere. Im Ganzen starben vierzig Personen.

### **Anno 1730**

Mitte März brachten wir einige der Kranken zu den Grönländern, bei denen sie vierzehn Tage blieben, um Cochleare oder Skorbutkräuter zu essen. Sie wurden hierdurch auch geheilt und gesund.

### **Anno 1731**

Von der Schiffsbesatzung waren viele am Skorbut schwer erkrankt; mehrere von ihnen starben auch.

Den 19. Juni kam das Schiff „Charitas“, das uns die Nachricht vom Tod unseres allergnädigsten und frommen Königs bestätigte, die wir bereits durch Holländer erhalten hatten. Auch wurde uns verkündet, dass des jetzigen Königs allergnädigster Wille und Befehl wäre, dass alle Leute aus Grönland nach Haus berufen und die Kolonie aufgehoben werden sollte, da die Kosten zu groß seien und vergebens aufgewandt worden wären. Mir war es freigestellt, ob ich mitfahren oder bleiben wollte. In letzterem Fall war allergnädigst erlaubt, dass Leute bei mir bleiben könnten und mir Proviant für ein Jahr überlassen würde. Weiterhin hätte ich aber keinerlei Unterstützung von Ihro Kgl. Majestät zu erwarten. Nach langen Erwägungen und Verhandlungen mit dem Rat blieb ich mit zehn Matrosen, die sich hatten bewegen lassen, freiwillig zu bleiben; die übrigen fuhr am 24. Juli nach der Heimat zurück.

### **Anno 1732**

Am 8. Januar besuchte ich die am Baalsrevier wohnenden Grönländer. Diese konnten nicht verstehen, dass ich sie verlassen wolle, sie wiesen auf die getauften Kinder hin, die der

Belehrung bedürftigen. Wenn auch keine Schiffe mehr kämen, um mir Mannschaften und Proviant zu bringen, so gäbe es doch genug Rentiere, Seehunde, Vögel und Fische, von denen ich ebenso gut leben könnte wie sie selbst.

Einige Grönländer aus Pisubigme, die uns besuchten, erzählten von einer eigenartigen und scharfen Exekution einer Hexe, die nach ihrem eigenen Geständnis angeblich durch ihre Hexerei den Tod einiger kürzlich verstorbener Personen verursacht hätte. Zuerst hatten sie die Hexe totgestochen, dann das Herz herausgeschnitten und ins Meer geworfen und schließlich auch den übrigen Körper Glied für Glied partagieret und ebenfalls ins Meer geworfen. Vor einigen Jahren hatten sie auch in der Nähe der Kolonie eine Hexe, die angeblich eine junge Person behext und getötet hatte, ums Leben gebracht.

### **Anno 1733**

Während am Anfang des Jahres noch gutes Wetter war, setzte am 18. Januar ein so strenger Frost ein, dass ein ein Jahr altes Kalb im Stall erfror.

Den 20. Mai kam ganz unerwartet ein Schiff aus der Heimat mit der guten Nachricht, dass der grönländische Handel wieder mit größerem Nachdruck betrieben werden sollte; außerdem wollte Ihre Kgl. Majestät jährlich zweitausend Reichstaler zur Förderung der Grönländischen Mission geben. Mit diesem Schiff kehrte auch ein grönländischer Knabe namens Karl zurück, während die übrigen Grönländer, die vor zwei Jahren mit den Schiffen nach Kopenhagen geschickt worden waren, sämtlich an den Blattern gestorben waren. Leider sollte die Rückkehr des Knaben seinen armen Landsleuten wenig Vorteil bringen, denn Mitte Juni wurde er krank, und gleichzeitig erkrankten andere grönländische Knaben und Mädchen, die er angesteckt hatte.

In den nächsten Monaten erkrankten und starben noch viele andere. Ein Mann beging bei dieser Gelegenheit eine schreckliche Tat. Als seine Tochter und sein ältester Sohn starben, die er sehr geliebt hatte, ermordete er die Schwester seiner Frau, die er für eine Hexe hielt, die seine Kinder getötet hätte. Zu dieser grausamen Tat hatte ihn sein Sohn selbst veranlasst, der kurz vor seinem Tod in seiner Raserei sagte, er sähe seiner Mutter Schwester vor dem Bett stehen und hexen.

Den 7. November starb der letzte Mann, der von zehn Familien auf den Rabeninseln noch übriggeblieben war. Bisher waren alle, die krank geworden, gestorben, bis auf zwei Knaben.

Den 9. November kam mein Sohn von den Koekinseln zurück, wo drei Häuser fast ausgestorben waren. Viele Leichen lagen, wie er berichtete, umher, da der eine den andern nicht mehr begraben konnte. Erbärmlich wäre es anzuhören, wie sie Gott um Hilfe anriefen und klagten.

### **Anno 1734**

Die Blattern griffen in den nächsten Monaten immer weiter um sich. Wieviel Elend wir in dieser Zeit an diesen armen Menschen gesehen haben, lässt sich nicht beschreiben. Auch die Mühe und das Ungemach, das wir mit den vielen kranken Menschen auszustehen hatten, war ungeheuerlich. Die meisten lagen in meiner eigenen Stube und wurden von mir und den Meinen bedient, da nicht einmal meine Leute und die Matrosen den Gestank dulden wollten, den die Krankheit mit sich brachte. Ich brachte es aber nicht übers Herz, sie in der Kälte elendig umkommen und krepieren zu lassen. Während des ganzen Winters hatten wir Tag und Nacht keine Ruhe. Meine und meiner lieben Ehegattin Gesundheit litten in dieser Zeit schwer; meine Frau wurde nie wieder völlig gesund. Von mehr als zweihundert Familien, die im Umkreis von zwei bis drei Meilen um die Kolonie wohnten, waren im April kaum noch dreißig Familien übrig, so dass die Kolonie ganz öde und verlassen von Grönländern war. Allein auf der Kolonie starben mehr als fünfzig Personen. Wie betrübt und niedergeschlagen mich dies machte, kann ich nicht beschreiben. Alle Mühe, Fleiß und Unkosten dünkten mich

vergebens aufgewandt, zumal ich erfuhr, dass auch weiter im Norden und Süden die Seuche immer weiter um sich griff, so dass es aussah, als sollte das ganze Land wüste werden.

Am dritten Pfingsttag, den 15. Juni, kam ein Schiff aus der Heimat, wodurch sich mein niedergeschlagener und betrübter Sinn wieder etwas aufrichtete. Allein da ich nur schlechte Hoffnung für den Fortgang der Mission unter den obwaltenden Umständen hatte und ohnehin meine Gemüts- und Leibeskräfte so geschwächt waren, dass ich in Grönland nur wenig Nutzen mehr schaffen konnte, beschloss ich in Jesu Namen um allergnädigste Demission zu bitten. Gleichwohl fand ich mich vor Gott verpflichtet, so lange als er mir das Leben gönnte, den Fortgang des Werkes nach Kräften zu fördern.

Den 8. August erfreute der gütige Gott mich und mein liebes Eheweib mit der Rückkehr unseres Sohnes Paul Egede. Er war mit einem nach der Diskobucht fahrenden Schiff von Kopenhagen, wo er seine Studien betrieben hatte, als ein geweihter Priester und Missionarius nebst zwei anderen Missionaren gekommen, um die Grönländer zu unterweisen.

### **Anno 1735**

Den 15. Mai kam ein Schiff aus dem Vaterland, mit dem ich auch die im vorigen Jahr alleruntertänigst begehrte Demission erhielt nebst der Zusicherung, dass für mich und die Meinen bei meiner Rückkehr gesorgt werden solle.

Am 9. September kam das Schiff, mit dem ich nach dem Vaterland hatte fahren wollen. Da aber mein Eheweib immer schwächer und schwächer wurde und oft zu Bett liegen musste, beschloss ich wegen der vorgeschrittenen und strengen Jahreszeit, unsere Reise zu verschieben.

Als ich die Grönländer besuchte, freuten sie sich, dass ich nicht weggefahren sei, und baten mich, ich solle bei ihnen bleiben. Als ich am 25. November wieder nach Haus kam, traf ich mein liebes Eheweib todkrank an, so dass keine Hoffnung auf Besserung mehr bestand, und am 21. Dezember gefiel es Gott, zur Überhäufung meiner Widerwärtigkeiten in Grönland, mich auch noch durch den Tod meines allerliebsten Eheweibes zu betrüben.

### **Anno 1736**

Den 13. Juni lief das Schiff aus der Heimat im Hafen ein, nachdem wir es schmerzlich erwartet hatten, da uns der Proviant fast ausgegangen war, und am 7. Juli kam das andere Schiff, mit dem ich nach dem Vaterland zu fahren beabsichtigte.

So hielt ich am 29. Juli meine Abschiedspredigt über Jesaia 49,4, wozu mich mein wohlgemeinter Vorsatz, aber schlechter Ausgang veranlasste. Ich gestehe ganz gern, dass die armen Grönländer mit meiner Abreise gar nicht zufrieden waren, und dass es mir sehr zu Herzen ging, sie zu verlassen. Ich hoffte aber, da ich an Gemüt und Körper sehr geschwächt war, in der Heimat das Werk mehr fördern zu können, als wenn ich in Grönland bliebe.

Den 9. August verließ ich bei gutem Wind mit meinem einen Sohn und meinen beiden Töchtern und dem Leichnam meiner Frau, den ich in der Heimat geziemend beerdigen lassen wollte, die armen Grönländer, bei denen ich fünfzehn Jahre in großer Mühe und Arbeit zugebracht hatte. Ich bat Gott herzlich, dass er sie ferner bekehren und erleuchten wolle!

Nach einer gefahrvollen und beschwerlichen Reise langten wir den 24. September glücklich in Kopenhagen an. Dem hohen Missionskollegium reichte ich ein alleruntertänigstes Memorial über Stand und Fortgang der Grönländischen Mission ein. Ein Seminarium für die Missionarii wurde auf Königl. allergnädigste Resolution errichtet. Ehe die Missionare hinausgesandt würden, sollte ich sie in der Sprache der Grönländer unterrichten.

## PLINIUS FISK

Pilgerfahrten ins Heilige Land waren besonders zur Zeit des ausgehenden Mittelalters im Gefolge der Kreuzzüge keine Seltenheit, und wir haben von zahlreichen Reisenden anschauliche Berichte über ihre Erlebnisse erhalten. Mit dem Erstarken des Türkischen Reiches wurde jedoch für die Völker des Abendlandes der Zugang zu den denkwürdigen Stätten der Christenheit immer schwerer. So hat auch die evangelische Mission hier erst verhältnismäßig spät Eingang gefunden. Während sie in so entlegenen Gebieten wie Grönland und Indien schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts Fuß fassen konnte, war das in Palästina erst vor wenig mehr als hundert Jahren der Fall. Einer der ersten, der hier für die Ausbreitung des evangelischen Glaubens arbeitete, war der Nordamerikaner Plinius Fisk. Fisk wurde im Jahre 1792 in Shelburne im Staate Massachusetts geboren. Nach Abschluss seiner Ausbildung im Seminar zu Andover trat er 1819 im Dienst der Vereinigten Nordamerikanischen Missionsgesellschaft die Ausreise nach dem Vorderen Orient an. Auf der Seefahrt las er die Geschichte Hans Egedes, den er sich zum Vorbild für seine zukünftige Arbeit nahm. Nur knapp sechs Jahre konnte er in den Ländern der Levante tätig sein. Ohne seine Heimat wiedergesehen zu haben, raffte ihn schon 1825 im Alter von 33 Jahren ein plötzliches Fieber in Beirut dahin.

Diese sechs Jahre sind ausgefüllt mit einer unermüdlichen Evangelisationstätigkeit. Sie galt besonders der Schaffung und Verbreitung von christlicher Literatur in den zahlreichen verschiedenen Sprachen der von ihm besuchten Länder, wodurch er häufig in ernste Konflikte mit den Behörden des Türkischen Reiches geriet. Rastlose Reisen führten ihn von der Küste Kleinasiens, wo er in Smyrna seine Tätigkeit begann, nach Ägypten, Malta, wieder nach Ägypten und schließlich nach Palästina, vor allem nach Jerusalem. Im Frühjahr 1823 trat er die Reise von Kairo nach Jerusalem an. Er folgte teilweise dem gleichen Wege, den kaum ein Menschenalter vor ihm hier Napoleon auf dem Zug durch die Wüste genommen hatte. Nach einer Reise von 18 Tagen kam er in Jerusalem an, wo er seinen dauernden Wohnsitz nehmen wollte. „Mit Empfindungen, die sich nicht leicht beschreiben lassen, trafen wir um vier Uhr nachmittags in Jerusalem ein. Bilder und Begebenheiten von vier Jahrtausenden drängten sich vor unserem Geiste; Begebenheiten, welche den Himmel, die Erde und die Hölle aufs tiefste erschütterten.“

Fisk hat auf seinen Reisen viele der denkwürdigen Stätten der Geschichte des Altertums gesehen, aber sie haben ihn nicht besonders tief berührt und veranlassten ihn nur zu Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe. Die Pyramiden Ägyptens erschienen ihm als „ein erstaunliches Denkmal menschlicher Geschicklichkeit und Torheit“, und eines der großartigen Königsgräber bei Luxor lässt ihn nur an die Knechtung der Menschen denken, die dafür ihr Leben opfern mussten: „Wie viel Arbeit für das Grab eines einzigen Menschen!“ Erst auf dem Boden des Heiligen Landes, im Umkreis von Jerusalem, findet dieser sonst fast nüchterne, verschlossene Mann in seinen Schilderungen Worte des stärksten Empfindens, hier findet seine tief religiöse Natur die Heimat ihrer Seele.

## Jerusalem, Bethlehem, Jericho

*Plinius Fisk, von Alvan Bond. Deutsche Ausgabe Erlangen, Verlag Carl Heyder 1835.*

Wir haben Jerusalem von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, sind um die Stadt her und durch sie hindurch gegangen und auf dem Ölberg gestanden, mit der Beschreibung des Josephus in der Hand, um die Hügel und Täler, die vor 1800 Jahren von ihm geschildert worden sind, ausfindig zu machen; und nach allen unsern Forschungen vergleichen wir Jerusalem mit einer schönen Frau, die man lange Jahre nicht gesehen und welche eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen und Schicksalen durchgemacht hat, wodurch die Rosen ihrer Wangen bleichten, ihre Fülle verzehrt ward, ihre Haut austrocknete und sich bräunte und ihr Antlitz mit den Runzeln des Alters bedeckt ward, die aber dennoch die Grundzüge behalten hat, woran man sie als die einst gefeierte Schönheit wieder erkennt. Das ist der gegenwärtige Anblick dieser Heiligen Stadt, welche einst die „vollkommenste Schönheit, die Freude der ganzen Erde“ war.

In Hinsicht der Bevölkerung Jerusalems scheint uns folgende Schätzung von allen Angaben, die wir gehört haben, die richtigste, nämlich: Muselmänner 10.000, Juden 6.000, Griechen 2.000, Katholiken 1.500, Armenier 500, im ganzen 20.000.

Die Juden sagen selbst, dass sie nur 600 Familien Sephartim oder spanische Juden und 25 Familien Aschkenasim oder polnische Juden haben. Einige halten die Juden für zahlreicher als die Mohammedaner. Sie nehmen jedoch einen weit kleineren Teil der Stadt als die Türken und Araber ein. Die Armenier leben in und an ihrem Kloster auf dem Berge Zion; die Griechen und Katholiken haben ihre Klöster und Häuser am Kalvarienberge. Die Türken und Araber nehmen Bezetha und den ganzen östlichen Teil der Stadt ein und haben Wohnungen in allen anderen Teilen derselben; die Juden wohnen im Staube zwischen Zion und Morijah. Die ganze Grundfläche des alten jüdischen Tempels auf Morijah, die jetzt die Moschee Omars fasst, ist ummauert, und bei Todesstrafe darf kein anderer als ein Mohammedaner da hineintreten. In und bei demselben sind vier Minarette. Zwei andere stehen auf dem Bezetha, eines auf Akra, eines auf Zion, zwei auf dem Kalvarienberg zu beiden Seiten des Heiligen Grabes, wie die beiden Missetäter zur Rechten und Linken unseres Herrn.

Die Juden haben eine Anzahl Synagogen nahe beieinander in dem Quartier, wo sie wohnen. Die Kirche des Heiligen Grabes steht auf dem Kalvarienberge; auf demselben Berge haben die Katholiken ein Kloster. Die Griechen haben hier zwölf Klöster und eines neben dem Zionstore. Die Armenier haben drei Klöster auf dem Berge Zion: ein großes und ein kleines in der Stadt und noch ein kleines vor dem Zionstore, wo nach der Sage des Kaiphas Haus stand, wo Jesus verhört wurde und Petrus ihn verleugnete. Die Kopten, Syrer und Abessinier haben desgleichen jedes Volk ein kleines Kloster. Die Häuser sind steinern, meist niedrig und unregelmäßig, mit flachen Dächern oder Terrassen, in deren Mitte sich gewöhnlich eine kleine Kuppel erhebt. Die Fenster sind klein, die nach der Straße zugekehrten haben gewöhnlich starke Eisengitter zum Schutze und inwendig feine hölzerne Gitter, damit die Weiber von den Vorübergehenden nicht gesehen werden können. Die Straßen sind eng und meist unregelmäßig. Es gibt nur wenige Gärten in der Stadt.

Die schönste Aussicht auf Jerusalem hat man vom Ölberge. Wir überschauen aber auch den größten Teil der Stadt von der Terrasse des Klosters, wo wir wohnen. Den Tempel sieht man am besten von der Terrasse auf dem Hause des Gouverneurs. Hier erblickt man nicht nur eine einzelne Moschee, sondern eine ganze Sammlung von Moscheen und Bethäusern. Die beiden Hauptgebäude heißen El Aksa und El Sahara. Rund um sie her ist der Boden mit Gras bewachsen, durchschnitten von gebahnten Wegen und mit Bäumen besetzt, welche dem faulenzenden Türken anmutigen Schatten gewähren.

Ich bin jetzt vier Tage in der Stadt gewesen, wo David lebte und herrschte und wo Davids Herr und König die Welt erlöste. Das Haus, das ich bewohne, steht auf dem Kalvarienberge. Mein kleines Zimmer hat nur ein Fensterchen, welches mir die Aussicht auf den Ölberg

öffnet. Ich bin um den Zion rings umher gegangen. Ich bin über den Kalvarienberg gegangen. Ich wanderte durch das Tal Hinnom, trank von den Wassern Siloahs, ging über den Bach Kidron und bin im Garten Gethsemane gewesen. Am Tage nach meiner Ankunft machte ich meinen ersten Besuch am Grabe meines Erlösers. Ich hielt mich nicht damit auf zu fragen, ob der Ort, den man als sein Grab zeigt, es wirklich sei oder nicht. Wenn hier ein Irrtum stattfindet, so wollte ich mich für diesen Augenblick gerne täuschen lassen. Die Kirche war mit Menschen angefüllt, aber trotz ihrer Gegenwart vermochte ich meine Empfindungen nicht zu unterdrücken. Ich betrachtete die Kuppel, welche das Grab überwölbt, dachte an den Tod und die Auferstehung meines Herrn und brach in Tränen aus. Ich trat hinein und kniete an dem Marmor nieder, welcher den Ort, wo der Leichnam lag, bedecken soll. Meine Tränen flossen ungehemmt, und meine Seele war von Gefühlen, die ich nicht zu beschreiben vermag, bewegt.

Gegen Abend gingen wir die Via dolorosa (den Schmerzensweg) hinab, die zum Kalvarienberge führt. Auf diesem Wege soll Christus sein Kreuz dahin getragen haben.

Wir gingen zum Stephanstore hinaus, welches zuweilen auch Schaftor heißt, und stiegen den Hügel hinab, gingen durch das Bett des Baches Kidron, das nur in der Regenzeit Wasser hat, und kamen zum Garten Gethsemane, einem der wichtigsten und denkwürdigsten Punkte auf der Erde. Es ist ein kleines Grundstück mit einer niedrigen steinernen Einfassung. Acht ehrwürdige Ölbäume, die seit undenklicher Zeit hier gestanden zu haben scheinen, stehen darin. Der Abhang des Berges war mit türkischen Weibern angefüllt, und der Weg wimmelte von trotzig aussehenden bewaffneten Türken, welche von Zeit zu Zeit ihre Gewehre zur Belustigung abfeuerten. Es wäre unerfreulich und vielleicht unsicher gewesen, in solcher Gesellschaft hier zu verweilen. Wir begnügten uns, über das Feld zu gehen und unseren Gedanken im Stillen nachzuhängen.

An der Ostseite des Tales liegt ein kleines Dorf, Siloah genannt, und hinter dem Dorfe ein Hügel, der Hügel des Ärgernisses, weil man ihn für den Hügel hält, auf welchem Salomo die 1. Kön. 11, 7 erwähnten Höhen gebaut hat. An der südöstlichen Ecke der Stadt am Fuße des Zion und Morijah liegt der Teich Siloah. Zwei in den Felsen gehauene Treppen führten uns zur Quelle hinab, die aus dem Felsen springt. Das Wasser ist rein, hell, weich und von süßlichem Geschmack. Nachdem es sich etwa 60 Ruten weit unter dem Berge durchgewunden hat, kommt es als kleiner Bach zum Vorschein, welcher die Felder und Gärten im Tale wässert. Von diesem Tale gingen wir in westlicher Richtung zum Tale Hinnom, auch Tophet genannt, wo die Israeliten ihre Kinder durch das Feuer Molochs gehen ließen. In diesem Tale gingen wir gegen Westen hin am Fuße des Berges Zion und kehrten durch das Jaffator zu unserer Wohnung zurück.

### 30. April

Heute morgen gingen wir nach Bethlehem, um den Geburtsort des Boas, Obed, Jesse, Davids und dessen, der da heißt Wunderbar, Rat, Gottheld, zu besuchen.

Wir kamen zum Jaffatore hinaus, kreuzten das westlich am Zion liegende Tal, stiegen einen steilen, rauen Hügel hinan und kamen sodann auf einen ziemlich ebenen Weg. In fünf Viertelstunden gelangten wir zum griechischen Kloster des Propheten Elias. Von da an wendet sich die Straße nach Bethlehem etwas mehr nach Süden. Vom Kloster aus erreichten wir in einer halben Stunde Raheis Grab oder den Platz, den Juden, Mohammedaner und Christen allgemein dafür halten. Statt des einfachen Steines, welchen Jakob errichtete (1. Mose 35, 20), steht jetzt ein steinernes Gebäude da, augenscheinlich von türkischer Bauart, welches oben in eine Kuppel endet. In diesem Hause ist das Grab. Es ist ein steinerner, mit Gips überzogener, etwa zehn Fuß langer und ebenso hoher Pfeiler. Die innere Wand des Gebäudes und die Seiten des Grabmals sind mit hebräischen, von Juden eingeschriebenen Namen bedeckt.

In einer halben Stunde von diesem Denkmale aus kamen wir zu der Stadt, wo vor 1800 Jahren „ein Heiland, welcher ist Christus der Herr“, geboren ward, wo „der Ausgang aus der

Höhe" zuerst unsre Welt besuchte, wo der Fleisch gewordene Erlöser zuerst von den Menschen angebetet wurde. Als wir in die Stadt eintraten, kam eine Menge schmutziger, zerlumpter Kinder uns entgegen, streckte die kleinen Hände aus, um eine Gabe zu empfangen, und fing an zu singen: Pilger zieht in Frieden, Pilger zieht in Frieden! Das griechische, katholische und armenische Kloster stehen etwas östlich vom Dorfe beisammen und schließen den Raum ein, wo angeblich unser Heiland geboren worden ist.

Wir wurden zu dem Gemach geführt, wo die zwei Orte sind, die man als Geburtsplatz unseres Herrn verehrt, und als die Krippe, in welche er gelegt ward. Eine Menge Lampen brannten über diesen denkwürdigen Stellen und strahlten einen Glanz aus, der gegen die Niedrigkeit eines Stalles gewaltig abstach. Es war alles ganz anders, als unsere jugendliche Phantasie es sich ausgemalt hatte, und erst als wir uns erinnerten, dass die Weisen aus dem Morgenlande hier ihre Schätze öffneten und dem neugeborenen Erlöser ihre Opfergaben von Gold, Weihrauch und Myrrhen darbrachten, fühlten wir uns mit der Pracht des Ortes ausgesöhnt. Dann knieten wir gleich ihnen nieder und beteten ihn an.

Von hier aus begleitete uns ein griechischer Priester zu dem Felde der Hirten, welches eine Viertelstunde weit etwas südöstlich von Bethlehem liegt. Der Weg dahin ist rau und steinig. Bethlehem selbst liegt auf einem Hügel, der einem Felsenpfeiler ähnlich sieht und nur hier und da einen grünen Fleck hat. Zwischen den Felsen wachsen Weinstöcke, Feigen und Ölbäume in üppiger Fülle. Als wir den Hügel hinanstiegen, sahen wir zu unserer Rechten ein schlecht aussehendes Dörfchen, wo die Hirten gewohnt haben sollen.

Wir ritten an diesen Felsen und Klippen hin und dachten daran, wie David hier einst seine Herden weidete und die Loblieder Jehovas singen lernte; und wie der Prophet Samuel kam, um ihn zum König zu salben, und wie der Sohn Davids hier auf der Welt erschien, - als mit einmal ein köstliches Tal voll grüner Gefilde sich vor unsern Blicken auftat. Seine Schönheit wurde durch die rings umherliegenden kahlen felsigen Hügel erhöht. Als wir in dasselbe eintraten und hindurch ritten, erquickten wir uns an dem Bilde, wie die Menge der himmlischen Heerscharen von oben hernieder kam und über diesen grünen Auen schwebend, wo die Herden ruhten, sang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!" Auf einer Seite des Grundes ist ein Olivenfeld, welches mit einer Mauer umschlossen ist und in seiner Mitte eine unterirdische Kirche hat. Dieses wird als derselbe Ort gezeigt, wo sich die Hirten befanden, als ihnen der Engel die Geburt des Heilands verkündigte. Unser Führer erzählte uns, dass die Griechen und Katholiken einen langen Streit um den Besitz dieses Platzes führten. Der Fall wurde vor den Großherrscher gebracht, und die Griechen gewannen den Prozess durch die überzeugende Kraft des Geldes. In dieser Kirche halten nun die christlichen Araber ihren Gottesdienst. Über derselben befinden sich die Ruinen einer andern Kirche und eines Klosters, die hier standen. Unter einem Ölbaume daneben setzten wir uns nieder, lasen Lukas 2, sangen: „Als Hirten bei Nacht ihre Herden bewacht..." und vereinigten uns im Dankgebete an den Gott des Himmels für die fröhliche Botschaft, welche hier verkündet worden ist und die in fernem Lande zu unsern Ohren und zu den Ohren unsrer geliebten Freunde, deren wir auch hier gedachten, gekommen ist. Nach Beendigung unserer Andacht sammelten wir Blumen des Feldes und kehrten nach Bethlehem zurück.

Wir besuchten am Nachmittag die Höhle des Jeremias, wo er seine Klagelieder geschrieben haben soll. Es ist eine der wildesten und großartigsten, die wir gesehen haben. Sie ist gegen 40 Schritt lang, 30 breit und 30 - 40 Fuß hoch, die Decke von gewaltigen Pfeilern getragen. Es ist unverkennbar eine natürliche Höhle, der nur durch Kunst nachgeholfen worden ist. Sie ist feucht im Innern, und an einigen Stellen des Gewölbes sickert fortwährend Wasser durch. Das Innere bildet einen Halbkreis. Der Eingang ist fast so weit als die Höhle selbst, und über ihm steigt der Felsen gegen 50 Fuß senkrecht empor. Sowie man hinein tritt, sieht man rechter Hand eine Spalte im Felsen, das Bett des Jeremias genannt, weil er da geschlafen haben soll. Mag es wahr oder erdichtet sein, der Gedanke, dass Jeremias seine Klagelieder hier geschrieben habe, bleibt immer sinnreich.

Über den Berg Zion hinweg kehrten wir zum Jaffator zurück. Da wir erst nach Sonnenuntergang dahin kamen, fanden wir das Tor verschlossen. Der Torwart wurde gerufen, konnte aber ohne Erlaubnis des Gouverneurs das Tor nicht öffnen. Eine Stunde ging vorüber, bis die Bewilligung zurückkam. Dieser Vorfall erinnerte uns an das unglückliche Schicksal derjenigen, welche von der Heiligen Stadt, dem Neuen Jerusalem, ausgeschlossen werden, ohne dass sie jemand hätten, der Fürsprache für sie einlegen könnte.

## 2. Juni

Wir waren sehr beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Reise nach dem Toten Meere und dem Jordan. Ich bin zuweilen des endlosen Aus- und Einpackens von Büchern und Kleidern, der Besorgung von Vorrat, Mietung von Dienern, Einholung von Briefen und Pässen und Erduldung der Beschwerden und Gefahren, welche stets mit Reisen in diesem Lande verbunden sind, recht müde. Ich bin ein Pilgrim, ein Wanderer, ein Fremdling. Ich habe auf Erden keine Heimat, sondern suche ein Haus in einem besseren Lande. Wenn meine Pilgerschaft bald enden soll, möge ich bereit sein! Wenn ich länger leben und wirken soll, möge mir Gnade widerfahren, dass ich Treue darin beweise.

Vom Gipfel eines Berges bekamen wir etwa eine Stunde, nachdem wir das Kloster St. Saba verlassen hatten, das Tote Meer zu Gesicht, aber statt gerade darauf zuzugehen, wendeten wir uns gegen Nordosten. Ich nahm ein Stück von dem Felsen mit, aus welchem diese Berge bestehen, das stark mit Schwefel durchzogen war. Später, als ich nach Jerusalem zurückgekehrt war, machte ich einen Versuch mit einem Stückchen desselben, indem ich es auf glühende Kohlen legte. Es gab einen starken Schwefelgeruch von sich und fing bald an zu brennen. Die Flamme stieg vier bis fünf Zoll hoch und dauerte zwei Minuten. Ich ließ den Stein eine halbe Stunde auf den Kohlen. Er hatte an Umfang nicht abgenommen, aber beträchtlich an Gewicht, und wurde weich und weiß wie Kalk, während er zuvor hart und fast ganz schwarz gewesen war. Josephus sagt, dass Gott das Feuer, welches Sodom zerstörte, durch einen Blitz entzündet habe.

Ein Viertel nach zehn Uhr traten wir in die ausgedehnten Jordanebenen nördlich vom Toten Meere, und eine Viertelstunde später kamen wir beim See an. Das Wasser sieht merkwürdig klar und rein aus, aber als ich es in den Mund nahm, fand ich es ekelhaft und bitterer, als ich irgendetwas gekostet habe. Man hat gesagt, das Wasser sei so schwer, dass die heftigsten Winde seine Oberfläche kaum zu kräuseln vermögen. Dies ist völlig grundlos. Der Wind war keineswegs stürmisch, als wir da waren, und doch gingen die Wellen so hoch, dass ich mit Schwierigkeit einige Flaschen von dem Wasser füllen konnte. Meine Kleider wurden von den Wellen durchnässt; als sie getrocknet waren, fand ich sie voller Salz. Man hat auch gesagt, dass über diesen See kein Vogel fliegen könne; wir sahen aber eine große Menge an seinen Ufern umherfliegen, und einmal sah ich drei zugleich, welche über das Wasser flogen. Man sagt ferner, dass nie ein Schiff darauf fuhr. Das ist wahr, und der Grund liegt sehr nahe: es gibt hier kein Fahrzeug, und niemand ist da, welcher ein Verlangen danach oder die Fähigkeit hätte, eins zu bauen.

Wir wünschten die Mündung des Jordans zu sehen. Chateaubriand spricht davon als von einem wesentlichen Punkte, welchen bis dahin bloß Hasselquist erforscht habe. Wir teilten den Arabern und Türken unsern Wunsch mit. Sie machten Einwendungen; aber als wir darauf bestanden, gaben sie nach. Wir waren schon eine Stunde am Gestade geritten, es dauerte aber noch eine Stunde, bis wir zum Flusse kamen. Seine Ufer sind, ausgenommen nahe der Mündung, mit Gebüsch bedeckt. Es ist ein kleiner Fluss, und wie man es in einer solchen Ebene erwarten kann, ist sein Lauf in der Nähe des Sees sehr langsam und ruhig. Das Gebüsch und der sumpfige Boden erlaubten uns nicht, am Ufer des Flusses hinzugehen; wir kehrten daher in die Ebene zurück. Nachdem wir etwas weiter hingeritten waren, kamen wir zu einem Damm oder Hügel mit einer Säule oder einem steinernen Pfeiler auf der Spitze. Auf meine Frage, was dies sei, antwortete ein Araber: „Nabi Ibrahim“ (d. h. Prophet Abraham), aber ein anderer sagte Herrn King, man nenne es Galgala. Ist dies das

Gilgat, wo Josua die zwölf Steine aufrichtete, welche er aus dem Jordan nahm? Um halb zwei Uhr kamen wir an die Stelle des Jordans, welche gewöhnlich von Pilgern besucht wird und wo die Israeliten trockenen Fußes herübergingen, „Jericho gerade gegenüber“. Vom Toten Meere bis hierher ist der Boden größtenteils völlig öde und sieht aus wie eine Mischung von schwarzer Erde und Asche; kein Grashälmmchen ist zu sehen. Ich schwamm über den Fluss und ging eine Strecke in dem Gefilde Moab, dem Erbteil Rubens, „auf der andern Seite des Jordans gegen Aufgang der Sonne“. Hierauf setzte ich mich an das Ufer und las das dritte Kapitel des Josua. Ich las ferner Evangelium Matthäi drei und betete mit zwei Griechen in griechischer Sprache, während Wolff mit den Deutschen, welche bei uns waren, deutsch las. Es ist nicht meine Ansicht, dass ein Gebet Gott deshalb etwa wohlgefälliger sei, weil es an einem besonderen Platze gesprochen wird; aber ich werde den Menschen nicht beneiden, der ohne besondere Bewegung am Gestade des Jordans diese beiden Kapitel lesen und beten würde. Nach einem Ritt über den verbrannten Boden schmeckte uns das Wasser des Jordans, ob es gleich schlammig war, sehr gut. Wir fanden den Fluss sehr reißend, aber nicht tief. Während wir noch am Ufer waren, ritten zwei Beduinen durch den Fluss. Das waren die ersten menschlichen Wesen, denen wir seit dem Kloster St. Saba begegnet waren. Das ganze Land, durch welches wir gekommen sind, ist eine Wüste, ohne andere Bewohner als Beduinen, welche sich besonders im Winter dahin begeben, weil sie dann Weide für ihre Herden finden.

Um sechs Uhr kamen wir nach Jericho. Wir herbergten die Nacht, Männer und Pferde beisammen, in dem offenen Hofe des alten Schlosses. Wir gingen unter den schmutzigen Hütten des neuen Jericho umher, deren Mauern aus unbehauenen Steinen und deren Dächer aus Reisig und Lehm bestehen. Die Einwohner, gegen 300 Seelen, sind lauter Mohammedaner.

### 5. Juni

Wir verließen Jericho am frühen Morgen und kamen bald zu einem Bache von klarem Wasser, welchem wir bis zur Quelle folgten. Sie entspringt nahe dem Fuße des Berges Quarantania, auf welchem der Überlieferung zufolge Christus die vierzig Tage fastete. Es ist wahrscheinlich die Quelle, deren tödliches Wasser Elisa gesund machte. Um ein Uhr erreichten wir unsere Wohnung in der Heiligen Stadt, höchst ermüdet, aber voll Dank, dass wir wohlbehalten diesen schönen Ausflug vollendet hatten.

## REGINALD HEBER

Indien, nach der Vielfalt seiner Landschaften und der Zahl und Verschiedenartigkeit seiner Bewohner mehr einem Erdteil als einem einzelnen Lande vergleichbar, hat schon früh die Aufmerksamkeit der christlichen Mission auf sich gezogen. Als die Portugiesen um 1.500 ins Land kamen, fanden sie hier schon uralte christliche Gemeinden vor, die sogenannten Thomaschristen. Im Gefolge der Entdecker fasste dann der Katholizismus in einigen Gebieten Fuß, und 1706 landete an der Küste von Trankebar der deutsche Missionar Bartholomäus Ziegenbalg, eine der denkwürdigsten Gestalten der Missionsgeschichte, der eigentliche Begründer der evangelischen Missionsarbeit in Indien.

Genau hundert Jahre nach Ziegenbalg, im Jahre 1783, wurde Reginald Heber in der Grafschaft ehester in England als Sohn eines Pfarrers der bischöflichen Landeskirche geboren. Er absolvierte sein Studium an der ehrwürdigsten Bildungsstätte Englands, der Universität Oxford, wo er neben der Theologie besonders auch klassische und literarische Studien betrieb. Noch vor Beendigung seiner Ausbildungszeit machte er mit einem Freund eine Reise durch Europa, die ihn nach Skandinavien, Russland, Österreich und Deutschland führte.

1807 wurde ihm die Pfarrei zu Hodnet in Shropshire übertragen; bald danach heiratete er. Es lag aber nicht in seiner Art, sich mit dem stillen Leben und den Pflichten eines englischen Landpfarrers zu begnügen. Er widmete sich vielmehr daneben literarischen Arbeiten, hielt Vorlesungen an seiner alten Universität und wurde Universitätsprediger in Oxford. So wäre er wohl vorbereitet gewesen, in seiner Heimat zu hohen kirchlichen Ämtern emporzusteigen.

Da erging an ihn im Jahre 1822 plötzlich der Ruf, als Nachfolger des soeben verstorbenen Bischofs von Kalkutta dieses Amt zu übernehmen. Nach kurzem Zögern sagte er zu und verließ mit seiner Frau und der kaum zweijährigen Tochter 1823 England. Die Seefahrt um das Kap der Guten Hoffnung dauerte wenig mehr als drei Monate, eine ungewöhnlich kurze Zeit für die damalige Segelschiffahrt.

Das Bistum Kalkutta umfasste zu seiner Zeit nicht nur Indien, sondern reichte bis nach Südafrika und Australien. Um allein von seinem indischen Amtsbereich die wichtigsten Gebiete kennenzulernen, musste er ungeheuer weite Inspektionsreisen unternehmen. Sie führten ihn vom Himalaja bis nach Ceylon, von Bombay bis Madras. Den Anstrengungen dieses Reiselebens unter dem indischen Klima war seine Gesundheit nicht gewachsen. In Tritschinopoly fand ihn eines Morgens im April 1826 sein Diener tot im Bad.

Über seine Reisen in Indien hat Heber ein umfangreiches Reisewerk hinterlassen. Seine Beobachtungen und Schilderungen sind ungemein vielseitig. Im Wechsel der Landschaften interessieren ihn Einzelheiten des Tier- und Pflanzenlebens und der Wirtschaft ebenso wie das Gewimmel der volkreichen Städte mit ihren prunkvollen Bauten, die religiösen wie die politischen Verhältnisse. Das Werk gehört zu den klassischen Reisebeschreibungen über das Indien des neunzehnten Jahrhunderts.

## Benares, die heilige Stadt der Hindus

*Reginald Hebers, Lordbischofs von Kalkutta, Leben und Nachrichten über Indien. Deutsche Ausgabe in zwei Bänden Berlin, Verlag Ferdinand Dümmler 1831,*

Auf unserm Wege hatte ich Gelegenheit, etwas von Benares zu sehen. Sie ist eine höchst merkwürdige Stadt, vollkommener und charakteristischer morgenländisch als irgendeine, die ich bisher noch gesehen habe, und zugleich ganz verschieden von allen bengalischen. Kein Europäer lebt in der Stadt, auch sind die Straßen für ein gehöriges Fuhrwerk nicht weit genug. Die Häuser sind meist sehr hoch gebaut, keins, glaube ich, unter drei Stock, einige fünf oder sechs, ein Anblick, den ich zum ersten Male in Indien hatte. Die Straßen sind bedeutend niedriger als die Söligkeit der Häuser, und diese haben meist gewölbte Unterbaue an der Vorderseite, im Hintergrunde derselben aber Läden. Über diesen sind die Häuser mit Veranda, Galerien, vorspringenden Fenstern und sehr breiten und überhängenden Traufen, welche von ausgeschnitzten Unterlagen getragen werden, geziert. Die Zahl der Tempel ist sehr groß, die meisten sind aber klein und stecken wie Kapellen in den Straßenecken und unter dem Schatten eines hochragenden Hauses. Ihre Gestalt ist indes nicht unangenehm, und viele von ihnen sind ganz bedeckt mit schöner Schnitzarbeit von Blumen, Tieren, Palmzweigen, welche in Genauigkeit und Reichtum dem Besten gleichkommen, was ich an griechischer oder gotischer Baukunst gesehen habe. Das Material ist ein sehr guter Stein von Tschunar, aber die Hindu streichen sie gern dunkelrot an, und besonders bemalen sie die hervortretenden Teile gern mit Blumentöpfen, Männern, Frauen, Stieren, Elefanten, Göttern und Göttinnen in ihrer ganzen vielgestaltigen, vielhändigen, vielköpfigen und vielbewaffneten Mannigfaltigkeit in recht grellen Farben. Heilige Stiere des Siwa jeglichen Alters schlendern träge auf und ab in den schmalen Straßen oder liegen quer darüber hin, dass sie, um einem Tondschoen Platz zu machen, kaum fortzubringen sind, - denn Schläge, die man ihnen gibt, müssen von der zartesten Art sein, oder wehe dem Gottlosen, der den Vorurteilen der fanatischen Menge zu trotzen versucht! - Affen, welche dem Haniman, dem göttlichen Affen geweiht sind, welcher Ceylon für den Rama besiegte, sind in einigen Teilen der Stadt ebenso zahlreich, klettern auf allen Dächern und allen Vorsprüngen der Tempel umher, stecken ihre unverschämten Köpfe und Hände in jeden Frucht- oder Kuchenladen und nehmen den Kindern die Speisen beim Essen weg. Auf sogenannte Fakirhäuser stößt man alle Augenblicke. Sie sind mit Idolen geziert, erschallen unaufhörlich von dem Klingklang und Getrommel der Vinas, Biyals und anderer misstönender Instrumente, während die frömmelnden Bettler aller Hindusekten von jeder nur erdenklichen Missgestaltung, wie sie Kalk, Kuhmist, Krankheit, zerzaustes Haar, Krüppelbeinigheit und widerlich ekelhafte Stellungen der Büßenden hervorbringen können, wörtlich das Spalier an beiden Seiten der Hauptstraßen machen. Die Zahl der Blinden ist ebenfalls sehr groß (ich wollte auch schon sagen: der Aussätzigen, aber ich weiß nicht gewiss, ob jenes Aussehen der Haut nicht Kot oder Kalk war), und hier sah ich mehrere Beispiele jener Büßungen, von denen ich in Europa viel gehört hatte, dass Leute ihre Beine oder Arme, durch die stete Haltung derselben in einer unnatürlichen Lage, freiwillig verkrüppeln, oder ihre Hände so lange geballt halten, bis die Nägel auf der Außenhand herauswachsen. Ihr jämmerliches Geschrei: „Aga Sahib“, „Topi Sahib“ (die gewöhnlichen Namen für Europäer in Hindostan) „khana ki waste kutsch chiz do!“ „Gebt mir was zu essen!“ zog bald die paar Pice, die ich hatte, hinweg; - aber das war ein Tropfen im Ozean! und die Zudringlichkeit der übrigen, als wir weiter in die Stadt kamen, verschallte in dem Lärm und Getöse, das uns umgab. So sind Anblick und Ton, die den Fremden begrüßen, wenn er in die „heiligste Stadt“ von Hindostan tritt, auf „den Lotus der Welt, nicht gegründet auf gemeiner Erde, sondern auf der Spitze von Siwas Dreizack“, in einen Ort, der so geheiligt ist, dass, wer in ihm stirbt, welcher Sekte Glied er immer sei, und wäre er selbst Rindesser, so er nur mildtätig ist den dürftigen Braminen, seiner Seligkeit gewiss sein kann.

Es ist eben diese Heiligkeit des Ortes, welche ihn zu dem Sammelplatz aller Bettler macht; denn außer der Menge von Wallfahrern, welche aus jedem Teile von Indien wie von Tibet

und Birmanien ungeheuer ist, kommt eine große Menge reicher Leute bei zunehmendem Alter und fast alle vornehmen Männer, die von Zeit zu Zeit in Ungnade gefallen oder sonst durch Revolutionen, welche in den Hindustanen beständig vorkommen, aus der Heimat vertrieben sind, hierher, um ihre Sünden abzuwaschen oder ihre leeren Stunden mit dem Übermaß von Zeremonien ihrer Religion auszufüllen, und geben so wirklich große Summen in verschwenderischer, unüberlegter Mildtätigkeit an den ersten besten hin.

Diesen Morgen ging ich in Begleitung der Herren Macleod, Prinsep und Frazer wieder in die Stadt und fand sie mit Stieren und Bettlern bevölkert wie gestern; was mich aber noch mehr als gestern verwunderte, waren, als ich tiefer hineinkam, die großen, hochragenden, schönen Wohnhäuser, die Schönheit und der anscheinende Reichtum der in den Bazaren ausgelegten Waren und das offenbare Geschäftsgewühl, das mitten in aller dieser Verkehrtheit, bei all dem Fanatismus vor sich ging. Benares ist in der Tat eine ebenso gewerbsfleißige und reiche als geheiligte Stadt. Es ist der große Markt, wo die Shawls des Nordens, die Diamanten des Südens und die Musline von Dacca und den östlichen Provinzen zusammenströmen, und selbst hat es beträchtliche Seiden-, Baumwollen- und feine Wollenmanufakturen; während englische Eisenwaren, Schwerter, Schilde und Speere von Lucknow und Monghyr und jene europäischen Luxus- und Modenartikel, welche in Indien täglich beliebter werden, von hier sich durch Bundelcund, Gorruckpur, Nepal und in andere Gegenden hin verbreiten, welche von der Hauptader des Ganges entfernt liegen. Die Bevölkerung belief sich nach der Schätzung von 1803 über 582 000, - eine ungeheure Zahl, die man für übertrieben halten sollte, die aber um so wahrscheinlicher wird, wenn man die wirkliche Ausdehnung der Stadt und die ausnehmend gedrängte Art betrachtet, in welcher sie gebaut ist. Benares ist gewiss die reichste und vermutlich auch die volkreichste Stadt in Indien. Sie ist auch hinsichtlich der Polizei am besten verwaltet, und diesen Dienst haben die schon erwähnten Tschopprasie, eine Art Bürgergarde, welche von den Eingeborenen selbst gewählt und von der Obrigkeit nur bestätigt werden. Ihre Anzahl in Benares beläuft sich auf 500; die Stadt ist in 60 Bezirke eingeteilt, und zu jedem derselben führt ein Tor, das bei Nacht verschlossen und von einem Tschopprasie bewacht wird. Daher ist ungeachtet der ungeheuren Bevölkerung und des Gewühls von Bettlern und Wallfahrern aus allen Gegenden (Maharatta-Pilger allein sind gewöhnlich 20.000 an dem Orte, darunter viele bewaffnet und von kriegereischen und räuberischen Sitten) doch Raub und Mord nur selten, indem den Wachen, welche von achtbaren Hausherrn erwählt und bezahlt werden, daran liegt, sich gesittet und gut aufzuführen und aufmerksam zu sein. Das Militär von Secrole wird nach einer strengen von der bengalischen Regierung getroffenen Maßregel nur in der größten Not zu Hilfe gerufen. In 25 Jahren kam daher in Benares nur ein Fall vor, wo es angewandt wurde, nämlich in dem Kampfe zwischen den Hindu und Muselmanen. - Der Ort ist sehr gut trocken und liegt auf einem erhöhten felsigen Landstück, das zum Flusse sich abdacht. Diesem Umstände sowie den häufigen Abwaschungen und der großen Mäßigkeit des Volkes muss man seine Freiheit von ansteckenden Krankheiten zuschreiben. Daher ist der Ort ungeachtet seiner großen Bevölkerung doch nicht ungesund; aber der einzige Platz oder offne Teil darin ist der „neue Markt“, den die gegenwärtige Regierung angelegt hat.

Unser erster Besuch war heute in dem berühmten Tempel, genannt Wischwajisa (Vishvayesa), der in einem zwar kleinen, aber schönen, steinernen, ausgehauenen Bauwerke besteht. Diese Stelle ist eine der geweihtesten in Hindostan, obwohl sie sich in dieser Hinsicht nur annähert an einen weit geheiligteren daran liegenden Boden, welchen Aulum Ghir schändete und eine Moschee darauf baute, um ihn für die Verehrer des Brama unzugänglich zu machen. Der Tempelhof, obwohl nur klein, wimmelt, wie ein Pachtthof, von sehr fetten und zahmen Stieren, die ihre Schnauzen in jedermanns Hand und Tasche nach Gras und Leckereien stecken, welche ihnen ihre Mitgeweihten in großer Menge geben. Drinnen in den Claustrern ist ein ebenso großes Gewühl von nackten Devoten, die so widerlich sind, wie sie Kalk und Mist nur machen kann, und das ewige Gebrumme und Geschrei: „Ram! Ram! Ram! Ram!“ reicht hin, einen Fremden fast schwindelig zu machen. Der Ort wird indes sehr rein gehalten, - denn die Priester scheinen nichts weiter zu tun, als Wasser über Bilder und das Pflaster zu gießen, und ich fand sie nicht bloß willens, sondern sehr eifrig dabei, mir alles zu zeigen, wobei sie oft wiederholten, dass sie auch „Padre“

wären. Freilich führten sie diesen Umstand als Beweggrund an, damit ich ihnen ein Geschenk geben möge. In der Nähe des Tempels ist ein Wasserbehälter mit einem kleinen Turm und einer steilen Treppe zum Wasser hinab. Letzteres wird durch einen unterirdischen Kanal vom Ganges hierher geleitet und aus diesem oder jenem Grunde für heiliger gehalten als das Gangeswasser selbst. Alle Wallfahrer nach Benares sind verpflichtet, hier zu trinken und zu waschen; vor einigen Jahren aber wurde die Stelle verunreinigt, als sich ein Streit zwischen dem Hindu- und Moslemim-Volke bei Gelegenheit des Dschamma- und Moharrun-Festes erhob, wobei die Prozessionen einander in den Weg gekommen waren. Die Hälfte der Bevölkerung war hierbei miteinander bewaffnet handgemein geworden, und die Wut, mit welcher sie übereinander herfielen, eher nach Art der Teufel als vernünftiger Feinde.

Ein anderer Tempel ist in der Nähe des oben erwähnten heiligen Wasserbehälters und der „Anna Purna“ geweiht, welche man für die „Anna Perenna“ der Römer hält. Hier wurde mir ein Bramin bezeichnet, welcher den ganzen Tag auf einem Pulte, etwa so hoch wie ein Putztisch, sitzend, zubringt, es nur der notwendigen Abwaschungen wegen verlässt und bei Nacht auf dem Boden daneben schläft. Seine beständige Beschäftigung ist das Lesen oder Erklären der Vedas. Letzteres tut er vor allen, die ihn anhören wollen, von acht Uhr des Morgens bis vier Uhr des Nachmittags. Er fordert sich nichts, aber ein kleines Kupferbecken steht ihm zur Seite, in welches ein jeder, der sich dazu berufen fühlt, Almosen legen kann, wovon er allein lebt. Er ist ein kleiner blasser Mann mit anziehendem Gesichtsausdruck, welchen er nicht durch jene gewöhnlichen prahlerischen Zeichen der Frömmigkeit entstellt, und soll beredt und außerordentlich gelehrt im Sanskrit sein.

Einer der anziehendsten und merkwürdigsten Gegenstände in Benares ist die alte Sternwarte, welche vor der muselmanischen Eroberung gegründet und noch völlig erhalten ist, obwohl kein Gebrauch mehr davon gemacht wird. Es ist ein steinernes Gebäude mit einigen kleinen Höfen, welche zur Bequemlichkeit der Sternkundigen und ihrer Schüler eingeklauset sind. Daran befindet sich ein ungeheurer Sonnenzeiger, etwa zwanzig Fuß hoch, mit einem verhältnismäßigen Zifferbogen von etwa fünfzehn Fuß im Durchmesser, und eine Mittagslinie, alles in Stein. Diese Gegenstände sind keineswegs genau gearbeitet, doch aber ein merkwürdiger Beweis für den Eifer, mit welchem die Wissenschaft hier einst betrieben worden ist. Ein ähnliches Observatorium ist in Delhi.

Von der Sternwarte stiegen wir nach dem Stromufer hinab, wo ein Boot auf uns wartete. Ich erhielt hier eine gute Gelegenheit, die ganze Stadt von ihrer günstigsten Seite zu sehen. In der Tat, es ist ein gewaltiger Ort, was sich hier vom Flusse auf amphitheatralisch erhebt! Dicht an- und aufeinander drängen sich Kuppeln und Minarette, und allenthalben führen die Ghats oder Landungsplätze stufenweise zum Wasser hinab und sind mit Badenden und Anbetern besetzt. Kapellen und Tempel von jeglicher Größe, selbst bis über die gewöhnliche Grenze der anschwellenden Wasserhöhe hinaus, reihen sich an dem Ufer entlang auf. Einige darunter sind sehr schön, obwohl alle nur klein, und besonders fiel mir ein sehr schönes kleines Gebäude auf, welches wie der Ghat, worauf es steht, von dem tapferen Ali Bha'i erbaut ist.

Es blieb nun noch die Moschee des Aurungzibe und das „Vidalaja“ oder Hindukollegium zu besuchen, welche glücklicherweise nahe an unserem Heimwege lagen. Das erstere ist ein schönes Gebäude in einer höchst vorteilhaften Lage, besonders merkwürdig wegen der Aussicht von seinen Minaretten herab, die sehr hoch empor gebaut sind und noch mehr an Erhebung gewinnen durch die Anhöhe, worauf sie stehen. Der Tag war nicht günstig, dennoch aber sahen wir weit in die Ferne hin. Der Himalajagipfel soll zuweilen sichtbar sein, heute aber sahen wir nichts der Art und überhaupt kein Gebirge am weiten Horizont. Der Boden dieses Teils von Hindostan ist sonst nicht ohne Unebenheiten, und obwohl es nur eine ungeheure Fläche ist, so ist sie doch, so wie man sie in England oder auf dem europäischen Kontinent im Kleinen sieht, nicht eine so durchgängige Ebene wie in Bengalen. Das Ufer selbst, worauf Benares liegt, erhebt sich ziemlich, und manche Stelle, wie Tschunar, zu der Höhe des Hawkstone in England.

Die ganze Gegend scheint bebaut zu sein, doch weniger mit Reis als mit Weizen. Die Dörfer sind zahlreich und groß, zerstreute Wohnungen wenig und auch nur wenig Gehölz. Feuerung ist daher sehr teuer, und diesem Umstand schreibt man es zu, dass viele Leichen in den Fluss geworfen und nicht verbrannt werden. Sutti sind nicht so zahlreich wie in vielen Teilen von Indien, aber Selbstopfer durch Ertränken gewöhnlich. Viele Haufen von Pilgern kommen alljährlich aus allen Teilen von Indien eigens hierher, um ihre Tage zu enden und sich ihre Seligkeit zu sichern. Sie kaufen sich zwei Kedscheritöpfe, zwischen denen sie sich anbinden und welche, solange sie leer sind, ihre Gewichte im Wasser erleichtern. So ausgerüstet waten sie in den Strom hinein, füllen die Töpfe dann mit dem sie umgebenden Wasser und sinken hinab für immer. Die Regierung hat schon gesucht, der Ausübung dieser Handlung zuvorzukommen, aber mit keinem andern Erfolge, als dass sie die freiwilligen Opfer dadurch weiter den Strom hinabtrieb; auch lässt es sich nicht denken, dass ein Mann, der einige fünfzig Meilen hierhergezogen ist, um zu sterben, sich von einem Polizeidiener davon abhalten ließe. Unterricht ist hier das einzige, wodurch dies arme Volk erleuchtet werden kann, und den, hoffe ich, wird es ja allmählich von uns empfangen.

Das Vidalaja ist ein großes Gebäude, welches in zwei Höfe geteilt ist, worin oben und unten Galerien laufen und welche mit Lehrern und Schülern angefüllt sind. Die ganze Schule ist in eine Menge Klassen geteilt, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen (auf Hinduweise), Persisch, Hindurecht, heilige Literatur, Sanskrit, Astronomie nach dem ptolemäischen System und Astrologie gelehrt wird. Es sind zweihundert Schüler gegenwärtig, von denen einige von jeder Klasse vortraten, um mir ihre Lektionen zu sagen, wovon ich leider für mich, außer der Astronomie und ein wenig Persisch, nichts profitieren konnte. Der astronomische Lehrer holte einen Erdglobus hervor, der nach ihrem System eingeteilt und nach dem Meridian von Benares gestellt war. Der Nordpol war ihm der Berg Meru, und unter dem Südpol setzte er die Schildkröte („Chukwa“) hin, auf welcher die Erde ruht. Die südliche Halbkugel hielt er für unbewohnbar, aber auf die innere konkave Oberfläche derselben setzte er Padalon hin. Dann zeigte er mir, wie die Sonne einmal des Tages um die Erde herumgehe, und ferner, wie durch eine verschiedene, aber ebenfalls stetige Bewegung die Zeichen des Tierkreises nacheinander vorrückten. Das ganze System ist durchaus ptolemäisch, und der Gegensatz zwischen dem verjährrten Zeuge, was die jungen Leute hier in einer Anstalt der Regierung lernen, und den Anfangsgründen wahrhafter Erkenntnis, bei jener, die ich Tags zuvor besuchte, und welche es in derselben Stadt und unter weit ungünstigeren Verhältnissen lernen, ist sehr schlagend.

Während meines Zuges durch die heiligen Plätze hatte ich eine beträchtliche Anzahl von Blumengewinden empfangen, und man hatte mir gesagt, dass es sehr unhöflich sei, sie wegzuwerfen, besonders die, welche um meinen Nacken gehängt waren. Ich sah daher eher wie ein Opfertier als wie ein Priester aus und war sehr froh, als ich, wieder in das Cabriolet gekommen, mich meines Schmuckes entledigen konnte.

Heute kamen meine Boote durch die Mündung des kleinen Flusses, der nach Secrole führt. Da man aber aus dem Wasserstande desselben schloss, dass er wohl bald ganz trocken sein würde, so riet man mir, den Weg bis Tschunar zu Lande zu machen und die Boote dahin vorauszusenden. Das Wetter schien übrigens für meine Reise wie für das ganze Land unglücklich auszufallen. Seit vielen Tagen ist kein Regen gefallen; der Wind blies anhaltend und sehr heiß aus Westen, und alles zeigt ein frühes Ende des „Bursat“ oder der Regenzeit an. Ich werde also ein sehr mühevolleres und langsames Fahren auf dem Flusse haben, und, was noch übler ist, die Tanks sind alle halb voll, das Land nur unvollkommen bewässert, und Hungersnot, Viehseuchen und alle sie begleitenden Schrecken scheinen bevorzustehen. Gott wende gnädig solches Elend von diesem armen Lande ab!

## EUGENE CASALIS

Frankreich, dessen eigene Besitzungen auf dem afrikanischen Festland im wesentlichen nördlich des Äquators liegen, hat zweimal auch in Südafrika Einfluss auf die kulturelle Entwicklung genommen. Das erste Mal geschah dies Ende des 17. Jahrhunderts, als französische Hugenotten nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes ihre Heimat verließen und sich dort ansiedelten. Diese Auswanderung brachte dem Kapland viele tüchtige Handwerker und Landwirte, den Obstbau und die Kultur der Weinrebe. Noch heute erinnern die zahlreichen in ganz Südafrika verbreiteten Hugenottennamen an den wertvollen Zuwachs, den das im Entstehen begriffene Burenland damals durch sie erfahren hat.

In Erinnerung an diese Hugenotteneinwanderung wählte mehr als hundert Jahre später die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft Südafrika als ein Feld ihrer Tätigkeit. Einer ihrer ersten Missionare hier war Eugene Casalis. Auch er entstammte einer Familie, die unter den Verfolgungen der Protestanten in Frankreich zu leiden hatte, deren Glaubenseifer aber gerade durch diesen Druck besonders gestärkt worden war. Er wurde im Jahre 1812 in Orthis nahe Bayonne geboren. Schon mit 15 Jahren entschloss er sich, als Missionar nach Afrika zu gehen. Die Ausführung dieses Entschlusses wurde ihm nicht leicht, denn er hing sehr an Heimat und Familie, und seine Ausreise als Missionar in das Innere von Südafrika erschien damals in Frankreich als eine Trennung auf Lebenszeit.

Die englische Brigg, auf der er mit zwei anderen jungen Missionsarbeitern 1832 die Reise antrat, war nur 150 Tonnen groß und zu schwer beladen. Nur mit knapper Not überstand sie in der Biskaya einen furchtbaren Sturm. Als die Reisenden nach einer Fahrt von drei und einem halben Monat schließlich in Kapstadt ankamen, erfuhren sie dort, dass die Eingeborenenstämme, unter denen sie ihre Arbeit aufnehmen sollten, durch die Kriegszüge des grausamen Häuptlings Mosilikatse vernichtet oder zerstreut worden waren. Sie beschlossen trotzdem, ins Innere aufzubrechen und sich ein neues Arbeitsfeld zu suchen. Von Port Elisabeth ging die Reise durch die trockene Karrusteppe. Am Oranje verließen sie die damaligen Grenzen der Kapkolonie und stießen nun in bisher ganz unerforschtes Gebiet vor. In dem wilden Bergland, das sich zwischen dem Oberlauf des Oranje und Natal erstreckt, hatte der Häuptling Moschesch sein Volk, die Basuto, gesammelt und vor den Stürmen der Eingeborenenkriege, die damals weite Teile Südafrikas durchtobten, bewahrt. Hier ließ Casalis sich nieder und gründete die Missionsstation Morija.

In seinem Buch „Mes souvenirs“ hat er im Alter über seine Reise und die Anfangsjahre seiner Missionstätigkeit berichtet. Ob er nun die vielgestaltige Tierwelt Südafrikas schildert oder das unheimliche Schweigen der Wüste, „an das man sich nie gewöhnt, wenn man ein Franzose oder nervös ist“, immer fesselt er durch seine ungewöhnliche Beobachtungsgabe und Erzählungskunst. Er verband schlichte und tiefe Frömmigkeit mit einem klugen, weltoffenen Geist, und er hatte Sinn für den romantischen Reiz, mit seinen Kameraden als erste Europäer ein noch völlig unbekanntes Land zu erforschen und in Beziehung zur zivilisierten Welt zu setzen. Dass einer der höchsten Berggipfel Südafrikas, der Mont aux Sources, seitdem einen französischen Namen trägt, machte ihm besondere Freude.

Nach 23jähriger Tätigkeit unter den Basuto wurde Casalis Direktor der Pariser Missionsgesellschaft. Er starb im Jahre 1891. Es ist ein schönes Symbol für das lebendige Fortwirken seiner Persönlichkeit, dass seine Berichte aus Südafrika später in dem jungen Albert Schweitzer das erste Interesse für die Missionsarbeit in Afrika weckten, der dieser dann ebenfalls sein Leben weihen sollte.

## Ankunft in Kapstadt

*Eugene Casalis: Meine Erinnerungen. Deutsche Ausgabe Berlin, Verlag der Deutschen Orient-Mission 1901.*

Am andern Morgen waren wir nach einem ununterbrochenen Schlaf von acht bis zehn Stunden noch weit mehr mit dem Leben ausgesöhnt. Der Erdboden hatte ohne Frage einen großen Reiz. Unsere Augen trugen ein unermessliches Verlangen zu sehen und unsere Beine zu gehen. Mit einem Satz waren wir in den Straßen von Kapstadt. So düster und öde sie uns am Abend vorgekommen waren, so lachend und belebt waren sie jetzt. Die Sonne leuchtete strahlend, aber ihre Hitze wurde noch durch einen erquickenden und leise duftenden Wind gemildert. Die Straßen waren sorgfältig besprengt worden. Da waren überall Stände voller Blumen, voller Früchte, voller lockender Produkte, unter welchen sich in wundervoller Fülle einige befanden, die wir bis dahin nur hinter gewissen Glasscheiben des Palais-Royal erblickt hatten, welche allein für den Reichen geöffnet werden konnten. Wir sahen duftende Ananas, Orangen, Mandarinen, Bananen, kopfgroße Pataten, die ganz so behandelt wurden wie Kohl und Rüben in unseren Markthallen. Da waren auch Feigen, Pfirsiche, Weintrauben im Überfluss. So schön uns die letzteren auch vorkamen, so zweifelten wir doch, dass ihr Geschmack dem gleichen könne, den der Sonnenschein von Languedoc und der Provence den Trauben verleiht. Nach einem Versuch sahen wir uns jedoch genötigt zuzugeben, dass wir uns geirrt hatten.

Die Bevölkerung bot in jedem Augenblick die sonderbarsten Gegensätze dar. Hier gingen Männer mit olivenfarbigem Teint, schwarzen, glänzenden, mandelförmig geschnittenen Augen, glattem, rabenschwarzem Haar, einem Spitzbart am Kinn, einen pyramidenförmigen, aus Palmbältern gefertigten Hut auf dem Kopfe, eiligen Schrittes vorüber und trugen auf der Schulter einen gut balancierten Bambusstock, an dessen beiden Enden entweder Körbe oder Eimer mit Wasser hingen.

Man sagte uns, dass dies Malayen wären. Ihre Vorfahren waren zur Zeit der holländischen Herrschaft von den Sundainseln gekommen. Sie waren alle ziemlich fanatische Mohammedaner und bildeten in einem der wenigst schönen Stadtteile eine Gemeinschaft für sich. Man machte uns auf ihre langen, bis über die Hüften reichenden Jacken aufmerksam, die sie statt der weiten, der Bedächtigkeit der Mohammedaner so angepassten Gewänder trugen, seit sie diesen hatten entsagen müssen, um mit der fieberhaften Tätigkeit der Weißen Schritt halten zu können. Auf Gewinn erpicht, besaßen sie das Monopol fast aller Gewerbe.

Ferner waren da Hottentotten mit schnauzenförmigen Lippen, flachen Nasen, die seltsam mit einem Schaffell behängt waren, dessen Wolle sie nach innen trugen. In ihren schmutzigen Lederhosen, die durch Sonnenschein und Regen ganz hart geworden waren und am Knie eine Rundung hatten, schienen sie verstümmelte Beine zu haben, gleich alten lahmen Pferden.

Diese armen Schlucker hatten kein bestimmtes Gewerbe. Viele von ihnen lebten von Almosen, die Fleißigsten fegten die Straßen, machten Besorgungen oder dienten den Malayen als Handlanger. Das aber waren die direkten Nachkommen der ursprünglichen Besitzer des Landes. Das, was ihnen Achtung verschafft haben sollte, war die Ursache ihres Unglücks geworden. Nachdem man eine große Anzahl unter verschiedenartigen Vorwänden getötet und sich ihrer Ländereien bemächtigt hatte, hatte man die andern vertieren lassen. Kein einziges bürgerliches Recht war ihnen zugestanden worden, und so waren sie jeder Tyrannei, jedem Mutwillen preisgegeben gewesen. Da sie nicht gekauft waren und daher auch nicht zum Verkauf ausgebaut werden konnten, fanden sie keinen Schutz in der Geldgier der Weißen; oft ließ man sie Hungers sterben, ohne sich um sie zu kümmern, oder man ließ sie ohne Pflege, wenn sie krank waren.

Zwei Jahre vor unserer Ankunft hatte Dr. Philip es bei dem englischen Parlament erreicht, dass sie als Bürger der Kolonie anerkannt wurden. Diese Wohltat war noch zu neu, als dass sie die Tragweite derselben verstehen und die Früchte derselben genießen konnten. Sie haben dies aber späterhin reichlich getan, dank der Erziehung, die ihnen die Missionare zuteil werden ließen. Zum Andenken an ihre Befreiung hätte man dem Dr. Philip auf dem Hauptplatz von Kapstadt ein Denkmal setzen sollen. Stattdessen strengten die Kolonisten einen Prozess gegen ihn an, der ihn vollkommen ruiniert hätte, wenn Freunde ihm nicht zu Hilfe gekommen wären. Dieser ausgezeichnete Mann hat seitdem täglich das Vergnügen gehabt, unter seinem Fenster „Philippin! Philippin!“ rufen zu hören, da man einem unförmlichen Fisch, der bis dahin „der Hottentott“ genannt worden war, diesen Namen gegeben hatte.

Unter den Farbigen, die auf den Straßen von Kapstadt gingen und kamen, sah man solche, die vollkommen schwarz waren. Sie erschienen kräftiger als die Malayen und Hottentotten, sie waren besser gekleidet und augenscheinlich besser genährt als die letzteren. Man redete sie mit „Jongen“ an. Es waren Sklaven. Die Holländer hatten in ihrer Sprache einen mildernden Ausdruck gefunden, dem *paides*, *pueri* entsprechend, mit dem die Alten die traurige Lage ihrer Lasttiere dem Menschenantlitz zu verhüllen liebten. Das Herz zog sich uns zusammen. Es war das erste Mal, dass wir den Menschen im Zustande der Leibeigenschaft sahen. Keiner von denen, die wir erblickten, war ein Eingeborener von Süd-Afrika. Sie waren von Negerschiffen, die von der Küste von Guinea oder von den südlichsten Teilen von Mozambique kamen, eingeführt worden. Zur Ehre der Hottentotten, Betschuanas und Kaffern sei es gesagt, dass man es niemals bei ihnen erreicht hat, dass sie ihre Mitmenschen zu einem Handelsartikel machten. Mit Ausnahme der Unternehmer von großen Werken kauften die Engländer am Kap nur Sklaven, um sie zu Knechten und Mägden zu machen. Das waren damals die einzigen Dienstboten, die man sich verschaffen konnte. Eine Menge von holländischen Kolonisten lebte davon und bereicherte sich dadurch, dass sie ihre Neger für sich arbeiten ließen. In der Stadt ließen sie sie verschiedene Handwerke lernen, vermieteten sie und ernteten den Gewinn ihrer Arbeit. Auf dem Lande beschäftigten sie sie mit Feldbau und dem Hüten der Herden. Übrigens machten die Sklaven, die wir sahen, im allgemeinen keinen unglücklichen Eindruck. Die Stunde ihrer endgültigen Befreiung hatte noch nicht geschlagen, aber sie nahte heran, und wir sahen die fluchwürdige Einrichtung, deren Opfer sie waren, nur in ihrer mildesten Form.

Wir wünschten sehr, den Kap-Buren, von dem wir so viel gehört hatten, in seiner echten Gestalt zu sehen. Dazu brauchte man nur auf einen freien Platz der Stadt zu gehen, wohin die Kolonisten vom Lande ihre Lebensmittel zum Verkauf brachten und den man aus diesem Grunde den „Buren-Plan“ nannte. Man fand dort neben schweren Wagen und an die Räder angebundenen Ochsen Männer, deren Züge und Gesichtsfarbe sofort ihren batavischen Ursprung verrieten. Zeit und Klima haben die Rasse in keiner Weise verändert. Es ist immer derselbe feste Knochenbau, es sind dieselben guten Gesichter, blauen Augen und blonden Haare, welche von den holländischen Malern so wahrheitsgetreu wiedergegeben worden sind.

Wenn er das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat, so ist der Bur gewöhnlich korpulent; wir sahen manche, deren Körperumfang wahrhaft ungeheuerlich war. Man schiebt das auf die große Menge von Fleisch und Milch, die sie bei ihren täglichen Mahlzeiten verzehren, und auf ihren Widerwillen gegen jede Bewegung, die nicht durch die Verhältnisse absolut geboten ist.

In ihren Gesichtern ist im allgemeinen sehr wenig Mienenspiel, was seinen Grund in der Einförmigkeit ihres Daseins hat. Aber bei einigen mischt sich in die Starrheit der Züge und des Blickes ein Ausdruck von Härte, der aus der Gewohnheit kommt, Tieren und Schwarzen - die Peitsche in der Hand - Befehle zu geben. Sie sind enragierte Raucher, und ihre Gesichter hellen sich nur dann auf, wenn sie ihre frischgestopften Pfeifen an die Lippen führen. Sie tragen alle dieselbe Tracht; einen glatten grauen Filzhut mit breiten Rändern, eine runde Jacke, Hosen von Leder oder Velour, ungewichene Lederschuhe ohne Absätze, die sie selbst anfertigen. Sie machen sich ein Gewissen daraus, irgendetwas um der Mode

willen an ihrem Anzuge zu ändern. Manche unter ihnen tragen die Haare grundsätzlich kurz, und diese treiben den Puritanismus so weit, dass sie das Tragen von Hosenträgern verdammen, weil sie auf dem Rücken das Zeichen des Kreuzes bilden. Die Frauen sehen noch altertümlicher aus. Anstatt eines Strohhutes, der sie gegen die Sonne schützen würde, bedecken sie sich mit einer ganz glatten Haube, die mit einer Rüsche umsäumt ist, die fest an den Schläfen anliegt und kein Haar sehen lässt. Ihre kittelartigen Kleider haben außerordentlich enge Ärmel.

Als wir diese Leute reden hörten, bemerkten wir, dass ihr Holländisch eigentümlich ausgeartet war; Sprachfehler und Sprachwidrigkeiten wimmeln darin. Kein Unterschied des Geschlechts bei Gebrauch des Artikels, des Fürworts, keine Berücksichtigung der Mehrheit bei Konjugation des Zeitworts. Aber am meisten verändert ist die Aussprache. Sie schien uns sehr viel weicher, weniger kehlköpfig als in Holland, und wenn wir nicht so viel Respekt für die Regel gehabt hätten, so würden unsere französischen Ohren diese Wirkung des Klimas sehr lobenswert gefunden haben. Mit Ausnahme der eingeborenen Typen schien Kapstadt sich in unsern Augen wenig von den europäischen Städten zu unterscheiden. Die Engländer leben dort ganz wie zu Hause. Ihre Läden und Kontore, die Art und Weise ihrer Kommis und Angestellten, ihrer Briefträger und Schutzleute ist dieselbe wie in London oder Southampton. Alle Vorteile, alle Verbesserungen und, man muss es eingestehen, auch fast alle Missbräuche unserer modernen Zivilisation sowie insbesondere alle Übertreibungen unserer französischen Moden sind in diese Kolonie hinübergetragen worden.

Als wir in Kapstadt ankamen, bot sie ein in Bezug auf Religion sehr interessantes Schauspiel. Ebenso wie bei uns war dort die Zeit der Erweckung gekommen.

Als Holland nach einem mit ziemlich niedrigen Elementen unternommenen Kolonisationsversuch in den Jahren 1687 und 1698 den Franzosen, die das Opfer der Aufhebung des Edikts von Nantes geworden waren, und einigen Waldensern aus Piemont, die sich ihnen angeschlossen hatten, am Kap eine Zufluchtsstätte bot, gewann es damit intelligente und fromme Arbeiter. Sie gründeten auf einige Stunden Entfernung von der Tafelbai Gemeinschaften, die noch zu unserer Zeit sehr blühend sind und unter welchen eine noch durch ihren Namen auf ihren Ursprung hinweist: Der Französische Winkel (Fransche Hoek). Neben der Viehzucht trieben sie Kornbau, zogen sie Obstbäume und bauten Wein, wozu sie eine Auswahl von Reben mitgebracht hatten. Besonders aber lag ihnen daran, die evangelischen Wahrheiten und die gottesdienstlichen Formen, für die sie so viel gelitten hatten, in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren. Sie hatten zwei reformierte Pastoren, die Herren Simond und Dailliè mitgenommen. Man hat uns den Felsen gezeigt, der Mr. Simond als Kanzel gedient hat, als er ankam, und die Ruinen der ersten Kirche, die von diesen teuren Hugenotten gebaut worden war. Ihre Erleuchtung und ihr Beispiel waren die größte Wohltat für die Kolonie. Franzosen wie Holländer gehörten der Reformierten Kirche an, das Kirchenregiment war streng presbyterianisch und synodal. Dieses Kirchenregiment, das Glaubensbekenntnis, der Gottesdienst sind seitdem unverändert geblieben, aber nach und nach nahm das geistliche Leben ab, und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war ein klägliches Formenwesen an seine Stelle getreten. Bei den Kindern der Refugies kam dies anfänglich durch die willkürlichen Maßnahmen der Holländischen Kompanie, die in allen Zivil- und Religionsfragen die Oberhand hatte und es durchsetzte, dass der Gouverneur die Mitglieder des Presbyterialrates wählte. Im Jahre 1701 musste der Pastor Pierre Simond nach Europa zurückkehren, weil er nur französisch predigen konnte, und die Kompanie ersetzte ihn durch einen Pastor, der es auch holländisch tun konnte. Sie schrieb ihm vor, sich beim Unterricht der Jugend hauptsächlich dieser Sprache zu bedienen und das Französische nur zu gebrauchen, wenn es galt, die alten Refugies zu besuchen, zu erbauen und zu trösten. Im Jahre 1709 wurde die französische Sprache öffentlich für alle Verhandlungen mit der Regierung verboten, 1724 wurde dieselbe Maßregel in den Kirchen auf die liturgischen Teile des Gottesdienstes angewendet. Unsere Sprache verschwand auf diese Weise sehr schnell mit dem ihr eigenen belebenden Einflüsse. Le Vaillant fand 1780 in dieser ganzen Gegend nur noch einen Greis, der das Französische verstand.

Eine ganze Generation war auf diese Weise auf einen Unterricht beschränkt worden, den sie nur sehr unvollkommen verstand. Die Berührungen mit Europa waren sehr selten. Es wurde wie eine Verbannung betrachtet, wenn man am Kap leben musste; aus Holland kamen nur ziemlich ungebildete Pastoren, die gar zu oft durch weltliche Interessen bewegt nach dem Kaplande gingen. Daher rührte auch ein fast vollständiger Stillstand der Gedanken und ein knechtisches Halten am Buchstaben auf Kosten des Geistes.

Die Generation, die auf diejenige folgte, der man den Gebrauch des Französischen geraubt hatte, war auch unfähig, die guten Bücher zu lesen und zu verstehen, welche den Glauben ihrer Väter genährt hatten. So gingen ihr die heiligen und edlen Traditionen der Vergangenheit verloren. Aber die Stellung, welche die Kolonisten den Eingeborenen gegenüber angenommen hatten, war jedenfalls auch eine Ursache des religiösen Niedergangs. Anstatt sich die Hottentotten zu Freunden zu machen, anstatt sich zu bemühen, sie aufzuklären und zu zivilisieren, fand man es leichter, sie zu vernichten. Der geringste Viehdiebstahl, den die Unglücklichen begingen, denen man ihr Land nahm, hatte unarmherzige Razzias zur Folge. Jeder rühmte sich, wenn er einen Hottentotten erschlagen hatte. Das christliche Leben schwindet sehr bald dahin, wenn die Herzen sich den Gefühlen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit verschließen. Um ihr Gewissen zu beruhigen, suchten die Kolonisten sich einzureden, dass sie die von dem Christentum geforderten Taten vollbrachten. Sie gerieten so weit, dass sie meinten, dadurch in dem Stande der Gnade zu sein, dass sie in keiner Weise den Heiden glichen, die sie ausrotteten. „Bin ich nicht ein Christ?“ hörte man sie sagen (und diese Redensart ist noch nicht ganz aus der Mode gekommen), „ich habe weiße Haut, lange Haare, ich bin getauft, ich singe die Psalmen!“ Ein unqualifizierbarer Missbrauch der Lehre von der Gnadenwahl setzte diesen Verirrungen die Krone auf. Die Kapburen, ob holländischen Ursprungs oder französischer Abstammung, wurden das auserwählte Volk, das den Auftrag hatte, ein neues Kanaan von den heidnischen Horden zu reinigen, die es verpesteten. Man nährte sich von den Ausrottungsberichten, die in dem Buche Josua und dem der Richter enthalten sind. Die Psalmen, welche die verfolgten Hugenotten gesungen hatten, um sich neuen Mut zu geben, waren Kriegsgesänge der Hottentotten-Jäger geworden. Sobald ein neues Gebiet erobert war, wurde schnell eine Kirche und eine Pfarrwohnung darauf erbaut, und alles frohlockte über diesen neuen Sieg der christlichen Religion. Aus diesen verschiedenen Ursachen und besonders wegen der letzteren hatte die Reformierte Kirche am Kap am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fast alle wahre Gottesfurcht eingebüßt. Die Lehre selbst war rein geblieben, aber ein untüchtiges und trockenes Formenwesen war an Stelle der Überzeugungen und Empfindungen getreten.

Während dieses traurigen Zeitraumes, im Jahre 1736, kam der demütige, aber heldenmütige Herrnhuter Bruder, der Missionar Schmidt, mit dem unglaublichen Vorhaben, die Hottentotten zu bekehren, am Kap an. Man ließ ihn achselzuckend gehen, und er ließ sich allein, ohne jeden anderen Beistand als Gott, in dem wilden Tale von Baviaans Kloof nieder. Trotz allem Unheil, das sein weißes Gesicht ihnen zu bedeuten schien, empfanden die Hottentotten bald die Macht seiner Liebe. Sie fingen an, sich regelmäßig um ihn zu versammeln und seine Lehren zu befolgen, als die benachbarten Buren, überrascht, dass das, was sie als einen Scherz angesehen hatten, Ernst war, ihn bei der Regierung am Kap verklagten. Schmidt erhielt den Befehl, unverzüglich nach Herrnhut zurückzukehren. Er reiste aufs tiefste betrübt, aber voller Glauben ab. Etwa fünfzig Jahre darauf durften andere Herrnhuter Brüder unter einer günstigeren Regierungsform seine Arbeit wieder aufnehmen. Sie sind es, die aus Baviaans Kloof die schöne und blühende Station Gnadental gemacht haben, aber bei ihrer Ankunft fanden sie nur noch einen alten Birnbaum, den Schmidt eigenhändig gepflanzt hatte, und eine alte neunzigjährige Hottentottin, die sich noch erinnerte, von ihm getauft worden zu sein.

In dem Augenblick, als die religiöse und soziale Erstarrung der Kolonisten nicht mehr heilbar zu sein schien, ließ Gott es zu, dass der Hauch der Französischen Revolution auch dorthin wehte. Man hörte am Kap von den neuen Theorien über Menschenrechte und über die allgemeine Emanzipation der Völker. Die Erschütterungen und Kämpfe Europas fanden

selbst an den entferntesten Gestaden ihren Widerhall. Die grausame Unentschiedenheit, die über dem endgültigen Schicksal der Kolonie schwebte, trug dazu bei, die Gewissen wachzurufen. Die wahrhaft Frommen fingen an, einander aufzusuchen und miteinander zu beten. Sie nahmen erleuchtete und wahrhaft christliche Männer, die durch die Bewegungen der englischen Flotten momentan in ihre Mitte kamen, mit Freuden auf. Im Jahre 1797 hatten die lebendigen Mitglieder der Kirchen in Holland den von ihrem Vaterlande abhängigen Kolonien ein gutes Beispiel und eine heilsame Mahnung gegeben, indem sie die Missionsgesellschaft von Rotterdam gründeten. Als England bei dem Friedensschluss Kapland endgültig in Besitz nahm, wurde es allen klar, dass man einer liberaleren Zeit entgegenging, dass die alten Missbräuche, der geistige und moralische Stillstand aufhören würden. Der apostolisch gesinnte van der Kemp war angekommen, und so widerwärtig seine Pläne für die Verbreitung des Christentums unter den Eingeborenen auch der großen Masse der Kolonisten waren, so war doch das summarische Verfahren, dem Schmidt zum Opfer gefallen war, nicht mehr möglich. Um diese Zeit setzte ein Erdbeben die Bewohner des Kaplandes in Schrecken. Beim Anblick einer tiefen Kluft, die durch dasselbe entstanden war, tat ein frommer Holländer das Gelübde, dass er, wenn die Stadt verschont bliebe, einen Dank- und Gebetsgottesdienst gründen würde, an dem jedermann ohne Unterschied des Ranges und der Farbe teilnehmen dürfte.

Das zu diesen Versammlungen bestimmte Lokal wurde nach und nach der Zusammenkunftsort derjenigen Personen, die das Verlangen hatten, ihren Glauben neu zu beleben. Man empfing dort die nach Madagaskar oder Indien gehenden Missionare sowie diejenigen, die durch das Beispiel und die Bitten von van der Kemp in das Land selbst kamen. Unter den Engländern, die sich den alten Kolonisten zugesellten, gab es fromme und erleuchtete Männer. Das war ein neues Lebelement. Gott, der Erbarmen hatte mit der Reformierten Kirche, ließ einige hervorragende Männer unter ihren Leitern erstehen. Abraham Faure, ein Nachkomme der aus der Stadt Oranje stammenden Refugies, war nach Europa gegangen, um zu studieren, und war voller Glauben und Eifer von dort zurückgekehrt. Er benutzte den Einfluss, den ihm seine offizielle Stellung und seine gewaltige Predigt in Kapstadt gaben, um zu der allgemeinen Erweckung beizutragen. Dr. Philip und andere evangelische Pfarrer dienten ebenfalls mit ihrer Erkenntnis und mit ihrer Arbeit.

So hatte der religiöse Zustand sich fortschreitend verbessert, und Süd-Afrika war den Verkündigern des Evangeliums endgültig aufgeschlossen.

Wir waren gerade zu der Zeit am Kap angekommen, als diese evangelische Bewegung ganz besonders interessant war. Die englischen Kongregationalisten und die Wesleyaner entwickelten sehr großen Eifer. Auch solche Männer, die der offiziellen Reformierten und Lutherischen Kirche angehörten, regten sich. Die Anglikaner, die später versucht haben, als nationale Institution das Übergewicht zu haben, waren damals wenig zahlreich und machten sich kein Gewissen daraus, mit den Independenten gemeinsam vorzugehen. Man hatte Missionsversammlungen angefangen und eine Bibelgesellschaft sowie eine religiöse Traktatgesellschaft gegründet. Ein Lokalkomitee sandte Evangelisten zu den Schwarzen und zu den Malayen. Mehrere Sonntagsschulen wurden sehr sorgfältig von jungen Leuten voller Verstand und Gottesfurcht gehalten, von denen einige später Missionare wurden. Die Tochter eines Pastors in London, Miss Lyndall, war mit dem bestimmten Zweck aus England nach Kapstadt gekommen, um das System der Kleinkinderschule in der Kolonie einzuführen. Ihre Erfolge setzten alle Welt und sogar den Gouverneur in Erstaunen, und dieser machte sich mitunter das Vergnügen, den Übungen der kleinen Schüler beizuwohnen. Miss Lyndall sollte später, als sie Madame Rolland wurde, der Missionsgesellschaft zu Paris mit ihren wunderbaren Gaben für Erziehung der Kinder große Dienste leisten. Glücklicherweise hatte sie, ehe sie sich uns schenkte, für das Kap Zöglinge ausgebildet, die imstande waren, ihre Methode zu befolgen und zu verbreiten.

Ich weiß nicht, ob alle diese Beobachtungen in moralischer Hinsicht dazu beitrugen, aber es ist Tatsache, dass unsere ersten Eindrücke sich in sehr kurzer Zeit änderten und dass das

Kap uns selbst äußerlich sehr interessant und als ein sehr angenehmer Aufenthaltsort erschien.

Wir söhnten uns mit dem Tafelberge aus, dessen Anblick uns anfänglich so trübe gestimmt hatte. Dieser majestätische, stolze und einzigartige Berg weckte in unserm Geiste nur noch die Empfindung des Erhabenen. Als wir uns auf seine Abhänge wagten, entdeckten wir eine Menge reizender Cottages und sogar einige elegante Villen. Diese ländlichen Wohnsitze waren von riesigen Kaktuspflanzen eingerahmt.

Unzählige Roteen ließen, leicht vom Seewinde bewegt, ihr silbernes Laub über den Dächern schimmern. Wasserquellen waren reichlich und in seltener Reinheit und Klarheit vorhanden. Man sagt, dass auch die besten mikroskopischen Gläser niemals das kleinste Tierchen in diesem Wasser entdecken ließen.

Es gibt wenige Reisende, die der Versuchung widerstehen, sich auf die Plattform zu begeben, die den Gipfel des Berges bildet. Man sagt, dass das Bild, das man dort vor sich hat, jede Beschreibung überbietet. Unten in den schwindelnden Abgründen erscheint die Kapstadt nur noch wie ein Damenbrett; aber die außerordentliche Reinheit der Luft lässt alle ihre Straßen und Hauptgebäude vollkommen gut erkennen. Die vor Anker liegenden Schiffe erinnern an die Spielwerke, die unsere Kinder auf den Bassins der Tuilerien schwimmen lassen. Weiterhin ist der unermessliche Ozean, seine furchtbarsten Wellen sind nur noch leichte Falten, und selbst wenn der Wind sich zum Sturm erhebt, vernimmt man kaum ihr Murmeln. Der Ausflug ist nicht sehr ermüdend, aber er wird mitunter gefährlich. Das ist der Fall, wenn der Südwestwind, sich zu Wolken verdichtend, sich urplötzlich auf den Gipfel des Tafelberges senkt und das bildet, was dort zu Lande des Teufels Tischtuch genannt wird. Es kommt vor, dass dieses Tischtuch zwei oder drei Tage dort liegen bleibt. Der Spaziergänger kann kaum zwei Schritte weit sehen. Da man nun ohne Gefahr nur an einer einzigen Stelle hinuntersteigen kann, bleibt nichts anderes übrig, als unbeweglich dazusitzen und geduldig Kälte und Hunger zu ertragen, wenn man nicht warme Kleider und Vorräte mitgenommen hat. Man hat mitunter Leute in dem kläglichsten Zustande in die Stadt zurückkehren sehen. Auch ist es schon vorgekommen, dass man die zerbrochenen Gliedmaßen der Unglücklichen aufheben musste, die, unfähig, ihre Ungeduld zu zügeln, in fürchterliche Abgründe gestürzt waren.

Von unten gesehen ist die Erscheinung des Tischtuches außerordentlich merkwürdig. Die Platte des Tafelberges wird von einer weißen, wolligen, vollkommen horizontalen Wolke bedeckt. Diese Wolke scheint sich um sich selbst zu rollen und, ohne an Dichtigkeit abzunehmen, in Kaskaden herunterzustürzen.

Das Auge folgt ihren Wellenbewegungen bis zu dem dritten Teil etwa des Abhanges; dort verschwindet alles, und man fragt sich, was aus diesem nebelhaften Stoff geworden ist, dessen Herabkommen man unten am Berge erwartet hatte. Während dieser Zeit fegt der Wind die Stadt mit einer unglaublichen Heftigkeit, wie um den Ochsen die Hörner abzureißen, wie man bei uns zu sagen pflegt, ein Ausdruck, den die Kapbewohner, wenn sie ihn noch nicht kennen sollten, ohne weitere Erklärung verstehen würden. Der Himmel ist klar, die Sonne leuchtet und scheint über die Bestürzung der armen Vorübergehenden zu lachen, die ganz mit dem Schicksal beschäftigt sind, das ihre Hüte bedroht, denen sie manchmal bis an die Reede nachlaufen müssen. Ich erinnere mich, dass ich beim Umbiegen um eine Ecke genötigt gewesen bin, mich zusammenzukauern oder mich an eine Eisenstange anzuklammern, um nicht selbst fortgetragen zu werden. Die Frauen, die etwas auf sich halten, bleiben zu Haus. Es gibt dagegen manche unter ihnen, die in ihren Häusern selbst Stürmen anderer Art ausgesetzt sind. Das sind diejenigen, die nervöse oder jähzornige Männer haben. Dieser unheilvolle Südostwind hat die Eigenschaft, dieselben vollständig außer sich zu bringen. Wenn er weht, richten diese Herren bei sich Stürme an.

Zu gewöhnlichen Zeiten ist nichts so angenehm wie ein Ausflug in die unmittelbare Umgebung von Kapstadt. Wenn man, nach Osten gehend, aus der Mulde herausgekommen ist, in welcher die Stadt liegt, verändert sich der Anblick des Berges. Seine finstere, senkrechte Außenseite ist vollständig verändert. Seine Abhänge werden wellig und sind mit

Hochwald bedeckt. Man hat bald eine vollkommen schattige Straße vor sich, deren Steinschutttaufbau sehr gut erhalten wird. Von einem „Rondebosch“ genannten Weiler bis „Wynberg“ und der berühmten Pflanzung, die den Wein von Constanza liefert, ist nur eine ununterbrochene Reihenfolge von Landhäusern, wie sie in der Umgebung von Genf die Landschaft an den Ufern des Genfer Sees schmücken. Ihrer Vorliebe für das Landleben getreu haben die Engländer sich reizende Landsitze geschaffen, wohin sie zurückeilen, sobald sie ihre Büros verlassen können. Dort schütteln sie mit Freuden den rötlichen Staub der Stadt ab, gratulieren sich, dass sie dem Südost entgangen sind, und genießen ihr Abendessen in ganz von Geißblatt, Jasmin, Passionsblumen und verschiedenen Clematisarten überwucherten Buchenlauben.

Der Boden ist leicht, aber außerordentlich fruchtbar. In den sandigsten Teilen hat man ungeheure Aussaaten von Kiefern gemacht, die sehr gut gedeihen und zu wirklichen Wäldern geworden sind. Außer dem Wein sieht man auf den Gütern in dieser Gegend kaum etwas anderes als Obstbäume oder Zierpflanzen. Zu den Gewächsen, die ursprünglich dem Lande angehören und deren Wert durch verständige Kultur sehr gestiegen ist, ist fast alles hinzugekommen, was die Gärten in Europa und Asien an Duft, Farbenglanz und Formenschönheit zu bieten vermögen.

## WILHELM POSSELT

Wilhelm Posselt stammte aus einfachen Verhältnissen. Er wurde 1815 zu Diekow in der Neumark geboren, wo sein Vater Dorfschullehrer war. Seine Mutter stammte aus einer pommerschen Bauernfamilie; sie konnte notdürftig lesen, schreiben hat sie nie gelernt. Seinen Wunsch, Theologie zu studieren, konnten seine Eltern nicht erfüllen, denn es waren neben ihm noch fünf Geschwister zu versorgen. So wurde der Knabe schon mit siebzehn Jahren Hilfslehrer und Kantor in einem märkischen Dorf. Als er dann zur Ausbildung auf das Lehrerseminar in Neuzelle kam, fasste er den Entschluss, Missionar zu werden. Er fand Aufnahme im Berliner Missionshaus, und nach fünf Jahren wurde er 1839 nach Südafrika entsandt.

Die Ausbreitungsbewegung der Buren, die von Kapstadt aus allmählich in das Innere von Südafrika vordrangen, hatte bei der eingeborenen Bevölkerung keinen ernsthaften Widerstand gefunden, solange sie sich im Bereich der nomadischen Hottentottenstämme vollzog. Erst als sie im Osten das Gebiet der sesshaften und kriegerischen Kaffernvölker erreichte, kam es zu einer langen Reihe von Kriegen und Aufständen. Mitten in diesem damals noch unbezwungenen Kaffernland nahm Posselt seine Arbeit auf. Seine erste Station war Itemba am Kaifluss. 1843 erhielt er den Auftrag, eine neue Station anzulegen, die er Emmaus nannte. Von seinem dritten Heim am Indwe vertrieb ihn mit Weib und Kind der wieder ausbrechende Krieg. Er fand eine neue Arbeitsstätte in Natal am Fuße der Drakensberge. Dort verlor er seine Frau und zwei seiner Kinder. Deutsche Siedler, die sich in Natal nahe bei Durban niedergelassen hatten, beriefen ihn 1848 als Pfarrer. Er folgte diesem Ruf unter der Bedingung, dort zugleich auch die Missionsarbeit fortsetzen zu können. Neben der deutschen Ansiedlung nahe der Küste des Indischen Ozeans gründete er eine Missionsstation, die er nach seiner verstorbenen Frau Christianenburg nannte. Fast vier Jahrzehnte lang hat er hier das doppelte Amt eines Missionars und Pfarrers der deutschen Gemeinde ausgeübt.

Posselt hat eine Lebensbeschreibung hinterlassen, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Er zeigt darin keinerlei literarischen Ehrgeiz. Ungekünstelt, oft in derben Worten und gelegentlich mit heiterer Selbstironie schildert er seine Fahrten und sein Leben in den Anfangsjahren fern von jeder Zivilisation, die er kaum entbehrte. Er war ein einfacher, unkomplizierter Mensch, dem dieses Leben zusagte. Von Gelehrsamkeit hielt er nicht viel, aber täglich, auch in den Wirren der Kaffernkriege, las er ein Kapitel des Alten und des Neuen Testaments in der Ursprache. Ungeschminkt und ohne jede Phrase berichtet er vom Leben der Kaffern, die er wie wenige seiner Zeit kannte. In den letzten Jahrzehnten lebte er auf Christianenburg wie ein Patriarch inmitten seiner schwarzen und weißen Gemeinde. Als er 1885 starb, schied mit ihm eine der großen Pioniergestalten der Missionsarbeit in Südafrika.

## Die Gründung der Station Emmaus im Kaffernlande

*Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der Südafrikanischen Mission, herausgegeben von E. Pfitzner und D. Wangemann. Berlin, Verlag der Berliner Mission 1888.*

Im Jahre 1843 erhielt ich die Anweisung, in Gemeinschaft mit meinem teuren Bruder Liefeldt eine neue Station anzulegen. Wir suchten uns eine liebliche Gegend aus, reich an Wasser, Weide und Holz; auch wohnte daselbst eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kaffern. Wir nannten den Ort Emmaus; jetzt heißt er Wartburg. Unsre Frauen ließen wir auf Bethel, reisten mit dem Wagen fort und fingen an, zwei Häuser zu bauen. Die Kaffern mussten uns erst eine Hütte errichten, welche wir inzwischen bewohnten. Ruten von der Dicke eines Daumens werden gespitzt und in die Erde im Kreise eingetrieben. Die oberen Enden bindet man zusammen und befestigt darüber kreuzweise noch andre Ruten, so dass das ganze Gestell wie ein Netzwerk aussieht. Drei bis vier Stützen von Mannshöhe werden inwendig angebracht, und dann wird eine große Menge Gras darauf gebunden. Der Eingang ist ein Loch von etwa zweieinhalb Fuß Höhe, durch welches man ein- und auskriecht. Der Fußboden wird aus Lehm gestampft und sauber geglättet. In der Mitte zwischen den Stützen befindet sich eine runde, seichte Aushöhlung mit erhöhtem Rande; das ist der Feuerherd, um welchen die Bewohner des Hauses sowohl hocken als schlafen; die Füße werden dann nach dem Feuer gekehrt. Die Tür versieht ein Flechtwerk aus Rohr, welches inwendig an die Öffnung angebunden wird. Eine solche Hütte machten die Wilden für uns fertig, und wir wohnten und schliefen darin nach Kaffernart. Eine Matte diente als Unterbett und ein Pferdesattel als Kopfkissen. Der Kaffer lässt beim Schlafen den Kopf auf einer kurzen, schmalen Holzbank ruhen, welche eben nur für den Nacken passt, auf welchem er eigentlich liegt. Kein Wunder, wenn der Nacken dieses Volkes dick und steif wie eine eiserne Ader ist.

Für unsere Häuser fällten wir Bäume von geringem Umfang, zersägten sie und setzten sie in die Erde, umflochten sie mit Ruten, warfen Lehm daran, deckten sie ein, setzten Herd und Schornstein, glätteten und verputzten das Innere und Äußere, und in gar kurzer Zeit standen auf dem runden Hügel von Emmaus, welchen ein wasserreicher, klarer Bach umfließt, zwei Wohnungen. Dann holten wir unsre teuren Lebensgefährtinnen und ließen durch ihre geschickten Hände das Inwendige weiter ausschmücken. Und da ich unser Wohnstübchen recht zierlich haben wollte, so sägte ich die niedrigen Balken ab und schlug die Wölbung bis an die Hahnebalken mit weißem Kattun aus. Meine Christiane zog Vorhänge vor die Fenster, stellte dazwischen ihr Nähtischchen, das ihr jemand geschenkt hatte; ich verfertigte Tisch und Sofa, beides so schön, dass ich mir einbildete, ein ausstudierter Tischler könne es nicht besser machen. Ich brachte sogar eine Schublade zustande, welche ich mit Abteilungen für Messer, Gabeln und Löffel versah; ja, ich machte es so künstlich und fein, dass ich mittels Taschenmesser das Inwendige des Schubkastens mit rotem Holz auslegte, während das Äußere aus Gelbholz bestand. Diese Verzierung befestigte ich durch gelbe Niete, denn mein Leimen wollte nicht zusammenhalten. Weil es uns an Möbeln gebrach, so überkleidete meine liebe Christiane unsre Kisten, soweit sie in dem Wohnzimmer aufgestellt waren, mit weißem oder buntem Zeuge. Selbst der König von Preußen kann mit seiner Gemahlin in seinem Schlosse zu Berlin nicht glücklicher leben als ich mit meiner Christiane in der niedrigen Strohhütte zu Emmaus, mitten im Lande der wilden Kaffern. - Doch unser Häuschen sah wohl recht nett aus, aber es war nicht fest. Ohne die Balken vermochten die Wände das Dach nicht zu tragen. Sie wurden hinausgedrückt und drohten mit Umsturz. Ich sah mich daher genötigt, Stützen von außen anzubringen, was dem Hause ein sehr übles Ansehen gab.

Nun machte sich mein lieber Mitarbeiter an den Bau einer Kirche, wobei er sich des Rasens bediente. Aus demselben Material errichtete ich eine viereckige, glatte Mauer, fünf Fuß hoch; das sollte ein Stall für unsre Schafe und Ziegen sein. Auch gruben wir eine Wasserleitung und einen kleinen Teich und legten einen Graben an, welchen wir mit Wein und Obstbäumen

bepflanzten; auch vergaßen wir die Blumen nicht. Die Front meines Hauses zierte ein Gärtchen mit diesen Schönheiten der Natur.

An Stelle meiner Wohnung mit den hängenden Mauern errichteten wir ein besseres. Br. Liefeldt, als der geschicktere von uns beiden in dergleichen Sachen, war der Baumeister, während ich den Rasen stach und ihm zutrug. Er machte seine Arbeit gut, wölbte sogar über dem Herde, obgleich dem Bogen die rechte Rundung fehlte. Und da sich die Giebel der Kirche verschoben hatten und ihre Spitze gut zwei Fuß über der Grundlinie hing, so riss er das Dach ab und gab ihnen wieder eine senkrechte Stellung; dadurch nahm er den andern lieben Brüdern die Gelegenheit, uns beim Anblick unserer Bauwerke als Pfuscher zu verlachen.

Emmaus lag im Gebiete dreier Herren. Da war Umhala, der mächtigste Fürst, welcher die Nation unter seine schirmenden Flügel nehmen wollte. Da war unser nicht unbedeutender Kapitän Gazela, welcher dasselbe versprach. Dann meldete sich der an Knochen stärkste und an Untertanen ärmste Häuptling Vuta, der ebenfalls unser Hort sein wollte. Doch der Schutz dieser Herren ist nicht sehr verschieden von demjenigen, den das Schaf vom Wolfe zu erwarten hat. Hunde und Schakale hält er wohl ab; aber es fällt als sichere Beute in seinen Schlund. Ich dankte ihnen für ihre Dienstbeflissenheit, erklärte jedoch, dass eine Missionsstation unter dem Schutz des Allmächtigen stehe und ihm allein vertraue. Ich hielt es aber entschieden mit unserm Gazela, welcher mich wirklich liebte, so weit nämlich so ein wüster, leidenschaftlicher heidnischer Fürst einen Boten des Evangeliums zu lieben fähig ist. Er drang auf die Anlegung seines Kraals auf Emmaus; doch so nahe wollte ich den kleinen blitzenden und donnernden Mann nicht haben. Ich redete daher nach dem Sprachgebrauch der Kaffern also zu ihm: „Du bist ein großer Bull, und ich auch. Wohnen wir dicht zusammen, so werden wir uns stoßen. Besser ist: wir bleiben getrennt.“ Er erkannte die Wahrheit dieser Worte und lachte dazu.

Um Weihnachten 1844 kam er eines Tages zu mir, begleitet von seiner großen Frau und einigen Dienern. Er hatte etwa zehn Weiber, unter welchen eine die große Frau heißt. Ihr ältester Sohn wird des Vaters Nachfolger. Sie trugen ein kleines, nacktes Mägdlein, etwa ein Jahr alt, Gazelas eignes Kind von der großen Frau. Voran wurden drei Kühe und einige Ziegen getrieben. „Diese meine Tochter übergebe ich dir“, sagte er. „Lehre sie gut die Sprachen, besonders die englische, und behalte sie bis zur Verheiratung. Dann will ich sie wieder holen. Hier sind Kühe und Ziegen, mit deren Milch du sie großfüttern kannst.“ - Das Dingelchen konnte noch nicht stehen. Ich mietete ihm eine Amme, in deren Armen sie auch des Nachts schlief. An kalten Tagen setzten wir es auf den Herd an die Kohlen, um es zu erwärmen. Später hat es meine Christiane mit unserm Sohne Johannes groß gezogen. Sein Name war Noschintela; jetzt heißt sie Johanna; sie ist seit vielen Jahren Mitglied meiner schwarzen Gemeinde, verheiratet, Mutter von elf Kindern, hängt an uns mit der Liebe eines Kindes und ist, die Fürstentochter, unsre Wasch- und Plättfrau.

Das war unstreitig ein Beweis, nicht, dass Gazela sein Herz dem Evangelio geöffnet hatte - so weit ist er leider nicht gekommen -, sondern dass er meine Person lieb hatte. Ich will hier gleich sein Ende erzählen. Seine Zank- und Habsucht sowie sein heftiger Jähzorn entfremdeten ihm die Herzen seines Volkes, und bei den übrigen Fürsten war er auch nicht beliebt. Sie beneideten ihn, weil er ein Freund der Engländer war und Lehrer hatte. Des Lebens und der Habe im eignen Lande nicht sicher, zog er mit einem Teil seiner Untertanen in das Gebiet der Engländer, wo er bald an der Schwindsucht erkrankte. Kurz vor seinem Tode besuchte ich ihn noch einmal. Ich fand den sonst flinken, lebhaften Mann, wie er allein in seiner Hütte auf einer Matte saß, bleich und abgezehrt. Er streckte die dürre, sehnige, gelbe Hand nach mir aus und hieß mich niedersitzen. Er redete kaum ein Wort, denn er fühlte, dass der Tod ihm mitten in seinen kühnen Plänen begegnet sei. Auch mein Herz wurde mir schwer, ich betete mit ihm, wünschte ihm Gottes Gnade und ging. Von seiner Tochter erwähnte er nichts. Im März 1845 starb er, kaum fünfzig Jahre alt.

Schon während der Aufführung der Gebäude verkündigte ich fleißig den Kaffern das Evangelium. Zum Text meiner ersten Predigt wählte ich den Text: „Das ist aber das ewige

Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen" (Joh. 17,3). - Die Heiden stellten sich zu den Gottesdiensten ziemlich zahlreich und regelmäßig ein. Unter ihnen befand sich ein vor Alter fast erblindeter, angesehener und verständiger Mann, der dem Worte ganz besonders zuhörte. Auch für zwei Hottentottenfamilien, welche holländisch redeten, eröffneten wir einen Gottesdienst in dieser Sprache. Mit einer Schule wurde ebenfalls der Anfang gemacht. Doch ließen wir uns an diesem Maß geistlicher Arbeit noch nicht genügen, sondern ritten auch zu den entferntesten Kraalen und predigten Jesum, der unser Friede ist. An einem Ostermontage zogen wir abermals aus, um Arbeiter zu mieten für den Weinberg des Herrn und Sünder zur Buße zu rufen. Da lasen wir auf den Pferden in einem einsamen Tale die herrliche Geschichte von den Jüngern zu Emmaus, wie der auferstandne Heiland zu ihnen als dritter kam. Auch zu uns trat er dort, denn unsere Herzen brannten vor Liebe gegen ihn zueinander. Unsere Freundschaft und Gemeinschaft lebt bis auf diesen Tag fort, obwohl wir uns in zwanzig Jahren nicht mehr gesehen haben.

Ein Kaffer besaß eine Sklavin, die er nicht gut behandelte. Das Kind jammerte mich; ich kaufte es für eine Kuh, um ihm zu seiner Freiheit zu verhelfen. Allein die rabenschwarze Dirne erwies sich ebenso steifköpfig wie boshaft. Sie stieß einmal meine Christiane heftig an die Küchenwand, wofür ich sie derb züchtigte. Am nächsten Morgen sollte sie waschen gehen. Sie weigerte sich. Mit unglaublicher Frechheit stellte sich das fünfzehnjährige kurze Dingelchen vor mich hin und fragte, warum ich sie gestern Abend gemordet habe. Kleine wie große körperliche Schmerzen verursachen, nennt der Kaffer morden. Er sagt also vom Zahn-Kopf- und Leibschmerz: Der Zahn, Kopf, Bauch mordet mich. Ich holte den Sambock und mordete sie noch einmal, und als das nichts half, zum dritten Male. Aber ich glaube, ich hätte sie wirklich morden können; zum Waschen war das Geschöpf nicht zu bewegen. Ich jagte sie daher fort. Da klatschte sie in die Hände und sprach hohnlächelnd: „Ja, das ist's, was ich wollte.“ Da ging mir die Geduld aus. Ohne Mütze und Schuhe rannte ich, sie zu greifen und sie zum letzten Male zu morden, doch sie war mir zu schnell. Auf dem hohen Hügel vor der Station angekommen, trillerte sie ein geistliches Lied, das ich sie gelehrt hatte. Kaum waren acht Tage verflossen, so stellte sie sich wieder ein und bat um Vergebung, welche sie auch sofort erhielt. Aber es wollte nicht gehen; wir konnten mit der halsstarrigen Dirne nicht fertig werden. Mir schien es, als ginge sie mit Heiratsgedanken um. Ein Kaffermädchen hat wenig Verstand; fängt sie aber an, erst verliebt zu werden, dann geht der Verstand ihr ganz aus. Ich setzte mich zu Pferde und ritt zu den benachbarten Kraalen, ihr einen Mann zu suchen. Wer sie nehmen wolle, solle sie umsonst haben. (Ein Kaffer kauft seine Frau für Vieh, wie später erzählt werden soll). „Nein,“ entgegneten die jungen Kerls, „ein Mädchen, das wir umsonst kriegen sollen, wollen wir nicht, denn das taugt nichts.“ -Eine Zeitlang trugen wir ihre Last; als wir aber sahen, dass sie uns wirklich das Leben verbitterte, entließen wir sie mit der Andeutung, sie dürfe nicht wiederkommen. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht.

Die Wölfe richteten unter unserem Vieh großen Schaden an. Sie zerrissen eines unserer Pferde, sprangen über die Mauer in den dachlosen Schafkraal und würgten etliche. Da wir die folgende Nacht wieder einen Besuch von ihnen erwarteten, so legten wir ein Stück Aas in die Nähe, banden daran eine Waschleine und führten das andere Ende in die Hütte des Hirten, wo wir mit scharf geladenen Gewehren Posto fassten. Die Läufe lagen in Schießscharten, welche durch die Hüttenwand gebrochen und nach dem Aase zu gerichtet waren. Damit der Wolf den Braten nicht heimlich wegtrüge, während wir drinnen schliefen, band ich das hereingeleitete Ende um meinen Leib, um im Notfalle an unsere Pflicht gemahnt zu werden. Die Nacht war sehr finster und kalt, und Isegrimm wollte nicht kommen. So lieb war er uns nicht, dass wir um seinetwillen die ganze Nacht gefröstelt hatten. Nach Mitternacht zogen wir uns in unsere warme Stube zurück. Bald darauf bellte unser großer Hund Viktor heftig. Wir wussten, was das bedeutete, vermochten jedoch nicht, uns den Armen des süßen Schlummers zu entreißen. Am Morgen war Aas und Leine vom Wolf weggetragen. Ob er letztere auch verschluckt oder sich daran aufgehängt hat, kann ich nicht sagen.

Ein englischer Händler ließ sich bei uns nieder. Für Beile, Hacken, Perlen, Messingdraht und rote Erde, womit sich die Wilden bemalen, tauschte er von ihnen Felle, Hörner und Baumharz ein. Dieser besaß einen gezähmten Strauß, einen tückischen Vogel, der es nur darauf anlegte, Schaden zu tun. Kam er nach unseren Gehöften, so setzte er entweder seine tölpelhafte Klaue auf ein Huhn und trat es tot, oder er schritt mit seinen hohen Stelzbeinen über die Gartenmauer, legte den langen, schlangenartigen Hals auf unser Dach und zupfte das Stroh heraus. Denn so ein Bursche ist aufrechtstehend acht Fuß hoch. Oder er spreizte seine zottigen Flügel, scheuchte die Pferde, welche vor ihm in wilder Flucht dahinstürzten - er dicht auf ihren Fersen; denn seine Beine sind so lang und stark, dass er es im Rennen mit dem besten Pferde aufnimmt. Auf keinerlei Weise konnte ich dem unartigen Schlingel beikommen. Versuchte ich, ihm etliche Hiebe mit der Ochsenpeitsche aufzuknallen, so schaute er mich mit seinen boshafte Augen an, drehte um und lief stolzen Schrittes weg. Eines Tages belustigte er sich wieder mit den Pferden und jagte sie durch Graben, Fluss und Pfütze. Ich hetzte unsern Viktor nach; der fiel ihm mit seinem großen Maul an die Brust und zerfetzte ihn dermaßen, dass er seine bübischen Besuche seitdem einstellte.

Auf Itemba hatten mir die Kaffern eine schöne Stute gestohlen. Meine Leute benachrichtigten mich, sie sei im Lande des Königs Sandili gesehen worden. Ich reiste hin und nahm acht Zeugen mit, welche sie gut kannten. Wir übernachteten auf einem Kraale in dem herrlichen, reichbewaldeten Gebiete des Königs. Man nahm uns freundlich auf und gab uns eine Hütte zum Schlafen. Wir legten uns auf Matten, mit den Füßen nach dem Feuerherd. Meine schwarze Reisegesellschaft versank alsbald in einen tiefen Schlaf und schnarchte. Ich konnte meine Augen nicht schließen, obwohl ich vom Ritt sehr müde war. Es kribbelte mir so schrecklich auf dem ganzen Leibe, dass ich mich wenden und kratzen musste, die ganze Nacht bis zum Morgen. Sobald es licht geworden war, ging ich in den Busch und zog die Kleider aus. O liebe Zeit, wie wimmelte es da! Abscheuliches Ungeziefer hatte Besitz von meiner Kleidung genommen und auch bereits für eine zahlreiche Nachkommenschaft gesorgt. Ich befreite mich von den unheimlichen Gästen, so gut es ging. Mein Körper war voller Blasen und Beulen.

Wir marschierten weiter und erreichten gegen Mittag Sandilis Kraal. Nächsten Morgen nahm die gerichtliche Untersuchung mit allen Förmlichkeiten ihren Anfang. In einen Karoß aus Tigerfellen gehüllt, saß der König, ein junger Mann von düsterem, stupidem Aussehen und an dem einen Fuße lahm, auf der Erde, umgeben von seinen Räten, denen die Advokatschlaueheit aus den großen, rollenden Augen leuchtete. In einiger Entfernung saß der Besitzer meines Pferdes nebst einem Haufen Leute; ich und meine Zeugen bildeten die dritte Gruppe. Des Königs erster Minister, ein feister Mann in den besten Jahren mit glotzenden Augen und dem kahl geschorenen Kopf, mit der Kinnkette eines Pferdes geschmückt, begann die Untersuchung mit den üblichen Fragen, die er an mich richtete: „Wer bist du? Woher? Wohin? Was suchst du?“ Nach Beantwortung derselben trug ich stehend meine Klage vor. Tintenklexer hat der Kaffer nicht. Nichts wird aufgeschrieben, sondern das ganze Verhör wird dem Gedächtnis anvertraut. Jeder, dem das Wort vergönnt wird, spricht, ohne unterbrochen zu werden, so lange, wie er will. Kein Lärmen, kein Durcheinander ist erlaubt. Als ich fertig war, erhielt der Angeklagte das Wort. Er behauptete, das Pferd weit im Binnenlande vor so und so vielen Jahren gekauft zu haben. Der König stellte mich auf die Probe, indem er zwei einander sehr ähnliche Stuten, von denen die eine mir gehörte, in bedeutender Entfernung vorüberführen ließ. „Welches von diesen beiden Tieren ist das deinige?“ fragte er. „Wir Kaffern kennen unser Eigentum, du weißer Mann musst das deinige auch kennen“, setzte er hinzu. Ich wollte mich den Tieren nähern, aber er ließ es nicht zu. Ich berief mich auf meine Zeugen, deren Augen für mich sehen sollten; doch von diesen trennte er mich. Ich berief mich darauf, dass ich ein Lehrer sei und gewiss nichts beanspruchen würde, was mir nicht zukäme. Doch Seine schlaue Majestät ließ sich auf nichts ein. Auf den letzten Punkt entgegnete er: „Adam und Eva sind gefallen; auch Lehrer können sündigen.“ Das Examen erwies sich als zu schwer für einen, der keinen Kennerblick für Rinder und Pferde hatte. Meine Kaffern kniffen die Augen, um mich durch diese Zeichensprache zu belehren, denn sie wussten, welches von den beiden Pferden mein Eigentum war. Doch meine Dummheit siegte vollständig. Ich zeigte nach dem anderen

Pferde, das mir nicht gehörte. Die Sache war hiermit entschieden. Der König entließ mich mit folgender erbaulicher Rede: „Geh' deinen Weg, den du gekommen bist! Du suchst hier etwas, was nicht dein ist. Beanspruchen wir Kaffern bei euren Magistraten eine Sache, die uns nicht gehört, wie du heute tust, so würde man Ketten an unsere Füße legen und uns in ein schwarzes Loch stecken. Wir Kaffern handeln edler als ihr Weißen. Wir entlassen dich. Geh!“ Saul suchte seines Vaters Eselinnen, fand sie nicht, aber erhielt eine Königskrone. Ich suchte mein Pferd, fand es, aber empfing statt seiner eine Menge ekelhaften Ungeziefers. „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen“, sagt ein altes Sprichwort. Die Brüder und meine Christiane lachten mich herzlich aus, und ich musste mitlachen. Glücklicherweise wurde ich das mitgebrachte Ungeziefer bald los.

Auf Emmaus besuchte mich einige Male das Haupt aller Kaffernfürsten, Sachili, ein junger, hübscher Mann mit rollenden, funkelnden Augen und einer Habichtsnase. Er war der Sohn des Königs Hinza, welcher im Kriege gegen die Engländer 1836 sein Leben verloren hatte. Dieser junge Mann gewann mich lieb und bat, ich möchte in sein Land ziehen. Zu dem Ende unternahm ich drei Reisen zu Pferde in seinem Reiche, um eine gute Stelle zu suchen. Die Konferenz beschloss auch demnächst, dass ich und Br. Schmidt nach dem Lande des Königs Sachili ziehen sollten. Br. Liefeldt blieb auf der Station Emmaus.

Kurz vor meiner Wegreise besuchte mich ein teurer englischer Freund mit Frau und Kind. Wir verlebten ein paar höchst glückliche Tage. Ein Schweinchen wurde geschlachtet und deutsche Wurst gemacht. Eines Morgens saßen wir am Tisch, und ich erteilte meinem Freunde Unterricht auf der Violine. Meine Christiane ging mit ihrem neun Monate alten Johannes auf die Speisekammer, um ein Kleinfrühstück zu bereiten. Totenbleich kam sie mit dem Angstruf zurück: „Ach Gott, unser Haus steht in Flammen!“ Es wehte gerade ein heftiger Sturm. Nur wenige Minuten, und die teure, traute Hütte lag in Asche. Nicht viel unserer Habseligkeiten konnte gerettet werden. Des treuen Amtsbruders Wagen stand dicht hinter dem Hause. Sein Dienstmädchen setzte sich auf die Vorderkiste und rauchte. Der Wind trieb die glühende Kohle ihrer Pfeife ins Dach, so war das Feuer entstanden. Meine lieben Brüder unterstützten mich mit ihren Gaben aufs beste. Dies geschah im September 1845, und im folgenden Monat verließ ich mein geliebtes Emmaus, wo ich das Werk des Herrn zwei Jahre mit Lust und Liebe getrieben hatte. Von den Früchten meiner Arbeit konnte in so kurzer Zeit noch nicht viel gesehen werden. Indessen war der gute Same mit viel Gebet und Hoffnung ausgestreut. Die Heiden betrübten sich über meinen Weggang, denn sie hingen mit Liebe an mir. Kann auch ein Missionar keinen Bekehrten aufweisen - denn die Bekehrung des Sünders ist allein ein Werk der göttlichen Gnade - so soll er doch mindestens einen guten Geruch zurücklassen, dass auch den verstocktesten Heiden das Zugeständnis abgenötigt wird: Der Mann liebte uns und meinte es gut.

## DAVID LIVINGSTONE

Wer heute mit der Eisenbahn, im Auto oder Flugzeug durch Afrika reist, kann sich kaum mehr vorstellen, dass noch vor hundert Jahren vom Inneren dieses riesigen Erdteiles kaum mehr als ein Zehntel notdürftig erforscht war. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann hier die Zeit der großen Entdeckungsreisen, und an ihrem Beginn steht, zugleich als ihr klassischer Vertreter, David Livingstone. Im Verlauf von wenigen Jahrzehnten wurden die großen geographischen Rätsel im Wesentlichen gelöst, und es begann jene gewaltige Umwälzung auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, in der Afrika noch heute steht.

David Livingstone wurde im Jahre 1813 in dem Fabrikdorfe Blantyre in Schottland als Sohn eines armen Händlers geboren. Von seinem zehnten Lebensjahre an musste er seinen Lebensunterhalt als Arbeiter in einer Baumwollspinnerei selbst verdienen. In unbändigem Lerneifer brachte er es fertig, sich neben der Arbeit, die von morgens sechs bis abends acht Uhr dauerte, selbst weiterzubilden. Später konnte er durch harte Arbeit im Sommer genug verdienen, um im Winter in Glasgow Vorlesungen über Medizin, Theologie und klassische Sprachen zu hören. Das Studium von Reisebeschreibungen, wozu ihn sein Vater anhielt, und ein Bericht des deutschen Missionsarztes Gützlaff, der in China gearbeitet hatte, brachten ihn zu dem Entschluss, ebenfalls als Arzt im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft nach China zu gehen. Als er jedoch sein Studium abgeschlossen hatte, war der Opiumkrieg ausgebrochen, so dass an eine Ausreise dorthin nicht zu denken war. Da lernte er auf einer Missionsversammlung den damals berühmten Afrikamissionar Moffat kennen, und diesem gelang es, Livingstone für die Arbeit in Südafrika zu gewinnen. Im Jahre 1840 betrat er nach einer Seereise von drei Monaten in Kapstadt den Boden Afrikas, dem nunmehr seine Lebensarbeit gewidmet blieb.

In Kuruman traf Livingstone wieder mit Moffat zusammen; kurz danach heiratete er dessen Tochter. Acht Jahre hat er zunächst im Betschuanenland in der Stille als Missionar gewirkt, dann aber begann jenes unruhige Reise- und Forscherleben, dem er bis zum Tode getreu bleiben sollte. Es ist eine eigenartige Mischung von christlichem Missionseifer, humanitärer Leidenschaft zur Bekämpfung der Sklaverei und rein geographischem Forscherdrang, die ihn dabei leiteten. Er wollte das Innere Afrikas dem ehrlichen Handel erschließen, um dadurch den Sklavenhandel auszurotten und den Weg für die Ausbreitung des Christentums freizumachen. Auf diesen Reisen hat er die großen innerafrikanischen Seen Ngami, Meru, Bangweolo, Schirwa und Njassa entdeckt, hat den gesamten Verlauf des Sambesi festgestellt und als erster wissenschaftlicher Forschungsreisender den Erdteil von West nach Ost durchquert. Seine Frau, die ihn auf einigen Reisen begleitete, erlag am Ufer des Njassasees dem Fieber und wurde dort begraben.

Nur zweimal ist Livingstone zu kurzem Aufenthalt nach England zurückgekehrt, um seine Reisewerke herauszugeben. Als berühmtestem Forschungsreisenden seiner Zeit wurden ihm vielerlei Ehrungen zuteil; die Regierung ernannte ihn zum Konsul von Innerafrika. 1866 brach er zu seiner letzten Ausreise auf. Diesmal zog er von Sansibar aus ins Innere, um das Rätsel der Nilquellen zu lösen. Lange Zeit war er von jeder Verbindung mit der zivilisierten Welt abgeschnitten und galt bereits als verschollen. Darum erhielt der Journalist und Reisende Stanley den Auftrag, Livingstone zu suchen. Als er ihn schließlich im November 1871 in der historischen Begegnung von Ujidi am Tanganjikasee traf, fand er einen schwerkranken Mann. Es gelang Stanley jedoch nicht, ihn zur Heimkehr zu bewegen.

Livingstone war Afrika verfallen. Das Problem der Nilquellen ließ ihn nicht los; er sollte es jedoch nicht endgültig lösen. Sein durch jahrzehntelange Strapazen im feuchten Tropenklima geschwächter Körper konnte der Ruhr und dem Fieber nicht mehr Widerstand leisten. Im Morgengrauen des 1. Mai 1873 fand ihn sein Diener, mit gefalteten Händen vor seinem Bett kniend, tot auf. Seine Leute bestatteten sein Herz unter einem großen Baum, seinen Körper brachten sie quer durch ganz Ostafrika bis zur Küste. In der Westminsterabtei zu London, wo die großen Söhne seines Landes ruhen, wurde er beigesetzt.

## Die Entdeckung der Viktoria-Fälle des Sambesi

*David Livingstone: Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Deutsche Ausgabe in zwei Bänden Leipzig, Verlag Hermann Costenoble 1858.*

Nachdem wir zehn Meilen stromabwärts gefahren, kamen wir zu der Insel Nampene, am Anfange der Stromschnellen, wo wir die Kähne verlassen und längs dem Ufer zu Fuß weitergehen mussten. Am nächsten Abend schliefen wir der Insel Tschondo gegenüber, überschritten dann den Lekone oder Ledwine und waren zeitig am nächsten Morgen auf der Insel Sekotes, Kalai genannt. Dieser Sekote war der letzte der Batoka-Häuptlinge, welche Sebituane ausrottete. Die Insel ist von einem felsigen Ufer und tiefen Kanälen umgeben, durch welche der Fluss mit großer Kraft hindurchströmt. Sekote, der sich auf seiner Insel sicher glaubte, wagte es, die Matebele, die Feinde Sebituanes, überzusetzen. Nachdem sie sich zurückgezogen, machte Sebituane einen jener Eilmärsche, die er immer bei jeder Unternehmung ausführte. Er kam von Naliele her den Lecambye herab, indem er am Tage am Ufer und während der Nacht in der Mitte des Stroms hinsegelte, um die Flusspferde zu vermeiden. Als er Kalai erreichte, benutzte Sekote die größeren Kähne, die sie in den Stromschnellen verwenden, und floh während der Nacht nach dem entgegengesetzten Ufer. Die meisten seiner Leute wurden erschlagen oder gefangengenommen, und seitdem hat die Insel immer den Makololo gehört. Sie ist für eine bedeutende Stadt groß genug. Auf der Nordseite fand ich die Kotla des älteren Sekote, welche mit zahlreichen Menschenschädeln auf Stangen umgeben ist; daneben lag eine große Menge Hirnschalen von Flusspferden, deren Zähne nur die Zeit berührt hatte. In geringerer Entfernung unter einigen Bäumen sahen wir Sekotes Grab, das mit siebenzig großen Elefantenzähnen geschmückt war, welche mit den Spitzen nach innen gestellt waren; andere dreißig standen auf den Gräbern seiner Verwandten. Sie zerfielen sämtlich infolge von Sonne und Wetter; nur wenige, die im Schatten gelegen, waren noch ziemlich gut erhalten. Ich hätte mir gern einen solchen Flusspferdezahn mitgenommen, da es die größten waren, die ich je gesehen; aber ich fürchtete, die Leute möchten mich als einen Grabschänder ansehen, wenn ich es täte, und in irgendeinem ungünstigen Ereignis in der Folge eine Strafe für das Sakrileg erkennen. Die Batoka glauben, dass Sekote hier einen Topf mit Medizin vergraben hat, der, wenn man ihn öffnet, eine Epidemie im Lande erzeugen würde. Diese Tyrannen benutzten die Furcht ihrer Völker zu allem möglichen.

Da dies die Stelle war, wo wir uns nach Nordosten wenden wollten, beschloss ich, am folgenden Tage die Viktoria-Fälle zu besuchen, die von den Eingeborenen Mosioatunya oder früher Schongwe genannt wurden. Von diesen Fällen hatten wir oft gehört, seit wir in das Land gekommen, und Sebituane richtete wirklich die Frage an uns: „Habt ihr Rauch in eurem Lande, welcher tost?“ Sie gingen nicht nahe genug, um sie zu untersuchen; sie blickten sie nur mit Staunen aus der Ferne an und sagten in Bezug auf den Rauch und den Lärm: „Mosi oa tunya“ (d. h. hier tost Rauch). Früher hieß der Ort Schongwe; die Bedeutung dieses Namens kenne ich nicht. Das Wort, welches Topf bedeutet, klingt ähnlich, und vielleicht soll es heißen: siedender Kessel; aber ich weiß es nicht mit Bestimmtheit. In der Überzeugung, dass Oswell und ich die einzigen Europäer waren, welche je den Sambesi im Zentrum des Landes besuchten, und dass diese Stelle das Bindeglied zwischen dem bekannten und unbekanntem Teil des Flusses ist, nahm ich mir dieselbe Freiheit wie die Makololo und gab dem Wasserfall einen englischen Namen; es ist der einzige Fall, in dem ich in diesem Teile des Landes einen Ort benannte. Es gibt keinen besseren Beweis dafür, dass dieser Fluss früher unbekannt war, als dass ein Herr, der nie gereist, der aber einen großen Teil seines Lebens mit dem Studium der Geographie Afrikas zugebracht und alles kannte, was von Ptolemäus an über diese Gegend geschrieben war, wirklich, während ich auf dem Roten Meer fuhr, im Athenäum behauptete, dieser prächtige Fluss, der Leeambye, „stehe mit dem Sambesi nicht in Verbindung, sondern fließe unter der Kalahari-Wüste hin und verschwinde“; ferner „der Sambesi entspringe, wie alle alten Karten zeigen, auf eben den Hügeln, zu denen wir jetzt gekommen sind“. Diese bescheidene Behauptung ist ungefähr so, wie wenn ein

Eingeborener von Timbuktu erklärte, die Themse und der Pool seien verschiedene Flüsse, während er weder den einen noch den anderen gesehen. Leeambye und Sambesi haben aber ganz dieselbe Bedeutung, nämlich Fluss.

Sekeletu wollte mich begleiten; da aber nur ein Kahn anstatt zwei gekommen war, so verzichtete er darauf. Nach zwanzig Minuten Fahrt von Kalai aus sahen wir zum ersten Male die Rauchsäulen, die sich in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen erhoben, gerade wie wenn große Strecken Gras in Afrika angebrannt werden. Es stiegen fünf Säulen auf, deren Spitzen sich mit den Wolken zu vermischen schienen. Unten waren sie weiß, höher aber wurden sie dunkel, so dass sie fast wie Rauch aussahen. Die ganze Szene war außerordentlich schön; die Ufer und die auf dem Fluss verstreuten Inseln sind mit Waldbäumen der verschiedensten Farben und Gestalt geschmückt. Während unseres Besuchs blühten mehrere Bäume. Jeder Baum hat seine eigene Physiognomie. Hier steht über alle erhaben der große starke Baobab, von dessen Armen jeder einzelne den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnte, neben Gruppen schlanker Palmen, welche mit ihren federartigen Zweigen, die sich am Himmel abspiegeln, viel zur Verschönerung der Szene beitragen. Wie mit Hieroglyphenschrift rufen sie dem Beschauer fast immer die Worte zu: weit von der Heimat, denn sie geben jedem Gemälde, jeder Landschaft ein fremdländisches Aussehen. Der silberfarbige Mohonono, der in den Tropen die Zeder des Libanon vertritt, bildet einen angenehmen Kontrast zu dem dunkelfarbigem Motsouri, der wie eine Zypresse gestaltet und jetzt mit schönen scharlachroten Früchten bedeckt ist. Manche Bäume sind auch großen Eichen ähnlich, andere unseren Ulmen und Kastanienbäumen; aber niemand kann sich nach dem Schönsten, was er anderwärts gesehen, den schönen Anblick vergegenwärtigen. Noch kein Europäer vor mir ist hierher gekommen; aber so liebliche Szenen müssen selbst von den Engeln auf ihrer Flucht angestaunt worden sein. Das einzige, was man vermisst, ist ein Hintergrund mit Bergen. Die Fälle sind auf drei Seiten von drei- bis vierhundert Fuß hohen Bergketten eingeschlossen, die mit Waldbäumen bedeckt sind, zwischen denen der rote Erdboden durchschimmert. Etwa eine halbe Meile von den Fällen ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hierher gekommen war, und bestieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren und, in der Mitte des Stromes fahrend, zwischen hervorstehenden Felsen hindurch mich an eine Insel brachten, die hart am Rande des Abgrundes lag, über welchen das Wasser hinunterstürzte. Hier war Gefahr, von der Strömung zu beiden Seiten der Insel mit fortgerissen zu werden; aber der Fluss war jetzt niedrig, und wir fuhren an eine Stelle, wo es, wenn das Wasser hoch ging, ganz unmöglich war zu fahren. Aber obwohl wir die Insel erreicht hatten und nur wenige Ellen von der Stelle entfernt waren, von wo aus ein Blick das ganze Rätsel lösen sollte, so glaube ich doch, dass niemand sehen kann, wohin die Wassermasse geht; sie schien sich in der Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in der sie verschwand, nur achtzig Fuß entfernt war. Wenigstens konnte ich es mir nicht erklären, bis ich voll Scheu bis an den äußersten Rand kroch und in einen großen Spalt schaute, der von einem Ufer des Sambesi bis zum anderen reichte; da sah ich, dass der Strom etwa tausend Ellen breit war, hundert Fuß tief hinunterstürzte und dann plötzlich in einem Räume von fünfzehn bis zwanzig Ellen eingeengt wurde. Die Fälle sind nichts weiter als ein Riß in den harten Basaltfelsen vom rechten nach dem linken Ufer des Sambesi, der sich am linken Ufer noch etwa dreißig bis vierzig Meilen weit fortsetzt. Wenn man sich die Themse unmittelbar unterhalb des Tunnels bis nach Gravesend mit niedrigen baumbedeckten Hügeln angefüllt dächte, statt des Schlammes ein von schwarzen Basaltfelsen umgebenes Bett, einen Spalt von dem einen Ende des Tunnels nach dem andern, durch die Schlusssteine des Bogens hindurch, und vom linken Ende des Tunnels noch dreißig Meilen durch Hügel fortsetzt, ferner vom Flussbette aus einen hundert Fuß weit hinuntergehenden Weg, die Ränder des Spaltes achtzig bis hundert Fuß voneinander entfernt, sodann die Themse, die in diesen Abgrund hinunterstürzt, dann ihre Richtung ändern und vom rechten nach dem linken Ufer zu fliehen müsste, und endlich wallend und tosend durch die Hügel weiter flösse, - so hätte man ungefähr eine Idee von dem wundervollsten Anblick, den ich je in Afrika gehabt habe. Wenn man rechts von der Insel in den Spalt hinunterblickt, sieht man nichts als eine dichte weiße Wolke, auf welcher sich, als wir dort waren, zwei glänzende Regenbogen zeigten. Aus dieser

Wolke erhob sich eine große Dunstsäule zwei- bis dreihundert Fuß hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunklem Rauch annahm und in einem dichten Regen herunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnässte. Dieser Regen fällt namentlich auf der entgegengesetzten Seite des Spaltes, und wenige Ellen vom Rande steht eine Gruppe immergrüner Bäume, deren Blätter stets nass sind. Von ihren Wurzeln rieseln eine Unzahl kleiner Bäche in den Abgrund zurück; aber während sie an der steilen Wand herabrinnen, leckt sie die aufsteigende Dunstsäule rein vom Felsen weg, und sie steigen wieder empor. Sie fließen beständig hinunter, aber erreichen nie den Boden.

Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ein Felsstück liegt links von der Insel und ragt aus dem Wasser unten hervor; von da fällt das Wasser wohl immer noch ungefähr hundert Fuß. Die Wände des riesigen Spaltes sind senkrecht und bestehen aus einer Felsmasse ein und derselben Art. Der Rand an der Seite, über welche das Wasser hinunterstürzt, ist zwei bis drei Fuß ausgewaschen, und Felsstücke sind hinuntergefallen, so dass der Rand wie eine Säge aussieht. Die gegenüberliegende Seite ist ganz gerade, die linke Ecke ausgenommen, wo sich ein Riß zeigt und ein Stück herunterzufallen droht. Das Ganze ist noch ungefähr in demselben Zustande wie zur Zeit seiner Bildung. Der Fels ist dunkelbraun, nur etwa zehn Fuß vom Boden nicht, bis wohin jährlich das Wasser steigt. Links von der Insel kann man gut sehen, wie die Wassermasse, welche eine der Dunstsäulen entsendet, ganz hell aus dem Felsen hervorsprudelt und in einem dicken ununterbrochenen Strahl, schneeweißer Wolle ähnlich, bis auf den Boden hinunterläuft. Als er sozusagen in Stücke sprang, die alle derselben Richtung folgten, gingen von jedem Schaumstrahlen aus, wie Stahl in Sauerstoff geglüht Funken sprüht. Die schneeweiße Fläche sah wie Myriaden kleiner Kometen aus, die sich nach derselben Richtung bewegten und von denen jeder Schaumstrahlen hinter sich zurückließ. Ich habe über diese Erscheinung nirgends etwas gelesen. Es scheint die Wirkung des Wassers zu sein, das in einer Masse klar aus dem Felsen quillt und nur allmählich sich in einzelne Arme teilt. Ich sagte oben, dass wir fünf Dunstsäulen aus dem geheimnisvollen Abgrunde aufsteigen sahen. Sie werden offenbar durch das Aufschlagen des herabstürzenden Wassers in den nicht nachgebenden spaltförmigen Raum gebildet. Von den fünf Säulen waren zwei zur Rechten und eine zur Linken der Insel die größten. Es war jetzt niedriger Wasserstand im Leeambye, aber soweit ich es beurteilen konnte, war es ein fünf- bis sechshundert Ellen breiter, am Rande des Abgrunds wenigstens drei Fuß tiefer Strom. Ich schreibe in der Hoffnung, dass andere, welche besser als ich Entfernungen zu bemessen verstehen, den Ort besuchen, und teile nur den Eindruck mit, den die Szene damals auf mich machte. Ich dachte und denke es noch, der Fluss oberhalb des Falls war tausend Ellen breit; aber ich kann die Entfernungen auf dem Wasser nicht gut beurteilen. Eine Strecke in Loanda, die ich auf vierhundert Ellen angab, war, wie mir ein auf der See erfahrener Freund mitteilte, neunhundert Ellen. Ich versuchte es, den Leeambye in Ermangelung von etwas Besserem mit einem starken Bindfaden zu messen, aber als die Leute zwei- bis dreihundert Ellen weit waren, kamen sie so eifrig ins Gespräch, dass sie nicht hörten, als wir ihnen zuriefen, der Faden habe sich verwickelt. Da sie immer weiter fuhren, riß er und ging im Strome verloren. Vergeblich suchte ich mich zu erinnern, wie man mit dem Sextanten einen Fluss misst. Dass ich es einstmals wusste und dass es keine Mühe machte, war das einzige, was mir einfiel, und ich ärgerte mich nur um so mehr. Doch maß ich den Fluss weit unten an einer anderen Stelle, und später fand ich, dass die Portugiesen ihn bei Tete gemessen hatten; dort war er über tausend Ellen breit. Bei den Wasserfällen ist er ebenso breit wie bei Tete, vielleicht noch breiter. Wer nach mir den Ort besucht, wird gewiss nicht sagen, dass ich übertrieben habe.

Der Spalt soll nach den Angaben der Makololo nach Osten hin tiefer sein; an einer Stelle fallen die Wände schräg ab, so dass, wer daran gewöhnt ist, hinabrutschen kann. Die Makololo sahen, als sie einige flüchtige Batoka verfolgten, wie diese, da sie nicht imstande waren, am Rande ihre eilige Flucht zu hemmen, buchstäblich in Stücken unten ankamen. Sie sagten, der Strom hätte am Boden wie ein „weißes Seil“ ausgesehen und wäre so tief

(vielleicht 300 Fuß) unten hingeflossen, dass sie schwindelig wurden und gern wieder fortgingen.

Obwohl die Felswand, über welche der Fluss fällt, nur drei Fuß weit ausgewaschen ist und die entgegengesetzte Wand, so weit sie sichtbar ist, am Fuße nicht ausgewaschen zu sein scheint, so ist es doch wahrscheinlich, dass da, wo der Fluss jenseits der Fälle weiterfließt, die Wände des Spaltes Platz gemacht haben und die nicht sichtbaren Teile breiter sind als jenes „weiße Seil“. Vielleicht hat der Spalt auch Verzweigungen, durch welche ein Teil des Stromes abläuft; aber ich konnte dies nicht untersuchen.

Wenn wir Wert darauf legen, dass der Rand des harten Basaltfelsen so wenig ausgewaschen ist, so kann die Periode, in welcher der Fels sich spaltete, nicht sehr weit zurückliegen. Ich bedauerte, dass mir die Mittel fehlten, die Breite des Felsens zu messen, damit man künftig hätte bestimmen können, ob sie zunehme oder nicht. Es schien, als könnte ein Palmbaum von der Insel aus quer darüber gelegt werden. Nimmt die Breite zu, was auf einen großen natürlichen Abfluss hindeutete, so könnte man hoffen, dass Afrika eines Tages ein gesunder Kontinent würde. Wenigstens hat es sich in einer verhältnismäßig jungen Periode rücksichtlich seiner Seen ungemein verändert.

An drei Stellen nahe an diesen Wasserfällen, darunter auch auf der Insel in der Mitte des Stromes, auf welcher wir uns befanden, richteten drei Batoka-Häuptlinge Gebete und Opfer an die Barimo. Sie beteten mitten im Tosen des Wasserfalls, im Angesicht des glänzenden Regenbogens in den Wolken. Sie müssen mit Ehrfurcht auf die Szene blicken. Furcht mag sie zur Wahl dieses Ortes bestimmt haben. Der Fluss selbst ist geheimnisvoll für sie. Die Schiffer singen: „Leeambye, niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht.“ Das Farbenspiel des doppelten Regenbogens in den Wolken, das sie sonst nur am Himmel bemerkten, mag sie auf den Gedanken gebracht haben, dass dies die Wohnung der Gottheit sei. Einige Makololo, die mit mir nach Gonye kamen, betrachteten diese Erscheinung mit gleicher Ehrfurcht. Den Regenbogen am Himmel nennen sie motse oa barimo, d. h. Götterstab. Hier konnten sie nahe an das Sinnbild herantreten und es ruhig über dem lärmenden Aufruhr unten stehen sehen - ein Bild dessen, der als der Höchste thront, allein unveränderlich und doch Herr alles Veränderlichen. Aber sie wussten nichts von dem wahren Wesen Gottes, sie hatten in ihrem Innern keine Bewunderung für das Schöne und Gute. Sie nahmen sich seine Güte nicht zum Vorbild, denn sie waren eine blutdürstige, gewalttätige Rotte, und Sebituane tat etwas Gutes, als er die grausamen „Herren der Insel“ aus ihren Festungen verjagte.

Nachdem ich mich an dem schönen Anblick ergötzt hatte, kehrte ich zu meinen Freunden in Kalai zurück, und als ich Sekeletu sagte, er habe nichts Sehenswerteres in seinem Lande, bekam er auch Lust, am nächsten Tage hinzugehen. Ich begleitete ihn, um auf der Insel Beobachtungen anzustellen, aber der Himmel war ungünstig; daher beziehen sich meine Beobachtungen nur auf Kalai (17° 51' 54" südlicher Breite, 25° 41' östlicher Länge). Sekeletu gestand, er habe Angst, dass er von dem Abgrund verschlungen werden möchte, ehe er noch die Insel erreichte. Seine Begleiter warfen zum Vergnügen Steine hinunter und wunderten sich, dass sie in Stücke sprangen und selbst verschwanden, ehe sie noch den Boden erreichten.

Ich hatte noch einen anderen Zweck, als ich nach der Insel zurückkehrte. Ich bemerkte, dass sie mit Bäumen bedeckt war, deren Samen wahrscheinlich der Strom aus dem fernen Norden mitgebracht, und von denen ich mehrere noch nirgends gesehen hatte; dann und wann trieb der Wind den Dunst über die Insel, so dass der Boden immer feucht und mit grünem Grase bedeckt war. Ich wählte mir eine Stelle nicht zu nahe am Rande (denn dort nährt der beständige Niederschlag der Feuchtigkeit eine Menge Polypen von pilzähnlicher Gestalt und Fleischkonsistenz), sondern etwas weiter zurück, und legte einen kleinen Garten an. Ich steckte ungefähr hundert Pfirsich- und Aprikosenkerne und eine Anzahl Samen vom Kaffee. Ich hatte schon früher den Versuch mit Obstbäumen gemacht, aber die Makololo, in deren Pflege ich sie ließ, hatten sie jedes Mal verkommen lassen. Ich schloss mit einem Makololo den Handel um einen Zaun ab, und wenn er Wort hält, so habe ich alle Hoffnung,

dass Mosioatunya einen vortrefflichen Gärtner abgeben wird. Meine einzige Furcht sind die Flusspferde, deren Fußspuren ich auf der Insel sah. Nachdem ich mit den Vorbereitungen zum Garten fertig war, schnitt ich die Anfangsbuchstaben meines Namens und die Jahreszahl 1855 in den Baum. Dies war das einzige Mal, wo ich einer solchen Eitelkeit nachgab.

## JOHN S. PATON

Von glücklichen Inseln träumen die Menschen schon seit alter Zeit, von Inseln, die irgendwo weit im Ozean liegen, auf denen das Leben leicht ist, die Sorgen fern und die Menschen gut und glücklich sind. Der französische Dichter Bernardin de St. Pierre, ein Freund und Schüler Rousseaus, hat diesem Traum in seiner Erzählung „Paul und Virginie“ eine besonders packende Gestalt verliehen. Fern vom Fluche der Zivilisation in Harmonie mit einer paradiesischen Natur zu leben, schien diesen Naturschwärmern im Gefolge Rousseaus eine sichere Gewähr menschlichen Glücks zu geben. Im Anschluss hieran entwickelte sich dann die Auffassung, dass ganz allgemein die Naturvölker ursprünglich diesen glücklichen Zustand verkörperten und dass erst der Einbruch der europäischen Kultur mit allen ihren Folgen dem ein Ende bereitet habe.

So gewiss es ist, dass die Ausbreitung der modernen Zivilisation für die Naturvölker vielfach verhängnisvolle Folgen gehabt hat, so sicher ist es auch, dass die Ansicht von dem glücklichen, unschuldsvollen Urzustand der Naturvölker an keiner Stelle der Erde der Wirklichkeit entspricht. Zahlreiche Berichte von Forschern und Missionaren aus allen Teilen der Welt bestätigen das. Zu den eindrucksvollsten Zeugnissen dieser Art gehören die Erinnerungen, die der schottische Missionar John Paton über sein Leben auf den Neuen Hebriden hinterlassen hat.

Paton wurde im Jahre 1824 als Sohn eines armen Strumpfwirkers auf dem Pachtgut Braehead in Südschottland geboren. Er hatte zehn Geschwister. Das patriarchalische Dorfleben und die landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat machten auf den heranwachsenden Knaben einen tiefen Eindruck. Noch im Alter, nachdem er viele Länder und Städte gesehen hat, bekennt er: „Nach meiner Ansicht ist ein schön gelegenes Dorf mit gesunden und glücklichen Heimstätten für Gottes Kinder der bedeutendste Zug in jeder Landschaft.“ Nachdem er die Schule besucht hatte, erwarb er sich als Hilfslehrer und Stadtmissionar in den Elendsvierteln von Glasgow die Mittel zu theologischen und medizinischen Studien, um sich so für die Arbeit in der Heidenmission vorzubereiten. 1857 wurde er von der Reformierten Presbyterianischen Kirche Schottlands, der er angehörte, zur Missionsarbeit auf den Neuen Hebriden bestimmt, und im folgenden Jahre trat er mit seiner jungen Frau die Ausreise nach dieser östlich von Australien im Stillen Ozean gelegenen Inselgruppe an.

Die Neuen Hebriden waren ein schwieriges und an Opfern reiches Missionsfeld. 1839 war hier John Williams, der „Apostel der Südsee“, auf der Insel Erromanga mit seinem Mitarbeiter erschlagen worden. Drei Jahre später konnten zwei Missionare auf Tanna sich nur durch schleunige Flucht vor der Mordlust der Eingeborenen retten. Auch Paton war für die Insel Tanna bestimmt. Schon wenige Monate nach der Ankunft starben ihm Frau und Kind, und auch zwei seiner Mitarbeiter mit ihren Frauen mussten hier ihr Leben lassen. Nur unter beständiger Todesgefahr konnte er fünf Jahre auf Tanna aushalten, dann brachte ihn in einem Augenblick höchster Gefahr ein Schiff in Sicherheit. Nach einer kurzen Reise in seine schottische Heimat, wo er zum zweiten Male heiratete, ließ er sich auf der Insel Aniwa nieder, und hier war endlich seiner Arbeit der ersehnte Erfolg beschieden.

In den späteren Jahrzehnten seines langen Lebens hat Paton auf weiten Reisen in ganz Australien und Kanada, in den Vereinigten Staaten und Großbritannien als einer der erfolgreichsten Werber für die Ausbreitung des Missionsgedankens in der englisch sprechenden Welt gewirkt. Als er 1907 im Alter von 83 Jahren in Melbourne starb, waren bereits drei seiner Kinder in der nunmehr gefestigten Missionsarbeit auf verschiedenen Inseln der Neuen Hebriden tätig.

## Unter Kannibalen auf den Neuen Hebriden

*John G. Paton: Missionar auf den Neuen Hebriden. Eine Selbstbiographie. Deutsche Ausgabe Leipzig, Verlag H. G. Wallmann 1891.*

Am ersten Dezember 1857 wurden mein Gefährte und ich als Missionare bestätigt. Am 23. März 1858 wurden wir in Gegenwart der zahlreichen Gemeinde in Glasgow ordiniert und speziell den Neuhebriden zugewiesen. Am 16. April verließen wir den heimatlichen Hafen in der „Clutha“.

Unsere Reise nach Melbourne war von ziemlich langer Dauer, endete aber gut, und Kapitän Broadfoot, ein gutherziger Schotte, tat alles für uns, was in seinen Kräften stand, Er führte den Gesang bei den Gottesdiensten selbst, die bei gutem Wetter auf Deck, bei schlechtem unten gehalten wurden. Er erlaubte uns auch zu Zeiten, wo es mit dem Dienst der Mannschaft verträglich war, Bibelerklärungen zu halten, was uns beiden zu großer Befriedigung gereichte.

In Melbourne bestiegen wir am 12. August den „Franzis P. Sage“, ein amerikanisches Schiff, nach Penang bestimmt; der Kontrakt war, dass der Kapitän uns und unsre fünfzig Kisten in Aneityum, Neuhebriden, landen und dafür 100 Pfund Sterling erhalten sollte, die wir im voraus bezahlen mussten. Es wehten so furchtbare Stürme, dass er erst am 17. August auslaufen konnte. War auf der „Clutha“ alles still und ruhig abgemacht worden, so war dafür der Lärm auf dem „F. P. Sage“ entsetzlich. Der Kapitän behauptete, er hielte sich den zweiten „Maat“ ausschließlich zum Schimpfen, Fluchen und zum Schlagen der Mannschaft! Glücklicherweise dauerte diese sehr unangenehme Reise nur zwölf Tage; wir waren am 29. vor der Insel angelangt, aber der Kapitän weigerte sich, uns in seinen Booten ans Land zu bringen, wahrscheinlich weil er fürchtete, es möchten die so übel behandelten Matrosen nicht wieder zu ihm zurückkehren. Jedenfalls hatte er seine 100 Pfund Sterling, und wir konnten nichts tun als warten.

Wir waren vor der Insel vor Anker gegangen; endlich kam das Boot eines Händlers, um zu fragen, was wir bedürften. Wir sandten einen Brief an den dortigen Missionar Dr. Geddie, der früh am nächsten Morgen mit seinem Boot erschien, um uns zu holen. Mit ihm kam ein kleiner Missions-Schoner, der „John Knox“, und ein größeres Missionsschiff, namens „Columbia“, beide mit guten eingeborenen Matrosen bemannt. Bald waren unsere fünfzig Koffer und Kisten auf die Schiffe gebracht, die dadurch schwer beladen wurden; um so schwerer, als jenes Boot, das die andern ans Land ziehen sollte, leer bleiben musste. Dr. Geddie, Mr. Mathieson, meine Frau und ich waren zwischen unsern Kisten an Bord des „John Knox“ und mussten uns an diesen, so gut wir konnten, festhalten. Beim Abschnen vom „F. P. Sage“ zerbrach einer von dessen Davits den Mast unseres kleinen „John Knox“ dicht über Deck, der auf meine Frau gefallen wäre und sie unfehlbar zerschmettert haben würde, hätte ich sie nicht auf eine uns allen fast unmöglich erscheinende Weise auf die Seite zu reißen vermocht. Er fiel nahe vor Mr. Mathieson nieder, doch ohne ihn zu verletzen. Das Boot, ohnehin überladen, war natürlich unfähig zu segeln; wir waren zehn Meilen weit vom Lande und in bedeutender Gefahr; trotzdem lichtete der „Sage“ die Anker, segelte fort und überließ uns unserem Schicksal!

Wir trieben gegen Tanna zu, eine von Menschenfressern bewohnte Insel, welche unsern Besitz genommen und uns verzehrt haben würden. Wir waren im Tau von Dr. Geddies Boot, während Mr. Copeland und seine Eingeborenen hart arbeiteten, um die „Columbia“ und ihre Ladung nach Aneityum zu bringen. Obgleich der Passatwind nicht unbedeutend wehte, war die See verhältnismäßig ruhig; trotz aller Mühe trieben wir aber vom Lande ab, bis Dr. Inglis, der von der Ankunft des Schiffes gehört hatte, vom Hafen aus unsere hilflose Lage beobachtend, mit mehreren Booten zu Hilfe kam. Alle diese wurden unserm Schoner vorgespannt, und den vereinten Anstrengungen aller Ruderer gelang es endlich, das Schiff vorwärts zu bewegen. Nach stundenlanger Arbeit unter dem Brande einer fast tropischen

Sonne landeten wir um sechs Uhr abends des 30. August in Aneityum, d.h. vier Monate und vierzehn Tage nachdem wir den schottischen Hafen verlassen hatten. Die freundlichste Begrüßung von Seiten der Frauen der Missionare und jener Eingeborenen, die bereits Christen waren, berührte uns sehr angenehm. Unser Dank gegen Gott, der uns aus der Gefahr errettet und an diesen friedlichen Ort inmitten der Neuhebriden gebracht hatte, war groß und erfüllte unsere Herzen gänzlich.

Mr. Copeland, meine Frau und ich erhielten zunächst Unterkunft und die liebevollste Aufnahme auf der Station des Dr. Inglis. Da er soeben damit beschäftigt war, sein Haus durch verschiedene Zubauten zu vergrößern, so fand ich hier außer der Schulung in höheren Dingen auch sehr notwendige Übung im Errichten von Missionshäusern. Dann kamen meine Brüder an der Arbeit zusammen, um zu beraten, auf welcher der vielen Inseln der Anfang gemacht werden sollte. Der Beschluss war der, dass Mr. Mathieson und seine Frau, bisher in Nova Scotia, auf der Südseite der Insel Tanna in Kwamera sich niederlassen sollten, während meine Frau und ich auf dieselbe Insel in das auf der Ostseite gelegene Port Resolution zu gehen hätten. Mr. Copeland sollte auf beiden Stationen beschäftigt werden, je nachdem Mr. Mathieson oder ich seiner Hilfe gerade am meisten bedürften.

Dr. Inglis und einige seiner besten Eingeborenen begleiteten uns nach Kwamera auf Tanna. Wir kauften dort Land für Missionshaus und Kirche, legten die Grundsteine und begannen den Bau, dessen Weiterbeförderung dann Mr. Mathieson überlassend. Dasselbe geschah in Port Resolution; wir kauften Land und errichteten ein Haus für uns; Kalk erhielten wir durch Brennen von Korallenblöcken; das Dach sollte aus Zuckerrohr bestehen, welches die Eingeborenen dazu besonders zu präparieren verstehen. Für die Arbeit sowohl als für Grund und Boden wurde bezahlt. Unglücklicherweise erfuhren wir erst zu spät, dass beide Missionshäuser zu nahe der See angelegt und dass sie dadurch dem Fieber ausgesetzt waren, das den Europäern jene Südseeinseln so gefährlich macht.

Auf beiden Stationen fanden wir die Bewohner in sehr unruhigem, aufgeregtem Zustande. Krieg und Kämpfe, teils mit entfernteren Stämmen, teils mit den Nachbardörfern, ja mit den nächsten Nachbarn, hielten sie in Schrecken. Die Häuptlinge verkauften sowohl in Kwamera als in Port Resolution uns Grund und Boden gern; es schien ihnen nicht unlieb, dass Missionare unter ihnen leben würden. Jedenfalls waren es die Messer, Äxte, Fischhaken, Decken und Kleider, welche sie als Bezahlung erhielten, die sie so willig machten. Sie mochten auch hoffen, durch Plünderung mehr davon zu bekommen als durch Arbeit, denn sie verweigerten es durchaus, uns ihren Schutz zu versprechen. Alles, was erzielt werden konnte, war, dass sie sich verpflichteten, selbst nichts gegen uns zu unternehmen; was die Stämme des Inlands tun würden, daran könnten sie nichts ändern. Solche Zusagen bedeuteten nichts und sollten es auch nicht. Die Tannesen sowohl als die Bewohner meiner zweiten Niederlassung Aniwa glaubten, sie seien ihrem Versprechen treu, wenn sie nicht selbst uns Schaden zufügten, sondern dies nur durch von ihnen bezahlte Hände geschehen ließen. Keinem der Heiden konnte nur um einen Schritt weiter getraut werden, als seine Absicht, sein eigenes Interesse reichte, und nichts Erdenkliches war zu niedrig oder zu grausam, wenn es dem Zweck des einzelnen oder aller dienen konnte.

Meine ersten Eindrücke ließen meinen Mut tief sinken. Diese Eingeborenen in ihrer Nacktheit, mit ihren bemalten Körpern, ihrem Elend und ihren ganz unverdeckt zur Schau getragenen Sünden erfüllten mich allerdings mit dem innigsten Mitleid, aber auch mit Abscheu! Würde es möglich sein, ihnen Begriffe von Recht und Unrecht beizubringen? Würden sie zu gesitteten Menschen, zu Christen zu machen sein? Aber diese Angst ging vorüber; mein Abscheu verwandelte sich in Teilnahme, und bald arbeitete ich so gern unter ihnen wie früher unter meinen Armen in Glasgow. Hatten wir doch die wunderbaren Erfolge der Dr. Geddie und Inglis in Aneityum vor Augen gehabt, und so hofften wir, durch unermüdliche Ausdauer und Gottes Beistand in Tanna das gleiche zu erreichen. Unsere Frauen, begeistert von der Arbeit unter den weiblichen Wilden, wie Mrs. Inglis und Mrs. Geddie sie in ihren Stationen auf Aneityum verrichteten, waren, während wir bauten, dort geblieben, um sich von ihnen unterrichten zu lassen und um mit ihnen zu wirken. Den Tannesen waren Dr. Inglis und ich sichtlich ebenso wohl Gegenstände der Neugier als der

Furcht; sie kamen in Haufen, unserm Bau von Holz, Korallen und Kalk zuzusehen, und sprachen unaufhörlich untereinander in augenscheinlicher Verwunderung.

Ein Trupp Bewaffneter folgte dem andern; sie kamen und gingen, große Beunruhigung hinterlassend. Man ließ uns durch unsere Lehrer aus Aneityum versichern, es werde niemand unsere Arbeit hindern und überhaupt würden die Bewohner von Port Resolution keinen Kampf beginnen, sondern sich nur gegen Angriffe verteidigen. Eines Tages kam es zwischen unsern Nachbarn und Leuten aus dem inneren Teil der Insel zu lautem, wüstem Zanken; die Fremden traten den Heimweg an, wurden aber von unsern Leuten, die doch nicht hatten fechten wollen, mit den Waffen verfolgt. Flintenschüsse und furchtbare Schreie der Wilden im nahen Wald zeugten von tödlichem Kampfe. Schreck und Furcht lag auf den Gesichtern unserer Nachbarn; Bewaffnete mit ihrem Federschmuck in den Haaren sah man in allen Richtungen kommen und vorbeirennen, die Gesichter rot, schwarz oder weiß bemalt, manche mit einer roten und einer schwarzen Wange, die Stirn weiß, das Kinn blau! In der Tat, je mehr Farben und an möglichst dem ganzen Körper aufgelegt waren, um so höher galt die Kunst des Trägers. Manche der Weiber suchten mit ihren Kindern versteckte Zufluchtsorte auf; andere schienen die Gefahr, in welcher ihre Angehörigen schwebten, nicht mehr zu beachten, als wenn sie diese bei einem Fest gewusst hätten, denn sie standen lachend und Zuckerrohr kauend am Strande. Als am Nachmittag der Tumult des Gefechts und die Flintenschüsse uns näher und näher kamen, sagte Dr. Inglis: „Die Mauern Jerusalems sind in unruhigen Zeiten gebaut worden; warum nicht auch das Missionshaus in Tanna? Aber lassen Sie uns für heute aufhören mit der Arbeit; wir wollen für diese armen Heiden beten.“

Wir zogen uns in eine Hütte zurück, die uns überlassen worden war, so lange wir ihrer bedürfteten, und beteten mit vollem Herzen. Nach und nach ward der Lärm geringer, und es schien, als ob die Eindringlinge zurückgeschlagen seien. Spät am Abend kehrte die Bevölkerung in die uns nahen Dörfer zurück, und es verlautete, dass fünf oder sechs der Erschlagenen gebraten und verzehrt worden seien, und zwar an einer heißen Quelle, die kaum eine Meile von unserm Hause in der Nähe der Bai hervorsprudelte! Wir erfuhren es durch einen Knaben, den Dr. Inglis mitgebracht hatte und der uns als Koch diente. Er pflegte abends Wasser aus dem heißen Quell zu holen, um uns Tee zu machen. Diesmal kam er mit leerem Geschirr heim und sagte: „Missi, dies ist ein böses Land. Die Leute tun dunkle Taten. Sie haben ihre Feinde gegessen und haben das Blut in die Quelle laufen lassen! Alles ist rot; ich kann Ihnen heute keinen Tee machen! Was soll ich tun?“ Dr. Inglis sagte, er möge sich nach anderem Wasser umsehen; für heute würden wir Kokosnussmilch trinken wie schon öfters. Der Knabe schien erleichtert, dennoch sahen wir deutlich, dass trotz seiner schon länger dauernden Erziehung in der Mission zu Aneityum ihm das Töten und Essen der Feinde etwas Bekanntes, fast Natürliches schien, dass in seinen Augen das Verderben des Wassers das bei weitem größere Unrecht war! Wie sehr sind doch alle unsere Anschauungen die Wirkungen der Umstände und Umgebungen! Wäre ich an seiner Stelle geboren, so würde ich wahrscheinlich ebenso empfunden haben.

Am nächsten Abend, als wir unsere Aufgabe besprachen, hörten wir furchtbares, lang anhaltendes Geschrei aus den Dörfern schallen. Auf unsere Frage, was geschehen, hieß es, einer der gestern Verwundeten sei eben gestorben, und man habe nun unter verschiedenen Zeremonien seine Witwe erdrosselt, damit sie in einer anderen Welt ihm dienen könne wie hier. Man hatte soeben die beiden Leichen zur Bestattung im Meer nebeneinander gelegt. Wir waren entsetzt, dass das in verhältnismäßiger Nähe hatte vorgehen können, ohne dass wir davon gewusst und versuchen konnten, es zu verhindern. Kein Tag verging, ohne uns neue Einblicke in die Finsternis zu gewähren, in welcher dies unselige Volk lebte. Wie sehnten wir uns, ihnen von Jesus und der Liebe Gottes sprechen zu können! Wir sammelten fleißig jedes Wort ihrer Sprache, dessen Bedeutung wir erfuhren, um möglichst bald den Reichtum von Gottes Gnade vor den armen Betörten auszubreiten und sie von solchen Sünden zu befreien. Nachdem wir mit dem Hause ziemlich weit gekommen waren, übergaben Dr. Inglis und ich noch verschiedene Arbeiten wie Kalkbrennen und Holzsägen gegen Bezahlung mit Messern, Baumwollstoffen usw. an die Tannesen. Dann fuhren wir

nach Aneityum zurück, um meine Frau und unsere Kisten womöglich noch vor Anbruch der Regenzeit nach Tanna zu bringen, die bald eintreten musste.

Da unser kleines Missionsschiff, der „John Knox“, gar nicht auf Personentransport eingerichtet war, freuten wir uns, ein Handelsschiff zu finden, dessen Kapitän uns und unsere Kisten für fünf Pfund Sterling nach Tanna bringen wollte. Nach einer Fahrt von wenigen Stunden betraten wir am 5. November 1858 die Insel, die nun unsere Heimat sein sollte. Meine Frau und ich, ebenso Dr. Copeland, hatten nun zu versuchen, uns so bald und so gut es gehen würde mit den Leuten einzuleben. Die Tannesen waren, wie schon bemerkt, tatsächlich am ganzen Körper bemalt; die Kinder liefen ohne jede Kleidung umher; die Frauen trugen eine kleine, von Gräsern geflochtene Schürze, die Männer sackförmigen Gürtel.

Alle kamen, um uns staunend zuzusehen bei dem, was wir taten. Wir verstanden sie nicht; wir konnten ihnen kein einziges Wort sagen. Wir sahen sie an, lächelten und nickten ihnen freundlich zu. Das war unsere erste Begegnung. Einer der Wilden hob einen uns gehörigen Gegenstand auf und sagte: „Nunski nari enu?“ Ich schloss, dass er sagte: „Was ist das?“ Ich nahm ein Stückchen Holz, zeigte darauf und fragte: „Nunski nari enu?“ Sie lachten und sahen einander an. Dann nannten sie mir das Wort, mit welchem sie das Holz bezeichneten, und ich sah, sie hatten meine Frage verstanden. So konnte ich denn durch diese drei Worte die Namen, welche die sichtbaren Dinge in ihrer Sprache führten, erfahren; ich notierte mir die Worte sorgfältig und wählte die Buchstaben dazu nach dem Gehör, auch die uns fremden Laute möglichst genau zusammenstellend. Eines Tages kamen zwei Männer zu mir, von denen der eine ein Fremder war. Er deutete mit dem Finger nach mir und fragte: „Se nangin?“ Glaubend, er wolle meinen Namen hören, machte ich seine Bewegung mit dem Finger nach und fragte: „Se nangin?“ Sie lachten und nannten ihre Namen. Nun hatten wir das Mittel, Namen von Menschen und Dingen zu erfahren. Wir schrieben alles auf, lernten es laut und gewöhnten so unser Ohr an die fremden Töne. Da wir jeden Augenblick des Beisammenseins mit Eingeborenen benützten und bald auch kleinere Sätze ihrer Unterhaltung auffingen und notierten, so machten wir gute Fortschritte. Natürlich war es auch das erste Mal, dass ihre Worte durch Buchstaben wiedergegeben wurden, denn sie hatten keine sichtbaren Zeichen für ihre Sprache. Ich bezahlte einige der Intelligenteren dafür, dass ich sie zu mir kommen ließ, um zu sprechen und mir Gelegenheit zu neuen Notizen zu geben. Anfangs gab es viel Missverständnisse, aber auch absichtliche Täuschungen ihrerseits, die erst aufhörten, als wir weiterkamen und dieselben bemerkten. Später entstand bei diesen primitiven Lehrern sogar ein Interesse an unseren Fortschritten, und von da an halfen sie uns gern weiter.

Unter denen, die uns am meisten leisteten, waren zwei schon ältere Häuptlinge, Nowar und Nouka, beide von edlerer Natur als die übrigen und von gewisser natürlicher Würde im Benehmen. Aber sie standen beide in der Gewalt des kriegerischen Oberhauptes Miaki, einer Art dämonischen Herrschers über viele Dörfer und Stämme. Er und sein Bruder waren die allgemein anerkannten Führer in allen Kämpfen und Kriegen; sie rühmten sich des vergossenen Blutes und der geschlachteten Feinde, und sie besaßen Macht über eine große Zahl von Leuten, die ohne Besinnen auch ihren verbrecherischen Befehlen folgten.

Die Tannesen hatten steinere Götzenbilder, Zaubermittel und geheiligte Gegenstände, die sie in feigster Weise fürchteten und an deren Wirksamkeit sie fest glaubten. Ihre Gemüter hingen fest an ihren heidnischen Übungen, und zahllose verschiedene Arten von Aberglauben erfüllten Alte und Junge. Ihr Götzendienst war von lauter Furcht eingegeben und bezweckte nur, diesem oder jenem bösen Geist zu wehren, ihnen Schaden zu tun. Ihre Häuptlinge machten sie zu Göttern, so dass fast jedes Dorf einen „geweihten“ oder „verehrten Mann“ besaß; einige hatten sogar viele solche. Man glaubte mit aller Sicherheit, dass diese Leute durch ihre Zaubereien Gewalt über Leben und Tod aller besäßen, welche die Insel bewohnen. Natürlich brachte man ihnen von allen Seiten Geschenke, um den ihnen zugeschriebenen Einfluss auf die Götter auszuüben, um Krankheiten zu heilen oder solche durch den Nahak hervorzurufen, das heißt durch einen Zauber, den sie über einen Rest von Speisen aussprachen, welchen der zu Schädigende übrig gelassen hatte. Sie verehrten

auch die Geister ihrer Vorfahren, indem sie hölzerne und steinerne Bilder von ihnen machten. Sie fürchteten diese Geister und suchten doch deren Hilfe; vor allem galt es jene zu versöhnen, die Krieg und Frieden, gute oder schlechte Ernten, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod geben konnten. Ihre ganze Götzenanbetung ging aus sklavischer Furcht hervor, wenigstens habe ich nicht ein einziges Zeichen finden können, dass sie auch einen gütigen Gott kannten.

Ich möchte hier meine Ansicht über die Frage aussprechen, ob es Völker gibt, welche ohne jeden Gottesbegriff, ohne jede Verehrung, wenn auch nur von Götzen, leben. Wenn irgendwo, so hätte es auf diesen abgeschiedenen Inseln der Fall sein können; aber im Gegenteil, sie sind mit Götzenbildern angefüllt! Den wahren Gott nicht kennend, suchen sie, im Finstern tappend, doch stets nach ihm. Sie sind nicht imstande, ohne irgendeine Art von Gott zu leben, und haben fast alles zum Gegenstand ihrer Verehrung gemacht: Bäume und Haine, Felsen und Steine, Quellen und Flüsse, Insekten und andere Tiere, Menschen, lebende und verstorbene, Haare und Nägel von Toten, die Vulkane, kurz alle Wesen und alle Dinge sind von ihnen schon als Götter angerufen worden. Sicher ein vollgültiger Beweis dafür, dass auch die niedrigsten Völker den Drang haben, ein höheres oder mächtigeres Wesen, als sie selbst sind, zu verehren und sich auf dasselbe zu stützen. Unvollkommene Kenntnis der Sprache und Gebräuche mögen die frühesten Entdecker der einzelnen Völker zu dem Ausspruch geleitet haben, sie hätten keinerlei Verehrung, wenn sie keinerlei Götzenbilder vorfanden; aber selbst wo diese nicht sind, finden sich geheimnisvolle Gebräuche und symbolische Handlungen, welche nur ihre Priester und ihre „geweihten Männer“ verstehen. Diese befinden sich gut dabei, wenn sie das Volk im Dunkeln über deren Bedeutung erhalten, und es ist ihnen ein leichtes, einen fremden Forscher verneinend abzuweisen.

Gerade die Tatsache, dass diese armen Heiden an das Fortleben ihrer Vorfahren und ihrer Helden glaubten, dass sie sich überhaupt Begriffe von einer unsichtbaren Welt und ihren Bewohnern gebildet hatten, konnte es ermöglichen, sobald wir nur ihre Sprache reden und ihrem Ideengang folgen konnten, ihnen Jehova, den neuerschaffenen Gott, der alles erhält, nahe zu bringen. Natürlich konnte es nicht sogleich geschehen, nicht in ein paar flüchtigen Lektionen. Herz, Seele und Leben mussten daran gesetzt werden. Die Einsicht in die Tatsachen der allgemeinen Sündhaftigkeit, der Erlösung, die aus der Liebe Gottes hervorgehend durch seinen eingeborenen Sohn vollbracht ward, die Gewissheit, dass Jesus jeden in die ewigen Wohnungen aufnehmen will, der ihn über alles liebt und an ihn glaubt, - konnten nur langsam ihrem Bewusstsein einverleibt werden. Aber es war möglich, da sie Menschen waren! Und es war geschehen, das hatten wir in Aneityum gesehen, und so erhoben sich unsere Herzen zu der Höhe unserer Aufgabe, indem sie sich mit sicherer Hoffnung erfüllten.

Die Tannesen bezeichneten den Himmel mit Aneai; später entdeckten wir, dass derselbe Name einem Dorfe ihrer Insel, dem am höchsten und schönsten gelegenen, entnommen war. Ihr bestes Stückchen Erde war den Heiden Sinnbild und Typus des Himmels; auch besaßen sie eine Prophezeiung, nach der sie ein anderes Land, ein „Canaan“, erhalten sollten. Dass sie überhaupt ein Aneai hatten und auf ein versprochenes Land hofften, öffnete ihre Seelen in natürlichster Weise für unsere Botschaft von Glaube und Hoffnung. Das bei ihnen allen vorherrschende Bestreben, mächtige Götter zu suchen und für sich zu gewinnen, ließ uns, sobald wir uns in ihrer Sprache ausdrücken konnten, williges Gehör finden, als wir ihnen vom lebendigen Gott und seinem Sohn Jesus Christus erzählten. Aber als wir weiter gingen und sagten, dass, wenn sie diesem allmächtigen Gott dienen wollten, sie ihre Götzen verlassen, ihre heidnischen Gewohnheiten aufgeben müssten, standen sie in Wut gegen uns auf, verfolgten jeden aufs grausamste, der sich uns freundlich erwies.

Ich möchte in einem kleinen Rückblick zusammenfassen, was vor 1858 auf diesen Inseln versucht worden war, um das Evangelium zu verbreiten. Die allerersten waren John Williams und sein junger Gefährte Harris; sie landeten in Erromanga am 30. November 1839, wurden aber, als sie kaum den Fuß aufs Land gesetzt hatten, von den Wilden erschlagen und - gegessen. So war gleich Märtyrerblut auf diesen Boden geflossen, und er gehörte nun umso

mehr dem Herrn. Sein Kreuz musste umso gewisser dort gepredigt werden, wo seine Boten in seinem Namen das Leben hingegeben hatten, und so sandte die Londoner Missionsgesellschaft 1842 die Herren Turner und Nisbet ab. Sie wählten die Insel Tanna, als die Erromanga am nächsten liegend. Nach sieben Monaten waren die Wut und die Mordlust der Tannesen nicht mehr zu bändigen; nach wiederholten Bedrohungen ihres Lebens versuchten beide Missionare in einem kleinen Boot zu entfliehen, in dem sie dem sicheren Verderben entgegen gingen, wenn die Wogen sie nicht wieder ans Land geworfen hätten. Am andern Morgen fuhr ein größeres Schiff vorüber und wendete dann plötzlich der Insel zu. Gott sandte ihnen diese Rettung, auf die sie durchaus nicht hatten hoffen können, da fremde Schiffe sich nie dieser Insel zu nähern pflegten. Die Pläne waren also abermals hinausgeschoben; der Herr verwendete Turners Arbeit in anderer Weise; er hat in Samoa viele Eingeborene zu tüchtigen Lehrkräften ausgebildet, die segensreich gewirkt haben, und seine Tätigkeit auf Übersetzen der Bibel verwendet, von der viele Auflagen in die Hände der Heiden kamen; noch jetzt, im Herbst des Lebens, sind Mr. Turner und seine Frau damit beschäftigt, für die Heiden in ihrer Sprache gute belehrende Bücher zu verfassen. - Nun versuchte man, Eingeborene von Samoa, welche Turner ausgebildet hatte, auf die eine oder andere dieser Inseln zu senden; aber teils erlagen sie dem Klima, teils litten sie so entsetzlich unter der Grausamkeit der Wilden, dass ihres Bleibens nicht war.

So hatte denn das Christentum immer noch nirgends auf den Neuhebriden Fuß gefasst, als Rev. John Geddie und seine Frau 1848, Rev. John Inglis 1852 auf Aneityum, der südlichsten Insel, ihr Werk im Auftrage der „Presbyterianischen Mission“ begannen. Von der Londoner Missionsgesellschaft ward Rev. T. Powell dem Dr. Geddie beigegeben, um ihm bei der Ansiedlung zu raten und beizustehen. Hier nun fand sich wunderbarerweise eine Bevölkerung, die von Anfang an Interesse zeigte und bald den Missionaren treu anhing. Nach wenigen Jahren erreichten die beiden eifrigen Männer, dass dreitausendfünfhundert Wilde ihre Götzenbilder vernichteten, ihre heidnischen Gebräuche verließen und sich zum Christentum bekannten. Langsam nur legten sie das Heidentum ab, aber nachdem es geschehen, gingen sie sicher und voll Hoffnung in der christlichen Erkenntnis vorwärts. Nach längeren Jahren wurde eine einfache häusliche Andacht eingeführt, die in jedem Hause treu gehalten ward; man betete bei den Mahlzeiten; Friede und Ordnung waren ungestört; das Eigentum war völlig sicher geworden unter dem heilenden, erhebenden Einfluss des Evangeliums. Und nach und nach erlebten diese Missionare die Freude, die ganze Bibel in den Händen der jungen Christen zu sehen! Sie und Mr. Copeland hatten sie mit großem Fleiße und endloser Mühe übersetzt; die „Britische und ausländische Bibelgesellschaft“, diese edle Dienerin des Herrn in allen Missionen, hatte sie gedruckt. Und wie war das zustande gekommen?

Als die Aneityumesen Einblicke in das Wort Gottes bekommen hatten, war es ihr größter Wunsch, die Heilige Schrift in ihrer eigenen Sprache zu besitzen. Nie war in derselben auch nur eine Seite niedergeschrieben worden! Während die Missionare sich mit der schwierigen Übertragung beschäftigten, arbeiteten die Eingeborenen eifrig daran, das Geld für den Druck zu beschaffen, das auf zwölfhundert Pfund Sterling veranschlagt war. Durch fünfzehn Jahre bauten sie Arrowrot „für den Herrn“; sie gönnten sich diese Speise nicht mehr, sondern brachten die ganzen Ernten den Missionaren, die sie nach Australien und Schottland sandten, wo Freunde der neuen Christen sie möglichst gut verkauften und den Ertrag sammelten. Als das große Unternehmen beendet war, als die ersten Bibeln den sehnsüchtig Wartenden zugesendet wurden, fand es sich, dass die ganze Summe von den Aneityumesen verdient worden war!

Mein erstes Haus in Tanna war auf der Stelle erbaut, welche auch Mr. Turner und Nisbet gewählt hatten; sie erschien praktisch, weil unfern der See alles, was jetzt und später von Schiffen gebracht wurde, nicht weiter zu tragen war und weil wir die Nähe des Meeres für kühlend hielten. Ach, wir hatten, wie alle unsere Brüder in unbekanntem Ländern, zu lernen! Bald zeigte es sich, dass jene Gegend eine wahre Brutstätte für Wechselfieber und Malaria sei und dass wir viel besser getan haben würden, auf hochgelegenen Platze zu bauen, wo die Passatwinde die Luft reiner erhielten. Niemand konnte dafür getadelt werden, da man

nach bestem Wissen gehandelt hatte. Hinter dem Hause erhob sich ein etwa vierhundert Fuß hoher Hügel, der demselben Schutz gab; ohne diese Höhe wäre es gesünder gewesen! Ringsum standen herrliche, viel Schatten gebende Bäume, teils Brotfrüchte, teils Kokosnüsse tragend; die Kühle unter denselben hatte uns angezogen und mit zur Wahl des Platzes beigetragen; aber es zeigte sich, dass sie Licht und Luft abhielten, die uns nötig gewesen wären, da wenig tiefer als das Haus, gegen das Meer zu, ein großer Sumpf stand. So hörte denn die Malaria bei uns nicht auf! Einst, nachdem ich wieder einen tüchtigen Anfall davon zu bestehen gehabt hatte, sagte mir einer der Häuptlinge:

„Missi, wenn Sie hier bleiben, sterben Sie! Kein Mann von Tanna würde es überleben, schlief er so nahe dem Meer wie Sie, und Sie können es weniger. Wir sind höher oben und sind gesund durch den Passatwind. Sie müssen das auch tun.“

Ich hatte das selbst längst eingesehen und beschloss, sobald als möglich dem Rate zu folgen, koste es was es wolle an Mühe und Arbeit.

Meine liebe Frau Mary Ann Robson und ich waren am 5. November 1858 in vollster Gesundheit in Tanna angekommen. Am 12. Februar 1859 schenkte sie mir einen Sohn; zwei Tage lang ging es beiden gut, und unser Inselexil schien uns so herrlich! Aber Angst und Sorge folgten der Freude auf dem Fuße. Die Kräfte meines Lieblings schwanden sichtlich; ein Anfall von Malariafieber, den sie kurz vorher durchgemacht, kehrte mit Heftigkeit wieder und verzehrte jeden zweiten Tag die Kräfte! Jeder folgende Paroxysmus war stärker als der vorhergehende; der fieberfreie Tag genügte nicht, um sich zu erholen! Symptome von Lungenentzündung und hie und da leichtes Delirium machten den Zustand trostlos! Am 3. März entschlief meine teure Gattin! Um mein Leid noch zu erhöhen, meine Einsamkeit zu vermehren, starb auch mein Knabe, den ich nach seinem Großvater mütterlicher Seite Robert Robson getauft hatte, am 20. März. Wer durch solche Nacht des Leides hat wandeln müssen, wird mit mir fühlen; wen Gott davor bewahrt hat, dem kann man den ganzen Schmerz doch nicht schildern.

Jetzt, wo es zu spät war, wusste ich, dass wir uns zu kurz vor der Regenzeit hier angesiedelt hatten. Aber ich hatte auf unser beider feste Gesundheit gehofft und machte täglich das Haus wohnlicher und besser, in Aussicht auf lange Jahre, indem wir hier für den Herrn zu arbeiten gedachten. O wenn ich meine Frau bis nach der Regenzeit bei den Freunden in Aneityum gelassen hätte! Aber niemand hatte das vorgeschlagen, und sie selbst, voll Begeisterung für unsern Beruf, eilte demselben so schnell als möglich entgegen. So begaben wir uns in eine Gefahr, von der ich hier nur rede, weil ich andere vor solchem Fieber bewahren möchte.

Betäubt von dem entsetzlichen Verlust gleich zu Anfang meiner Laufbahn, immer wieder von Fieber und Malaria niedergeworfen, verlebte ich schwere Zeiten. Aber nie fühlte ich mich ganz verlassen: der ewig gnädige Gott war stets bei mir; er stärkte mich für die schwere Arbeit, meine Teuren der Erde zu übergeben, die ich ja, obgleich mein Herz fast brach, größtenteils selbst zu verrichten hatte. Ich fasste den Boden und die Wände mit Korallenblöcken ein, wählte die Stelle zum Grabe möglichst nahe dem Hause, und so wurde es in den folgenden Jahren, inmitten von Tod und Gefahren, mein Ruheplatz, an dem ich meinen Gott suchte, wo ich in Gebet und Tränen das Land vom Herrn erbat, in dem ich meine Toten begraben hatte. Ohne Jesus und ohne die Gemeinschaft mit ihm wäre ich an jenem einsamen Grabe wohl wahnsinnig geworden.

Seit ich mit ihr vereinigt war, hatte ich oft ein sonderbares Vorgefühl von baldiger Trennung gehabt. Vielleicht bin ich nicht der einzige, der mit solchen sündhaften Gefühlen kämpft, dass das, was uns so kostbar, so beseligend erscheint, uns genommen werden wird! Unser kurzes Beisammenleben war wolkenlos und glücklich; ich fühlte den Verlust in jenem dunklen Lande tiefer, als es sich vorstellen lässt. Es war sehr schwer, Ergebung zu erringen, so allein in so sorgenvollem Leben. Aber im Bewusstsein, dass Gott zu weise ist, um zu irren, zu liebend, um etwas zuzulassen, das uns schadet, sah ich immer wieder zum Herrn um Hilfe empor und versuchte, seinen Auftrag zu erfüllen. Ich maße mir nicht an, in das Geheimnis der göttlichen Führung zu blicken, wenn er diejenigen abrufft, die in der Fülle der

Jugendkraft und Leistungsfähigkeit stehen und die wir hier noch für sehr nötig halten; aber das weiß ich mit Sicherheit aus der Zeit meiner Prüfungen, dass es uns allen gebührt, den Herrn Jesus zu lieben und ihm zu dienen, damit wir für den Ruf zu Tod und Ewigkeit allezeit bereit sind.

## JANE EDKINS

Frauen sehen die Welt mit anderen Augen an, als Männer es tun. Als die junge schottische Missionarsfrau Jane Edkins mit 23 Jahren auf einem Schiff vor Taku starb, hatte sie erst zwei Jahre in China gelebt und von dem Riesenreich nur ein winzig kleines Stück kennengelernt. Aber dieser Ausschnitt wurde ihr zu einer neuen Welt. Sie sieht diese Welt, in der sie leben und an der Seite ihres Gatten arbeiten wollte, anders als ein Mann, bildhaft und anschaulich, sie sieht die kleinen Szenen und Bilder des Alltags, und über alles berichtet sie aus unmittelbarem Erleben an ihre Eltern zu Hause in Briefen, die von ihr nie für die Veröffentlichung gedacht waren.

"Wohl hängt sie mit herzlicher Liebe an ihrem Heimatland. Bei der Schilderung chinesischer Landschaften kommt ihr immer wieder voll Sehnsucht der Vergleich mit den Bergen ihrer Heimat, und auch in China bleibt ihr nach heimischer Gewohnheit die Teestunde „die liebste und geselligste aller Mahlzeiten". Aber sie ist entschlossen und fähig, sich dem Lande, in dem sie wirken soll, mit jugendlicher Aufgeschlossenheit ganz hinzugeben, und das macht ihre Schilderungen so reizvoll.

Jane Edkins wurde im Jahre 1838 in einem Pfarrhause in Stromness in Schottland geboren. Ihre Jugend verbrachte sie im Elternhaus in der Fürsorge für ihre Mutter, die nach dem Tod ihres ältesten Sohnes lange Zeit schwermütig geworden war. Die alljährlichen Missionsfeste in der Gemeinde hatten bei ihr die Liebe für die Mission geweckt. Im Hause ihres Bruders lernte sie den auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionar Joseph Edkins kennen, der schon zehn Jahre lang im Dienst der Londoner Missionsgesellschaft in Schanghai tätig gewesen war. 1859 heiratete sie ihn, und wenige Monate danach traten beide ihre Reise nach China an.

Es war die Absicht von Joseph Edkins, sich mit seiner Frau in Peking als Missionar niederzulassen. Aber die politischen Verhältnisse erlaubten das damals noch nicht. So blieb er in Schanghai, und besonders gehörte es dort zu seinen Aufgaben, auch in den Ortschaften der weiteren Umgebung dieser großen Hafenstadt die Missionsarbeit auszubreiten. Auf diesen Reisen, meist Flussfahrten, begleitete ihn häufig seine Frau. Jane Edkins lernte eifrig die chinesische Schrift- und Umgangssprache und sammelte Kinder in einer Missionsschule. Gerade als sie anfang, ihrem Mann eine wertvolle Hilfe bei seiner Arbeit zu sein, wurde sie im Jahre 1861 ein Opfer der Dysenterie.

Ihr Vater hat die Briefe, die sie in diesen zwei Jahren nach Hause schrieb, gesammelt und herausgegeben. Dieser schmale Band, dem die nachfolgenden Seiten entnommen sind, vermittelt ein lebendigeres und anschaulicheres Bild von den ersten Eindrücken eines Europäers im damaligen China als manche langatmige Reisebeschreibung.

## Eine Frau erlebt China

*Jane Edkins: Ein Missionsleben in einer Reihe von Briefen. Deutsche Ausgabe Gütersloh, Verlag C. Bertelsmann 1871.*

Schanghai, den 19. Sept. 1859

### BRIEF AN DIE MUTTER

So sind wir denn nun glücklich in Schanghai gelandet und eingezogen in unsre neue Heimat. Mit warmer Liebe wurden wir von den Missionaren, die hier anwesend sind, empfangen, - das einzige Traurige war, dass keine Briefe aus der Heimat da waren. Doch hatten wir Nachricht von Edkins Verwandten, und sie erwähnten, dass sie einen Brief aus Stromness hatten, und dass Ihr alle wohl wäret, als wir England verließen; das erleichterte den Schmerz in etwas, doch war ich für einige Zeit sehr niedergeschlagen. Ich sagte mir selbst, dass die Briefe nach Anger gegangen sind, und dass unsre schnelle Fahrt an dieser Enttäuschung schuld ist. Es ist dies keine geringe Prüfung für mein Herz!

Wir hatten eine recht langweilige Fahrt von Anger hierher. Oft amüsierte es uns, wie beim Essen das „ob der "Wind günstig oder ungünstig sei" die stets wiederkehrende Unterhaltung war. Wir entgingen jedoch allen Wasserhosen und können nicht dankbar genug dafür sein. Unser Schiff landete am vergangenen Dienstag um zwei Uhr vor Wusong, und um vier Uhr fuhren wir alle in einem niedlichen Boot nach Schanghai weiter. Wir erfreuten uns sehr an dem frischen grünen Rasen und den herrlichen Bäumen zu beiden Seiten des Wassers. Die Gegend, obwohl nicht so schön wie die von Anger, schien uns den heimatlichen Landschaften verwandter zu sein. Der Wusong ist ein breiter Strom mit vielen Krümmungen, belebt durch eine zahllose Menge von Dschunken von dem wunderbarsten Bau und viele englische Fahrzeuge. Es ist ein lebendiger, sehr heiterer Anblick. Erhöht wird das Malerische desselben durch die Chinesen, die in ihren reinlichen, leichten Gewändern an beiden Ufern ab und zu gehen oder lustig in ihren kleinen Booten, „Sampan" genannt, umherrudern. Als wir um eine scharfe Biegung kamen, stießen wir auf eine starke Gegenströmung. Obwohl der Wind günstig war, konnten wir nicht von der Stelle, so dass wir wendeten und in einer kleinen Bucht ankerten. Wir berieten, ob wir unsern Weg in Sänften fortsetzen oder die Rückkehr der Flut abwarten sollten, und entschieden uns für das letzte, besonders deshalb, weil die Sänften so entsetzlich teuer sind. Wir mieteten einen Sampan und ließen uns mittlerweile in die Stadt Wusong rudern. Das Boot, in welchem wir nach Schanghai fuhren, gehörte einem Kaufmann, der unserer Kapelle mit vorstand, so erzählte uns der junge Mann, der den Befehl hatte, in einer Stunde etwa den Tee für uns bereit zu halten. Wir waren in wenigen Minuten am Ufer, und nachdem wir einen halbzerfallenen Damm erstiegen und ein großes Tor hinter uns hatten, befanden wir uns in der Stadt, auf allen Seiten von kaufenden, verkaufenden, schwatzenden, Tee trinkenden, rasierenden, kurz, alles nur mögliche auf offener Straße treibenden Chinesen umgeben. Die Läden haben keine Fenster und Türen; alles liegt auf Tischen ausgebreitet frei da. Hier näht ein halbes Dutzend Schneider emsig drauf los, die nächste Bude gehört einem Fleischer, in der folgenden sind Früchte zu kaufen. Die Straßen in Wusong sind ungefähr so breit wie die Fenster in Deinem Visitenzimmer, es können nur eben zwei Leute nebeneinander gehen. Wir waren nach der langen Reise recht in der Stimmung, uns über alles zu freuen, und so ergötzen wir uns nicht wenig an diesem bunten Leben. Die engen Straßen ausgenommen fand ich alles viel reinlicher, anziehender und freundlicher, als ich mir's je von den Chinesen gedacht. Durch die Stadt gelangten wir endlich ins Freie und brachten eine schöne halbe Stunde zwischen Reisfeldern und unter den grünen Bäumen zu. Allein aber waren wir auch hier nicht, denn ein Haufen Volkes, alt und jung, kam wie eine Leibgarde hinter uns her. Wir Frauen waren der Gegenstand ihrer Neugierde und angelegentlichen Unterhaltung. Eine alte Chinesin beschaute mich recht genau und fragte dann Edkins, ob ich seine Frau sei und wie alt ich wäre. Er antwortete ihr freundlich, die fremden Damen lassen ihr Alter nicht gern wissen, das sei so ihre Art.

Wir kehrten nun zu unserem Boot zurück, wo uns ein köstlicher Tee erwartete mit frischen Eiern, Brot und Obst. Wir ließen es uns herrlich schmecken, dann gingen wir aufs Verdeck, wo wir uns auf orientalische Weise niederließen und eine schöne Stunde zubrachten, indem wir die ersten sehr freundlichen Eindrücke, die China und seine Bewohner auf uns machten, miteinander besprachen.

Wir segelten etwa um neun Uhr von Wusong ab und hatten eine schöne mondhelle Fahrt auf dem Flusse. Die Sterne schauten in ihrer reinsten Pracht vom Himmel auf uns nieder, als wollten sie uns willkommen heißen. Wir erreichten Schanghai um Mitternacht. Es ist herrlich, so in der Stille der Nacht zu landen, wenigstens mir war es unendlich schön, und ich war so glücklich, als meine Füße den vielbekanntenen Hafendamm von Schanghai betraten mit dem schönen Anblick vor uns.

Da stehen zunächst, von reizenden Gärten umgeben, die Häuser der Kaufleute. Sie sehen mit ihren endlosen Fenstern, Toren und Verandas mehr wie Paläste aus und nicht wie Häuser. Hier im Fremdenquartier der Stadt sind auch die Straßen breit und luftig. Wir hatten einen tüchtigen Weg zu gehen, bis unser Zug, mein Mann an der Spitze und vier Träger mit unserm Gepäck als Nachtrab, vor dem Missionsgehöfte ankam. Eigentümlich friedvoll lag es vor uns im schönen Mondlicht da, und die Bäume rauschten, als wollten sie uns willkommen heißen, als wir uns dem Eingang zu Missionar Muirheads Wohnung näherten. Wir zogen die Glocke, und im Augenblick empfing uns Mr. Muirhead auf das herzlichste. Auf der Treppe empfing uns Mrs. Muirhead mit offenen Armen. Alles ward wach, und du würdest gelächelt haben über diese Versammlung von Schlafröcken und Morgenkleidern in Mrs. Muirheads Wohnzimmer. Alle waren so glücklich, uns dort zu haben. Am nächsten Morgen war eine vollständige Versammlung von allen Freunden aus der Stadt zu unserer Begrüßung. Abends tranken wir Tee bei Missionar John und trafen dort außer allen Missionaren von der Londoner Gesellschaft auch Missionar Burdon von der kirchlichen Mission. Der letztere war außerordentlich erfreut, mich zu sehen, da er bei uns im Pfarrhause von Stromness war und Dich und Papa kennt. Es war ein köstlicher Abend mit einem Worte, und ich fühlte mich so erfrischt in diesem innigen Missionskreise. Seitdem bin ich auch mit so lieben anderen Leuten zusammengekommen und bin in Wahrheit glücklich in Schanghai und froh, nun auch in kurzem Hand ans Werk legen zu können und für die Mission zu arbeiten.

Ich hoffe, teure Mama! Du machst Dir hiernach in keiner Weise Sorge um mich. Du weißt es, dass, obwohl weit von Euch getrennt, ich im Schutze des besten und gütigsten Mannes lebe. Auch bin ich gewiss, Du gönnst mir das Glück, einen geringen Anteil an diesem Dienste des Herrn zu haben. Du weißt, der Herr liebt einen fröhlichen Geber. Wärest Du gesund gewesen, so weiß ich, dass niemand mehr als gerade Du froh gewesen wäre, Deine Jeanie als Missionarin zu sehen. Lass uns fest glauben, es ist Gottes Wille, dass ich hier bin, und es ist meiner Seele Verlangen, Seinen Willen zu tun. Wohl kann niemand eine wärmere Liebe zur Heimat haben, als ich sie habe, doch kann ich fröhlich selbst Dir, meiner Herzensmutter, sagen, dass ich lieber noch hier bin, lieber mich verzehren will im Dienste Jesu Christi als irgend etwas anderes in der Welt. Sei durchaus nicht ängstlich um der verwirrten Verhältnisse in China willen, wir sind vollkommen sicher hier. Nur sind Edkins Pläne für dieses Jahr dadurch erschüttert. Anstatt, wie er es wünschte, tiefer ins Innere zu gehen, bleiben wir vorerst in Schanghai. Wir haben eine niedliche, bequeme Wohnung gefunden, freilich herrscht jetzt noch eine solch' großartige Unordnung darin, dass ich sie Dir lieber nicht beschreiben will, bis alles nett ist und jedes Ding an seinem Ort. Morgen will ich meine chinesischen Studien anfangen, und wie fleißig will ich sein!

Deine Dich zärtlich liebende Jeanie

Schanghai, Oktober 1859

### **BRIEF AN DEN VATER**

Wir verließen Schanghai am Donnerstagmorgen. Der Himmel war dunkel und regnerisch. Kein heller Sonnenblick begrüßte uns, als wir das kleine Boot betraten, das unsre augenblickliche Heimat sein sollte. Mr. und Mrs. John ließen nicht lange auf sich warten, und

in kaum einer halben Stunde waren wir dem Geräusch Schanghais entflohen und befanden uns auf den friedvollen Wassern des Wuson-Keang. Es ist dies ein schöner Strom mit vielen Krümmungen, dessen reiche Ufer herrlich bebaut sind. Manche alte epheubewachsene Brücke und manch kleiner, halb zwischen den Bäumen versteckter Buddha-Tempel zog an unsern Augen vorüber, als wir sanft auf dem Flusse dahinglitten. Freitag blieb die Gegend der vom vorhergehenden Tage ziemlich ähnlich. Dann und wann verließen wir unsere Boote, um ein wenig an den schönen Ufern des Flusses umherzuschweifen und uns zu ergehen. Wir schreckten dabei manchen faulen Büffel in seiner feuchten Heimat auf, wenn er breit dalag, um sich zu sonnen, und dazwischen hinein wieder in die frischen, kühlen Fluten tauchte. Am Sonnabendmorgen weckte mich mein Mann, um einen wunderschönen Anblick zu genießen. Ich ging rasch, und wie dankte ich es ihm. Das kommende Morgenlicht durchbrach die nächtlichen Schatten. Hie und da drang ein Sonnenstrahl durch die dunklen Wolken. Auf beiden Seiten tauchten schöne Trauerweiden ihre sanftgebogenen Zweige in den klaren Strom. Weiterhin dehnten sich golden wogende Kornfelder, aus denen manch' niedliches Farmhaus, von einer Fülle prachtvoller Bäume umgeben, hervorschaute. Wir nahten uns eben einer schön gewölbten und von blühenden Schlingpflanzen überzogenen Brücke. Die Sonne war jetzt vollends aufgegangen und erleuchtete das ganze liebliche Bild, und wir standen und konnten es kaum erwarten, bis wir eine Biegung des Flusses erreichten, um die Landschaft noch besser übersehen zu können. Auf dem Gipfel eines schönen, grünen Hügels stand eine verwitterte Pagode, deren zahlreiche mit Bronze und Kupfer bekleidete Türmchen und Erker von der Morgensonne beschienen wurden und in ihren Strahlen funkelten. Gerade vor uns lag ein munteres mit Einwohnern überfülltes Dorf. Wir fuhren durch das Brückentor ein und nahmen dann unseren Weg durch das Städtchen. Haufen Volks liefen zusammen, um uns anzusehen, und manches Paar Esstäbe, mit Reis gefüllt, ward auf seinem Wege zum Munde aufgehalten, um „die Barbaren“ sehen zu können. Wir schritten rasch hindurch. Ich wollte, ich könnte Euch die ganze Szene lebendig vorführen. Ich müsste dann Körbe voll schnatternder Enten, Tische mit herrlichen Früchten, Haufen roten Kattuns Euch vorzaubern mit einer endlosen Menge Menschen, Männer, Frauen, Kinder, einige hübsch, andere treuherzig anzusehen, - alle plappernd, erzählend, sich durch die engen Straßen und über die kleinen baufälligen Brücken hin und her drängend, dann wieder in Haufen stehend, um uns aufzupassen. Ich bemerkte manches ganz hübsche Gesicht unter den Frauen, doch sehen im Allgemeinen die Männer in China interessanter aus als die Frauen. - Es ist mir unmöglich, das endlose Gedränge dieser kleinen Stadt wirklich zu schildern. Eding ist ihr Name. Wir ließen das eine Boot zurück, um einige Einkäufe zu machen, und eilten mit dem anderen aus dem Bereich des Ortes, um die Gegend zu genießen. Wir kamen an einem Buddhisten-Tempel vorüber, seine Vorderseite war schmal und niedrig, aber nach hinten stieg er zu einer für ein chinesisches Gebäude beträchtlichen Höhe hinan. Die Tür stand halb offen, und es kamen und gingen unaufhörlich Leute hinein und heraus. Wir konnten nur einen raschen Blick im Vorüberfahren hineinwerfen, ich sah einige glänzende goldene Gegenstände darin, konnte sie aber der Entfernung halber nicht deutlich unterscheiden. Lange nachdem wir vorbei waren, tönte der Schall von Trommeln uns noch übers Wasser nach. Drei Priester standen am Rande des Ufers, dumme, einfältig aussehende Leute, ich möchte sagen Knaben, so jung schienen sie mir noch. In beträchtlicher Entfernung von der Stadt landeten wir, und hier war es, wo ich zum ersten Mal in China Berge sah, die mit denen meiner Heimat Ähnlichkeit hatten. O wie mein Herz schlug! Mir war, als wären es alte Freunde, und die teuren Berge von Hoy, jede Spitze, jeder Vorsprung, deren Erinnerung so tief dem Gedächtnis eingepägt, erwachten ungesucht, und mit ihnen alle Eindrücke der Heimat und des Glückes meiner Kindheit.

Wie ein Ton von gold'nen Saiten  
Fiel Dein Name mir in's Ohr,  
Aller Lande Herrlichkeiten  
Zog ich Deine Fluren vor.

Die unendliche "Wehmut bei der Erinnerung an die teure Heimat trübte freilich meine Begeisterung etwas, aber dennoch empfand ich fort und fort in ihrem Anblick eine tiefe Freude. Unser Boot ankerte friedlich am Fuße der schönen Berge. Wir gingen am Rande des

Flusses hin, pflückten viele Feldblumen und sprachen von vergangenen Dingen und unseren Missions-Hoffnungen und Bestrebungen. Wir sprachen von Soochow und unsrer zukünftigen Heimat, wenn es anders so von Gott bestimmt ist. Es war reizend, wie höflich die Chinesen uns aufnahmen, wir hörten auch nicht ein einziges unangenehmes Wort von ihnen. Wir ruhten am Ausgang einer der vielen chinesischen Brücken aus und erfreuten uns an der waldigen Gegend und an dem schönen Fluss mit seinen mannigfachen Windungen, die von unzähligen Booten und Dschunken, alle voll von Menschen und Leben, wie übersät war. Am Ufer befand sich ein Grab, ohne Zweifel von einem Mandarin. Der Entwurf von einigen dieser Gräber ist wirklich hübsch und sinnvoll. Dieses wird vorne von zwei steinernen Löwen bewacht, das Monument selbst ist in Form eines Bogens, der jedoch vor Alter im Zerfallen und ganz grün überzogen war. Rings um das Grab waren Trauerweiden gepflanzt, die bei jedem Luftzug ihre Zweige wehmütig über dem Dahingeschiedenen neigten. Viele größere und kleinere Monumente lagen und standen in dem Räume zerstreut umher, einige noch erhalten, andere zertrümmert. Auf eins derselben setzten wir uns, freuten uns miteinander an dem Lande und seinen Einwohnern und kamen zu immer vorteilhafteren Schlüssen über beide. Je mehr ich davon sehe, desto mehr muss ich China lieben, und mein Herz schlägt bereits warm für dieses Volk, insbesondere aber für die Kinder.

Nun ging es wieder zurück in unser Boot, auf dessen Vorderteil wir uns zusammendrängten, damit uns nichts entging von allem, was schön und bedeutsam war. Ein langer steinerner Wall teilte einen schönen See, der sich so weit ausbreitete, wie das Auge vom Flusse aus reichte. Gerade als wir unser größeres Boot einholten, gewahrten wir auch Soochow und seine Umgebung und hatten einen vollständigen Anblick auf seine stolze Pagode und die lieblichen Berge, die wir nun bald ersteigen sollten. Nicht lange mehr, so sahen wir die Mauer der Stadt, von deren Anblick ich angenehm überrascht wurde. Ich hatte sie mir alt und zerfallen gedacht wie in Schanghai, und wie groß war mein Erstaunen, als sie hoch und gut gebaut vor uns lag und sehr reinlich aussah, da, wo sie nicht mit Grün und Schlingpflanzen überwachsen war. Sie hat fünf Stunden im Umfange. Wir verweilten vorerst am nördlichen Eingang, da wir fürchteten, es würde nicht ohne Störung abgehen, wenn wir geraden Weges durch die Stadt gingen. Welch ein wunderbarer Gedanke war es, fast zwei Millionen Seelen nahe zu sein, die noch nie den Namen Jesu Christi gehört hatten. Zwei Millionen! - Zwei Drittel der Bevölkerung von ganz Schottland! Siehe dort die Kirchen und Geistlichen und hier diese unermessliche Bevölkerung ohne Lehrer, ohne geistliche Führer. O möchte man in der Heimat die Wirklichkeit dieses Zustandes zu Herzen nehmen. Es ist doch etwas ganz anderes, dies in einer Missionsstunde erzählen zu hören und es an Ort und Stelle vor Augen zu sehen. Ich glaube, dass, wenn Christen aus Britannien nach verschiedenen Gegenden Chinas versetzt würden, selbst solche, die da glauben, ganz genau die Missionsarbeit zu übersehen und zu beurteilen, schaudern würden, wenn sie diese Tausende und Zehntausende sähen, die da Gott suchen in ihren Religionsübungen, ohne ihn zu finden, und die anbeten „sie wissen nicht was“. Ich glaube, sie würden alles aufbieten, die frömmsten Männer auf das Missionsfeld schicken zu können. Welch ein ergreifender Gedanke war es, als unser kleines Boot so an den langen, steinernen Mauern dahinglitt und zwei Jünger trug, die diesen armen Chinesen zuerst eines Erlösers Liebe verkündigen sollten! Wie klein neben dieser äußern Macht! Und doch werden, wenn Gottes Stunde schlägt, anstatt Tempel des Buddha hier schöne Kirchen ihr Haupt erheben und unter diesen schönen Bäumen friedliche Pfarrhäuser die gottgewollte Stätte finden. Dann werden auch hier am Sabbat die Kirchen mit Scharen derer gefüllt sein, deren Herzen zu dem einigen Herrn, unserem Gott, bekehrt sind.

Wir fingen an, die Aufmerksamkeit der Leute auf uns zu ziehen, und Edkins hielt es für das beste, dass Mrs. John und ich in der Kabine blieben. Halb widerstrebend gehorchte ich, aber wie froh war ich, dass ich es tat. Welch ein gemischter Haufen Volks sammelte sich nach und nach am Ufer an, um uns anzugaffen. Zu fünfzig, hunderten standen sie zusammen und redeten durcheinander, doch ganz friedlich. Wir warteten, bis der Lärm allmählich verstummte und es uns in der Kabine zu eng wurde, dann steuerten wir eine Stunde weiter an eine ruhige Stelle. Wir erreichten unser Ziel gegen fünf Uhr nachmittags und stiegen auf der Stelle aus, um den wunderschönen, mit Tempeln übersäten und mit einer stolzen

Pagode geschmückten Berg zu ersteigen, an dessen Fuß wir landeten. Wir sahen, dass der Weg sich fast rund herum wand, und wir gingen mehrmals unmittelbar am Ufer und dann wieder unter schattigen Bäumen, verschlungenen Farnkräutern und schönen Sonnenblumen. Als wir an einem hübschen Garten vorbeigingen, überredete ich meinen Mann einzutreten. Alle Sträucher und Pflanzen standen in Blumentöpfen. Es waren viel herrliche Blumen da in reicher Abwechslung. Die blühende Staude zur Würze des Tees war die vorherrschende Pflanze im Garten; sie hat eine liebliche, weiße, hängende Blüte. Nachdem wir den Garten verlassen, gingen wir eilig bis auf die Höhe des Berges. Doch hatten wir vorerst noch über einen Fluss zu setzen. Ein alter Fährmann ließ sich bereit finden, uns überzusetzen. Als wir die andere Seite gewonnen hatten, stiegen wir einige Stufen hinan und gelangten über eine sehr niedliche, grün bemooste Brücke an das äußere Tor des ersten Tempels. Wir traten ein. Gerade vor uns in einer Art Schrein, jedoch im Freien, stand ein Bild. Dann klotzten wir eine endlos lange Treppe hinauf, die uns in den Tempel führte, der ein schöner, großer Raum ist und dessen Dach auf reich geschnitzten und vergoldeten Balken ruht.

Eine ungeheure Messingstatue nahm die Mitte des Raumes ein. Auf jeder Seite standen sechs vollständig bekleidete Bildsäulen, einige in militärischer Uniform von rotem Tuch mit Goldborden und Stickereien. Es war ein wunderlicher Anblick! - Vor der mittleren Statue befand sich der Altar, auf dem drei Weihrauchpfannen brannten, und zur Seite ebenfalls zwei ungeheure Wachlichter, wohl sechs Fuß hoch. Das Tageslicht war ganz ausgeschlossen, kein Lichtstrahl drang herein, und so war der Widerschein der Lichter auf dem Messingkoloss, vor dem sie brannten, von ganz eigentümlicher Wirkung. Die Bilder zu beiden Seiten standen auf einer erhöhten Plattform. Viele Leute gingen aus und ein, und zwar durch diesen Raum in andere Gemächer oder Räume, doch folgten wir ihnen nicht. Durch Nachfragen erfuhren wir, dass das Hauptbild der Gott des Krieges war, und dass an diesem Tage seine Siege gefeiert wurden. Wir gingen hinaus und erreichten auf einem schmalen Fußpfade endlich den Berg, der sich aus der Ferne an einem schönen Sommerabend eigentümlich ausnimmt. Vom Fuß bis zur Spitze ist er mit Tempeln bedeckt, was reizend und malerisch aussieht. Ihre mit schwarzen Ziegeln gedeckten Dächer sehen allenthalben aus den Bäumen hervor, überragt von sonderbar geformten Felszacken. Wir klotzten nun auf den ersehnten Berg hinan und eilten ängstlich voran, stets sagend: „excelsior“ (höher hinauf!), aber es wollte nicht gehen, - meine Kräfte reichten nicht hin, und ich musste mich zufrieden geben, die halbe Höhe erreicht zu haben. Edkins und Mr. John waren schon hier gewesen, so tat es ihnen weniger leid, aber es war betrübend; doch hatten wir von der Stelle, bis wohin wir gekommen waren, eine weite Aussicht. Es fing an zu dämmern, und so gingen wir hinab, und als wir unser Boot erreichten, war es fast dunkel. Wir tranken Tee, und während ich hier saß, um unsre Erlebnisse niederzuschreiben, hörten wir plötzlich ein gewaltiges Geklingel, Geschrei und Geschwätz. Wir sahen hinaus, um die Ursache zu entdecken, und erblickten eine Drachenprozession, die vorbeizog. Zuerst kamen bunte, an hohen Stangen befestigte Laternen, dann gellende Glocken und endlich ein ungeheurer papierner Drache, hoch über den Köpfen seiner Träger schwebend, und durch eine Menge kleiner Lichter inwendig erleuchtet. Es sah wunderbar aus, das vielfarbige Papier warf ein sonderbares Licht auf alles; Haufen Volkes begleiteten den Zug und zogen schreiend an uns vorüber. Es war ein milder, ruhiger Abend. Wir haben nicht das liebliche Zwielflicht hier, das in Schottland so schön ist, doch ist der Abend sehr schön, besonders ehe der Mond hervortritt. An diesem Abend war es ganz besonders schön, es war etwas so Reines und Süßes in der ganzen Luft. Die tiefen Schatten spielten mit den Wellen, und wir erkannten deutlich den Widerschein unseres Bootes. Die Bäume am Ufer standen ernst und wehmutsvoll, ihre frischen, grünen Blätter färbten sich immer dunkler, und glänzende Leuchtkäfer in seltener Schönheit spielten Verstecken in ihren Zweigen. Ein Gefühl feierlicher Stille erfüllte meine ganze Seele, bis der Mond aufging und einen Hauch von Leben über die ganze Szene ergoß. „China ist schön“ möchte ich ans Ende jeder Seite schreiben, so lieb hab ich „das blühende Land“. Es ist in Wahrheit ein blühendes Land! Ich bin oft gerührt und erfreut über die allgemeine Liebe der Chinesen zu den Blumen und finde, es ist ein beachtenswerter Zug in ihrem Charakter. Wie oft sah ich in einem ärmlichen

Hause, welches traurig und wüst dastand, dessen Einwohner schmutzig und krank aussahen, an den zerbrochenen Fenstern eine Anzahl Blumen in Töpfen, deren Blütenpracht Kensingtons Gärten geschmückt hätten, - und in mancher ärmlichen Dschunke, wo alles schmutzig und abstoßend scheint, so dass man nichts Liebliches darin vermuten sollte, ragt zwischen Bündeln und Lumpen und altem Geräte eine schöne Blume hervor. Doch nie sah ich dies, ohne auch eine Frauengestalt wahrzunehmen, welches mir deutlich zeigte, durch wen sie dorthin kam.

Am Sonntag regnete es. Nach kurzer Beratung beschlossen wir, nach Soochow zu gehen. Wir ankerten an der Westküste. Der Lehrer brachte uns drei Neubekehrte und einen die Wahrheit suchenden Chinesen, und Mr. John und Edkins sprachen mehrere Stunden ganz allein mit ihnen. Der eine nach Wahrheit Suchende verlangte sehnsuchtsvoll nach der Taufe, und die andern baten so dringend für ihn, dass sie (John und Edkins) einwilligten, ihn zu taufen. Frau John und ich wünschten sehr, gegenwärtig sein zu dürfen, und so geschah die heilige Handlung in unserer Gegenwart. Tiefe Stille herrschte in der kleinen Kabine, als mein Mann nach der Taufe ein inbrünstiges Gebet für ihn sprach. O möge, was hier vorging, im Himmel eingeschrieben sein! Möge er in den vielen, vielen Versuchungen bewahrt bleiben, die nun seiner harren! Es war eine ergreifende Stunde, und unsre Herzen voll von Hoffnung für China! Es sind solche Augenblicke, wo man eine Frucht seiner Arbeit sieht, eine unendliche Freude für einen Missionar. Gegen Abend predigten die beiden Männer in der Stadt, und Mrs. John und ich machten einen einsamen Spaziergang. Den folgenden Tag gingen wir, um die Höhen zu ersteigen, und ließen uns in Berg-Sänften auf den höchsten Gipfel tragen. Solch eine wundervolle Aussicht, wie dort unsrer harrete, habe ich in langer Zeit nicht genossen, aber die Zeit fehlt mir zu näherer Beschreibung. Am Dienstag kehrten wir unser Boot der Heimat zu, sagten Soochow Lebewohl und sind fröhlich und gesund wieder hier.

Den 31. Januar 1860

### **BRIEF AN DEN VATER**

Heute, Dienstag, den 31. Januar, verließen wir Schanghai um 3 Uhr. Als der Sampan an dem Boote anhielt, das uns aufnehmen sollte, empfingen uns bereits die Herren John und Cox mit freundlichem Willkommen. Ein helles Feuer brannte behaglich in dem Ofen der Kajüte. Zwei Strohstühle und zwei Baumstämme, an jeder Seite des Feuers, waren unsere Sitze. Zwei kleine Ruhebetten an beiden Seiten der Kajüte und ein schmaler Tisch in der Mitte ist das Ameublement. Dem Ofen gerade gegenüber ist die Tür zu einem noch kleineren Gemach, der Schlafstätte von Herrn John und Herrn Cox. Wir haben zwei Fenster an jeder Seite der Kajüte, ungefähr einen Fuß groß ein jedes und auswärts mit braunem durchsichtigem Zeuge bedeckt. Ein leichter Wind führte uns schnell dahin. Unsere Segel waren aufgezo-gen, und bei dem frischen Wind erreichten wir, indem wir in der Stunde acht Seemeilen machten, rasch den Hwanghoo. Wir hatten eine wundervolle Aussicht aus den Fenstern auf all die Schiffe, Boote und Dschunken, als wir den Fluss aufwärts fuhren, und Schanghai sah aus der Ferne schön und anmutig aus. Aber der kalte Wind blies heftig, und wir mussten sowohl Fenster wie Verdeck verlassen. Es ward Licht angesteckt, die Ofentür ward aufgemacht, und wir tranken Tee, - diese liebste und geselligste aller Mahlzeiten. Nach dem Tee setzten wir uns dicht um das Feuer und verlebten so einen der schönsten Abende, dessen ich mich erinnere, seit ich die Heimat verließ. Nachdem wir uns anfangs über Poesie unterhalten hatten, sprachen wir dann weiter über unsere Arbeit als Missionare, und unsere Herzen taten sich gegenseitig auf, als wir so redeten. Wir waren alle tief ergriffen von unsern großen Pflichten und fühlten, wo allein unsere Kraft liegt, und unsere Herzen wurden hinaufgezogen zu unserem Vater im Himmel, als wir so sprachen, und die Erde mit ihrem bunten Gemisch von Freude und Leid schien zu entschwinden, und unsre Seelen wurden erfrischt und gestärkt. Die Erinnerung an diese herrliche Unterhaltung wird noch lange im Innersten meines Herzens nachklingen.

**Mittwoch, den 1. Februar**

Eine warme Frühlingssonne schien auf uns herab. Ich lag wachend und sah die tanzenden Schatten, wie sie spielten, bald hier, bald da. Es ist etwas so wunderbar Reines und Schönes in den ersten goldenen Sonnenstrahlen, besonders wenn sie in eine kleine Schiffskoje fallen. Ich war früh auf, wie immer, und hatte Feuer gemacht, ehe die Herren aus ihrem Schlafe erwachten. Ein entgegengesetzter Wind und Strömung hielten uns diesen Morgen sehr auf. Wir aßen früh und gingen ans Land. Eine hübsche kleine Pagode lag dicht vor uns, und dahin lenkten wir unsere Schritte. Erst als wir nahe kamen, bemerkten wir, dass sie auf einer kleinen Insel lag, und wir mussten eine lange schmale Brücke passieren, die aus zwei schmalen Brettern bestand und kein Geländer hatte. Es sah fast gefährlich aus, aber mit etwas Beistand kamen wir alle glücklich hinüber und nahmen den Tempel in Augenschein. Er war Buddha geweiht, der in der Mitte thronte. Achtzehn Figuren waren rund um ihn zu beiden Seiten aufgestellt, die meisten in indischem Kostüm und alle, mit dem Ausdruck gewaltsamer Erwartung, die Augen auf Buddha gerichtet oder in Ekstase verdreht. Der Priester war ein kleiner, geschwätziger Mann. Sein Name übersetzt heißt „See der Wünsche“. Er sprach schnell und viel mit Edkins. Wir gingen dann durch einen schmalen Weg hinter der Pagode auf den Hügel. Die Stufen, die hinaufführten, waren schmal, steil und fast völlig zerbrochen, so dass es eine Art Hand- und Fuß-Manöver war, hinaufzusteigen. Jedoch der Gipfel war erreicht, und die Aussicht belohnte uns. Soweit das Auge reichen konnte, war Sumpf von Wasser unterbrochen und umgeben. Auf der andern Seite lagen die Berge von Sounkong grün und freundlich. Sie sind nicht besonders hoch, diese Berge, aber tun unendlich wohl nach dem ermüdenden Anblick der Ebene von Schanghai. Die Sonne schien warm auf die baumlosen Ufer des Flusses und auf das Eis, das hie und da weiß glänzend den Boden bedeckte. Es hatte sich inzwischen eine Anzahl Menschen versammelt, und Edkins und Mr. John redeten zu ihnen, während ich mit Mr. Cox rund um die kleine Insel ging, schwatzend und alle kleinen Pflanzen, die mir merkwürdig waren, aufsuchend. Endlich kamen Edkins und Mr. John zurück, und wir machten noch einen erquicklichen Spaziergang auf unserm Heimwege zum Boote. Es ward hier ein Versuch gemacht, unser schwer beladenes Boot zu erleichtern, und wir stießen ab, doch bald hörten wir die Anker fallen, und wir blieben für die Nacht liegen. Am Abend saßen wir wieder rund um unsern Ofenfeuer und lasen Tennysons „Prinzessin“ vor. Es befriedigte uns nicht, und wir fühlten uns enttäuscht nach so viel schöner Lektüre, obwohl sie zuweilen schöne Stellen enthält. Doch Tennyson ist kein Dichter nach meinem Herzen.

**Donnerstag**

Diesen Morgen hatten wir einen wenig schönen Teil des Flusses zu passieren und wurden dazu durch entgegenkommenden Wind festgehalten. Die drei Herren waren fast den ganzen Tag am Lande, um zu predigen. Gegen Abend machten wir alle einen kurzen Spaziergang und hatten dann wieder unsere schöne Abendstunde am offenen Ofen.

**Freitag morgen**

Heut früh lag unser Boot an der westlichen Seite von Soochow - dieses chinesischen Venedigs - vor Anker. Nachdem wir gefrühstückt, gingen die Herren ans Land und in die Stadt. Ich fürchtete einen Auflauf der Leute, wenn ich mitging, und blieb deshalb im Schiffe. Aber sie kamen bald höchst ungehaltenen Angesichts zurück. Die Torwächter hatten ihnen sehr höflich den Eingang verweigert. Sie erwarteten dies allerdings halb und halb, da es Mr. Muirhead und mehreren andern während der letzten Monate ebenso gegangen war. Sie sandten deshalb Nachricht zu den Leuten, dass sie in den Vorstädten predigen würden, und ehe die Dämmerung eintrat, nahmen wir ein Boot und fuhren nach Houchew. Das Boot, darin wir uns augenblicklich befinden, ist sehr klein, jedoch ist die sehr enge, zweifenstrige Kajüte reinlich und nett. Wir ruderten wohl an dem belebtesten Teile Soochows vorüber. Der Fluss war besät mit Booten und Dschunken und mit Mandarin-Booten mit ihrer schönen Bedachung. Allenthalben umgab uns das Gesumse von Stimmen, das Geklingel der Bootsmänner und das Geräusch der Ruderer. Lange ehe wir Houchew erreichten, war die Sonne untergegangen und der Mond voll und ruhig langsam an dem tiefblauen Himmel

aufgestiegen. Endlich stiegen wir bei einer kleinen Werft ans Land, fast unmittelbar neben der Pagode, die in ihrer altertümlichen, ernsten Schönheit vor uns stand. Wir kletterten eine felsige, steile Anhöhe hinauf und kamen dann über mit Moos und Grün wildbewachsene Felsstücke hinweg auf einen schönen Fußpfad. Dann gingen wir durch eine Art Torweg in die Anlagen, die wirklich schön sind: hohe Felsmassen durch kleine Brücken verbunden, die hie und da auf einen hervorstehenden Vorsprung oder zu einer in den Fels gehauenen, mit Grün bekleideten Höhle führten. Eine Reihe breiter Stufen führte uns dann zu dem Tempel, durch welchen wir hindurchgingen und nun vor der Pagode standen, die im klarsten, bezauberndsten Mondlicht mit all ihren wunderlichen Ecken und Schnörkeln malerisch vor uns lag. Der milde, etwas bezogene Himmel bildete einen schönen Hintergrund, und unsere Herzen schlugen ordentlich vor Bewegung über die wunderbare Schönheit, die uns umgab. In der Ferne die duftigen Berge von Soochow, deren Gipfel hier sichtbar, dort in Schatten gehüllt waren, wie es die Streiflichter des Mondscheins erlaubten, dann die weite Ebene, der Strom mit seinen mannigfaltigen Windungen, der doppelt schön in einer fast zauberartigen Beleuchtung erschien, und über dem allem ein leichter Nebel hingegossen, der den ganzen Anblick noch verschönerte. Hie und da erhoben sich dunkle Oliven- oder die immer grünen Fichtenwälder, und das Sternenlicht glänzte aus mancher Wohnung in der Ebene zurück, oben der blaue Himmel mit seinen Sternen. Kann man wohl etwas Schöneres sehen? so fragte es in aller Herzen, als wir Viere auf dem reizenden Hügel standen und in stummer Bewunderung diese Schönheit einatmeten. Wenn die Seele so ganz hingenommen ist von der Herrlichkeit der Natur in der feierlichen Stille der Nacht, so überkommt sie eine Wonne, die kein Wort ausdrücken kann. Zögernd gingen wir abwärts zurück durch den Tempel. Mancher Blick ward rückwärts geworfen, als wir zum Boote zurückkehrten. Wir waren alle so dankbar und gehoben durch das Herrliche, was wir gesehen hatten. Wir ruderten rasch zurück und sprachen auf dem Heimwege von der Heimat und dem nahen Jahrestage unserer Hochzeit. Es war wohl acht Uhr, als wir unser Boot wieder erreichten, wo uns der Tee erwartete und der eingeborene Lehrer, der mit uns trank, ein eingehendes Gespräch mit Edkins und Mr. John hatte.

### **Sonnabend**

Da Herr Cox so begierig war, vor unserer Abreise die Berge zu besuchen, so mieteten wir ein kleines Boot und fuhren nach dem Frühstück fort, nachdem die Einrichtungen mit dem Lehrer getroffen waren. Es war ein etwas regnerischer Morgen, aber die Luft war reizend. Langsam wurden wir gerudert, abwechselnd von einem Mann und einer Frau. Die Gegend war prachtvoll. Manch schönen Blick hatten wir durch die alten, in Bogen gebauten Brücken und die wechselnde Gegend, die schöne Unterhaltung, die wir führten, und hinter uns die heiseren, durch die Kehle kommenden Töne und Ausrufungen der Familiengruppe unserer Ruderer. - Alles miteinander gab ebensoviel Stoff zu wirklicher Freude wie zur Heiterkeit. In China leben ganze Familien zusammen in einem ganz kleinen Boot, kochen, essen und leben in sechs Quadratfuß Raum. Als wir den Bergen näher kamen, legten wir in einer kleinen Bucht an, wo wir uns von allen Seiten von Bergen umgeben fanden. Mein Herz sprang vor Freude, wenn ich hinaufblickte. In einigen Minuten hatten wir den Landungspunkt erreicht. Aber es regnete immerzu, ein feiner, durchdringender Regen - schottischer Nebel, wie die Herren behaupteten, - durchdrang alles. Ich hüllte mich fest in ein warmes Plaid und setzte mich in einen Tragstuhl, und dann ging es, auf den Schultern getragen, den Berg hinan. Der Weg war außerordentlich gut, ein Kiesweg mit steinernen Stufen hin und wieder. Die Herren gingen rasch voran. Einer von ihnen hielt mir dann und wann einen Regenschirm über, was ich jedoch jedes Mal ablehnte, da es mir immer halb die Aussicht nahm, und die war entzückend. Bei dem ersten Haltepunkt sahen wir auf einen Kirchhof nieder, nicht etwa vernachlässigt und traurig und verkommen, sondern ganz regelmäßig und so gut gepflegt wie manche unserer heimischen Kirchhöfe, aber in der vollen Üppigkeit und reichen Fülle einer herrlichen Natur. Obwohl eben der Januar erst vorüber, so blühten die Sträucher, und die Bäume neigten ihr reiches, frisches Grün über die Gräber; das lange braune Gras zog Wellen darüber hin und verbarg zum Teil die schmalen Grabsteine, die hie und da zum Vorschein kamen. Er war in einer schönen Höhlung oder Spalte des Gebirges gelegen, von steilen Anhöhen geschützt, die mit reichem Baumwuchs gekrönt waren. Es geht oft ein

Gefühl der Öde durch die Seele beim Anblick der Ruhestätten der Abgeschiedenen, aber hier war das Gegenteil. Die Lage, die ganz eigentümliche Schönheit dieser Stelle, der sanft fließende Strom zu Füßen und der alte Tempel und die Pagode zu Häupten auf dem Gipfel des Berges, alles nahm die Düsterteit der Grabstätte so ganz hinweg, obwohl eine tiefe Pein durch das Herz zog bei der Frage: „Wo sind diese wohl jetzt?“ Als wir vorschritten, ward der Weg sehr steil, und die Höhen gestalteten sich zu abschüssigen Granitfelsen, deren Gipfel meist bewachsen waren. Ab und zu kamen wir an kleine, grün bewachsene Einsiedeleien. Als wir den Gipfel erreichten, regnete es so dicht und so fein, dass die Aussicht dadurch sehr gehindert ward, wir hatten trotzdem eine, wenn auch sehr begrenzte, so doch schöne Aussicht. Der Yai ho-See lag zu unsern Füßen ausgebreitet, ein schönes, großes Wasser mit vielen kleinen Inseln. Bergketten begrenzen ihn von allen Seiten und verleihen ihm einen besonders malerischen Charakter. Ach, ich war so glücklich, mich einmal auf wirklich hohen Bergen zu fühlen. Dann gingen wir in den Tempel, wo wir den Priester antrafen, der uns die verschiedenen Räume zeigte. Es waren viele und große Götzen da, denen ähnlich, die ich Euch schon oft beschrieben habe. Der Priester wünschte eine Gabe für den einen oder andern Gott, was wir natürlich abschlagen mussten. Dann stiegen wir sehr rasch bergab und waren bald wieder in unserm kleinen Boote. Unser eigentliches Boot erreichten wir gegen sechs Uhr, wo wir zugleich zu Mittag aßen, Tee tranken und unsere Abendmahlzeit einnahmen, und dann kamen die zwei eingeborenen Lehrer, mit denen Edkins und Mr. John lange zu reden hatten.

### **Sonntag morgen**

Der Tag war schön, und die Lehrer kamen mit den Getauften um zehn Uhr in unser Boot und blieben bis ein Uhr. Der Gottesdienst war sehr interessant für mich. Ich folgte manchem völlig und konnte mit Hilfe meiner englischen Bibel Vers für Vers mitlesen. Einige von ihnen beteten sehr schön, und wir alle sangen einige unserer lieblichen Lieder, die ins Chinesische übersetzt sind. Nachdem sie uns verließen, gingen die drei Missionare fort, um in den Vorstädten zu predigen bis etwa halb fünf Uhr, wo die getauften Eingeborenen noch einmal kamen bis um sieben Uhr abends. Es war ein reizender, segenbringender Tag. Nach dem Tee machten wir einen Spaziergang an der Stadtmauer entlang, es war ein schöner Mondschein-Abend. Wo wir gingen, hatten wir die wohl einige vierzig Fuß hohe Mauer zu einer Seite, den Strom zur andern, und es war hell genug, um die kleinen, mit Händen und Füßen rudern den Kähne zu erkennen, wie sie so eilig dahinglitten. Wir unterhielten uns viel über China und die Arbeit der Mission. Am nächsten Montag früh gingen alle drei Herren, um etwas zur Erinnerung an Soochow zu kaufen; sie kamen um elf Uhr zurück, und Herr John brachte mir ein hübsches Pelzwerk und Edkins mehrere kleine Geschenke zu unserm Hochzeitstage, der morgen ist. Ich war sehr erstaunt, jeden von ihnen mit einem jungen Fasanen und wilden Enten beladen zu sehen. Sie hatten dieselben zur Feier des morgigen Tages gekauft und eine Stunde weit getragen. Um zwölf Uhr mittags zogen wir die Anker auf und wandten uns der jetzigen Heimat zu.

### **Dienstag, den 7. Februar**

Heute ist der Jahrestag unserer Hochzeit. Edkins und ich wurden sehr freundlich beglückwünscht beim Frühstück. Unser großes Diner ging um vier Uhr vor sich, gerade als wir vor Soungkong vor Anker gingen. Danach gingen wir ans Land, besuchten Yien, den Lehrer, und baten ihn, rasch zu uns ins Schiff zu kommen. Am Abend, als wir ums Feuer saßen, wandten sich alle unsre Gedanken der fernen Heimat zu, und die Erinnerungen der bewegten Tage des vorigen Jahres in Stromness erfüllten unsre Herzen ganz. Ach, wie standet Ihr alle, Du und Mama und Maggie, so lebendig vor meinem Geiste, so dass ich sehnsüchtig auf die glücklichen Stunden dieser Unterhaltung zurücksehe. Am folgenden Morgen hatten wir einen schönen, erhebenden Gottesdienst in Yiens Hause. Es waren vierzig bekehrte Eingeborene anwesend. Edkins hielt eine Ansprache und taufte zwei, ein dritter ist jetzt im Unterricht. Yien bestand darauf, wir sollten bei ihm essen, so aßen wir bei ihm zu Mittag. Früchte, Fische, Fasanen, Hühner und Eier kamen auf einmal auf den Tisch, und jeder bekam ein Schüsselchen mit Reis und schwarze Eßstäbchen. Die Herren griffen tüchtig zu, ich weniger. Dann sagten wir ihnen allen Lebewohl, aber manche der Getauften

wollten gerne noch aufs Schiff kommen, um uns noch einmal zu sehen. Ich hörte hier aus einem Briefe der Mrs. John an ihren Mann, dass drei Briefe für uns da seien, — o wie verlangte ich da zurück! Wir segelten ab und kamen den andern Morgen um sieben Uhr nach Schanghai, wo ich die fröhliche Kunde der Nachrichten aus der Heimat tatsächlich auf dem Tisch im Wohnzimmer fand.

Lebt innigst wohl. Eure treu ergebene Jeanie

## ALEXANDER MERENSKY

Als Alexander Merensky im Jahre 1837 geboren wurde, war das Innere Afrikas zum größten Teil noch gar nicht entdeckt. Als er 1918 starb, war der Erdteil restlos aufgeteilt und in die europäische Kolonialwirtschaft und damit in die Weltpolitik und Weltwirtschaft einbezogen. Seine Lebenszeit umspannt also diese ganze entscheidende Epoche in der Geschichte Afrikas. Er erlebte die gewaltigen Umwälzungen, die diese Entwicklung für die afrikanischen Völker zur Folge hatte, und er hat an der Lösung vieler Probleme, die sich daraus ergaben, selbst aktiven Anteil genommen.

Merensky stammte aus einem schlesischen Forsthaus. Der Wunsch des Knaben, Offizier zu werden, ging nicht in Erfüllung, da sein Vater frühzeitig starb. Im Waisenhaus entschloss er sich zum Missionsberuf. 1859 wurde er nach Südafrika entsandt und hat hier dreiundzwanzig Jahre im Dienst der Berliner Mission gearbeitet. Nach einem vergeblichen Versuch, im Swasiland eine Station zu errichten, ließ er sich im Lande des Herrschers Sekukuni in Osttransvaal nieder. Es gelang ihm hier, Fuß zu fassen, aber schon nach kurzer Zeit wurde er mit seiner kleinen Gemeinde von Sekukuni vertrieben. Dies wurde der Anlass zur Gründung von Botschabelo, das heißt Zufluchtstätte, einer Missionssiedlung von höchst eigenartiger Prägung, über deren Entstehen er in seinem Buch „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südost-Afrika 1851 bis 1882“ ausführlich berichtet. In den krisenreichen Jahren bis zur ersten Annexion Transvaals durch die Engländer hat er Botschabelo aus kleinsten Anfängen zum Zentrum der Berliner Missionsarbeit in Transvaal ausgebaut und gegen alle Gefahren zu sichern gewusst.

Als nach der Erwerbung Ostafrikas durch Deutschland die Berliner Mission ihre Arbeit auch dorthin ausdehnen wollte, beauftragte sie 1891 Merensky mit der Leitung der Expedition, die im Kondeland am Njassasee die Grundlagen hierfür schaffen sollte. Merensky war eine ungewöhnlich starke und vielseitige Persönlichkeit. Neben seiner eigentlichen missionarischen Arbeit hat er noch eine umfangreiche wissenschaftliche und literarische Tätigkeit entfaltet. Mit dem Postmeister der Transvaalrepublik Fr. Jeppe schuf er die ersten zuverlässigen Landkarten von Transvaal.

In der Geschichte Südafrikas hat es nicht an Versuchen gefehlt, die missionarische Verkündigung mit politischen und wirtschaftlichen Tendenzen zu verquicken. Demgegenüber gehört Merensky zu den unbedingten und radikalen Vorkämpfern für die Menschenrechte der Eingeborenen, die er wohl zur Arbeit erziehen, aber gegen jede Ausbeutung durch die europäische Kolonialwirtschaft schützen wollte.

## Eine Untersuchungsreise in Transvaal

*Alexander Merensky: Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika (Transvaal) 1859 - 1882. Bielefeld und Leipzig, Verlag Velhagen und Klasing 1888.*

In Berlin hatte man unsere Schritte und die Anfänge unserer Arbeit nicht nur mit dem allergrößten Interesse verfolgt, sondern hatte unser Tun auch vollständig gutgeheißen und war in treuester Fürsorge darauf bedacht, die junge Transvaalmission zu unterstützen, damit sie sich weiterentwickeln könne. Man wollte aber früher gehegte Pläne, welche ein weiteres Vordringen nach Norden, sozusagen ein Überspringen Transvaals, ins Auge gefasst hatten, noch nicht ganz fallen lassen. Es herrschte damals die Meinung, dass das Drakensgebirge sich in ununterbrochener Kette nach Norden fortsetze; denn es war noch unbekannt, dass dieser gewaltige Bergzug im nördlichen Transvaal sich gegen den Limpopo hin verliert und dann erst weiter nach Norden sich in einzelnen Bergketten aus dem ungesunden, ebenen Tieflande wieder erhebt. Gern erfassten wir den Gedanken, den unser väterlicher Freund, Missionsinspektor Wallmann, zum öfteren brieflich aussprach, dass das Land und die Völker nach Norden hin erkundet werden müssten. Von der Stadt Sekukunis aus sahen wir, dass am nördlichen Ufer des Olifantsflusses sich ein Gebirge hinzog. Diese blauen Berge waren das Ende der bekannten Gebiete, was dahinter lag, war terra incognita; auf den besten Karten fand sich hier der bekannte weiße, leere Raum.

Und doch waren einige Berichte über die südlich vom Sambesi gelegenen Gebiete vorhanden, welche dem Wunsch, dorthin vorzudringen, immer wieder neue Nahrung gaben. Hier war das Land Monomotapa zu suchen, von dem alte portugiesische Berichte Wunderbares erzählten. Hier sollten sich in Simbae oder Simbabwe, östlich von Sofala, wunderbare Ruinen finden, über welche de Barros im sechzehnten Jahrhundert von den Arabern in Sofala genaue Nachrichten erhielt. Gewaltige Mauern, aus behauenen Werkstücken ohne Kalk aufeinander geschichtet, sollten bezeugen, dass hier einst ein Kulturvolk gewohnt habe. Über dem Tor einer auf einem Felsenberge errichteten Feste hatten arabische Reisende eine Inschrift gesehen, die sie nicht hatten entziffern können. Ein Turm sollte dort stehen, siebzig Fuß hoch, und die Eingeborenen hielten damals diese Ruinen in hohen Ehren, es befand sich daselbst ein königliches Hoflager. Andere Berichte erwähnen, dass die Araber erzählten, nach ihrer Tradition, die durch Aufzeichnungen festen Halt habe, sei hier das Ophir Salomos zu suchen. Dass in historischer Zeit von Sofala aus durch Araber Gold exportiert worden ist, steht fest, und man kann wohl sagen, dass die Hypothese, dass hier das alte Goldland Salomos liegt, die allergrößte Wahrscheinlichkeit für sich hat und durch die Forschungen der Neuzeit immer mehr begründet wird.

Wir hatten bald nach unserer Ankunft in Transvaal versucht, von den Buren, welche in jenen Strichen alljährlich der Elefantenjagd nachgingen, etwas Zuverlässiges über Land und Leute zu erfahren, allein alles, was wir hörten, war unbedeutend. Nur wurden die früheren Nachrichten bestätigt, wonach sich östlich von Sofala im Innern ein gebirgiges Hochland erheben sollte. Außerdem berichteten manche von verwilderten Pflanzungen, die sich dort fänden, von Apfelsinengärten und Weinstockplantagen. Auch portugiesische und arabische Berichte bezeugen, dass hier in früheren Jahrhunderten eine für Afrika hohe Kultur geherrscht hat. Hier blühte der Bergbau in solchem Maß, dass von Sofala aus ein beständiger Export von Waffen nach Indien stattfand. Von dieser höheren Kultur fanden sich überall noch Spuren, als das Land von den Portugiesen entdeckt wurde. Obwohl die Eingeborenen Monomotapas in den gewöhnlichen, aus Lehm, Holz und Gras hergestellten kleinen ostafrikanischen Häusern wohnten, so wird doch von ihnen berichtet, dass sie viele Reichtümer besaßen und sich in Seide und Baumwolle kleideten. Schiffe fand man in ihrem Besitz, welche die Kennzeichen hohen Altertums an sich trugen, die stark genug waren, der Gewalt der Stürme zu widerstehen. Sie waren mit Charakteren beschrieben, welche die Portugiesen nicht entziffern konnten. Von alledem war nach Berichten der Eingeborenen und Buren in jenen Ländern nichts mehr zu finden. Die Sklavenjagden der Portugiesen und

später die Raubzüge der Sulu hatten dem alten Reiche Monomotapa schon längst ein Ende bereitet.

Als wir uns nach dem Vorhandensein der Ruinen erkundigten, fanden wir bald, dass fast alle Leute, die von Norden kamen, etwas davon wussten. Der eine erzählte von Höhlen, an deren Wänden Tiere und Menschen die Abdrücke ihrer Leiber, ihrer Arme und Beine zurückgelassen hätten, als die Felsen noch weich gewesen wären, ein anderer berichtete von Figuren aus Stein, menschlichen und anderen, welche lebendig aussähen und zu wandeln schienen, die aber doch feststünden; ja unter unseren Arbeitsleuten fand sich ein Mann, Malema mit Namen, welcher bei Gelegenheit einer Handelsreise die Ruinen selbst gesehen hatte. Nahe heran hatte er sich nicht gewagt, aus Furcht vor den an solchen Orten hausenden bösen Geistern. Die Banyai, welche jetzt das Land im Norden vom Limpopo bewohnen, wurden uns als unterdrücktes, nur noch in kümmerlichen Resten hie und da in den Bergen hausendes Volk geschildert.

Diese unbekannte Welt zu erkunden, war keine leichte Aufgabe. Die Tsetsefliege, welche dort noch überall sich fand, hinderte das Vordringen mit dem Wagen. So weit als der Reisende in Südafrika den Wagen benutzen kann, hat er wenig auszusetzen, sobald er den Wagen hinter sich lassen muss, beginnen die Schwierigkeiten. Nicht nur, dass er selbst Mühe hat, über Berg und Tal, durch Fluss und Morast vorwärts zu kommen, es fehlt ihm der Ort, wo er bei Tage und bei Nacht sicherer Ruhe pflegen kann, es fehlen ihm die Vorräte, die er im Wagen bequem mit sich führt. Wenn der Wagen durch eine Trägerkarawane ersetzt werden muss, wird die ganze Reise ungleich schwieriger. Eine Haufe von Trägern lässt sich nicht so leicht und sicher regieren wie ein Spann tüchtiger afrikanischer Ochsen, denn gewöhnlich bringt der Reisende nur einen Haufen Gesindels zu seinem Dienst zusammen. Wir waren ja in diesem Stück besser daran, waren so günstig wie möglich gestellt, denn wir nahmen neun treue Leute, Christen, Katechumenen und einige Heiden aus den Bapedi mit, welche sich auf der ganzen Reise musterhaft betrug, die uns auch in keiner Gefahr im Stich ließen und je im Stich gelassen hätten. Allein mit den Trägern, welche unterwegs bald ergänzt und ersetzt werden mussten, da die Bapediträger sich nur auf einige Tagereisen weit vermietet hatten, sollten auch wir Not haben.

Wir beschränkten uns darauf, nur das Allernotwendigste mitzunehmen, und dies bestand für jeden von uns in einem Anzug zum Wechseln, in drei wollenen Schlafdecken, Medizinern und einigen Kleinigkeiten; dies alles war in Ledersäcken verpackt, welche nachts an Stelle von Matratzen als Unterlage dienen sollten. Das ganze Küchengerät und sämtliche Eßvorräte trug ein Mann. Letztere bestanden aus Kaffee, Tee, Zucker und etwas Reis. Eine Last Perlen und eine Last Kupferdraht sollten dazu dienen, Lebensmittel unterwegs zu kaufen, dazu kamen einige Traglasten Munition.

Nördlich vom Olifantsfluss passierten wir die Bapedistadt Machakal; an den dort regierenden Häuptling war eine Schwester Sekukunis verheiratet, welche uns freundlich aufnahm und verpflegte. Dann überstiegen wir den Gebirgskamm, einen Ausläufer der Drakensberge, und stiegen an dessen Nordostseite mit Staunen durch die ungeheuren Urwälder, welche sich hier an den Abhängen der steilen Berge hinziehen, in das ebene flache Barokkaland hinab. Solche Gebirgswälder finden sich hier bis fast nach dem Limpopo hin; es sind Wälder, welche, nach den Beschreibungen zu urteilen, den Wäldern am Kamerungebirge und am Kilimandscharo genau gleichen. Auch nach Süden hin finden sich solche Wälder an Gebirgsterrassen, welche nach der See hin abfallen, an denen sich deshalb die Dünste des Meeres häufiger zu Niederschlägen verdichten. Dicke, kerzengerade Stämme gewaltiger Bäume standen hier nebeneinander, von Schlingpflanzen umzogen und durch Schlinggewächse verbunden. Die meisten Bäume sind Gelbholzbäume (*taxus elongata*), aber es fehlt nicht an Stinkholz-, Eisenholz- und Mahagonibäumen; unter den Schlinggewächsen finden sich auch solche Arten, deren eingedickter Saft den Kautschuk gibt.

Unter dem Gebirge dehnt sich nach Osten hin ein ungeheures Tiefland aus, in welchem man von oben keinen Berg erkennen kann. Nur an den Abhängen des Gebirges war das Land

damals dichter bewohnt. Makoapa und Barokka wohnen hier. Letztere sind den übrigen Transvaal-Bassuto nahe verwandt. Sie bauen der Natur ihres Landes gemäß einige mehr tropische Gewächse. Reis und echtes Zuckerrohr fanden wir bei ihnen. Man ließ uns auch nicht darben, sondern versorgte uns mit allerlei Speise, trotzdem fühlten wir uns auf ihren Dörfern nicht wohl, denn es herrschte in den Häusern und um die Häuser herum ein entsetzlicher Schmutz. Dies ist auffallend, da die Barokka sehr kunstfertig sind. Überall hörte man von Erzgewinnung, und bald sahen wir selbst die nicht hohen, aber geschickt angelegten Öfen, in denen die Leute Eisen und Kupfer schmelzen. Erzeugnisse ihrer Kunst in Form von Zierat und Pfeilspitzen, Beilen, Hacken, Speeren und schönen Streitäxten konnte man hier in Menge sehen und einhandeln, sie waren indes damit keineswegs billig.

Weiter nach Norden hin wussten die Barokka nicht Bescheid. Sie wiesen uns an einen in der Nähe wohnenden alten Knobneusen-Häuptling, bei dem wir uns infolgedessen einquartierten. Schmutz und Unreinlichkeit herrschten hier wie dort, allein der alte Häuptling interessierte uns nicht wenig. Er trug, wie seine alten Ratsleute, noch eine Reihe künstlerischer Warzen vom oberen Rande der Stirn bis zur Nasenspitze, um deren willen das Volk den Namen „Knopfnasen“ erhalten hat. Das jüngere Geschlecht hatte auf diese Zierde bereits verzichtet. Die Männer gingen vollständig nackt, die Weiber trugen Röcke aus baumwollenem Zeuge. Obwohl diese Makoapa den Bapedi von Machakal unterworfen waren, machten sie doch auf unsere Leute einen so ungünstigen Eindruck, dass sich ihrer etliche Wache haltend vor die Tür des Hauses legten, in dem wir schliefen. Der alte Serobane war das leibhaftige Bild eines alten schwarzen Juden. Er konnte viel erzählen und erzählte manches. Seine Väter waren Fürsten und Könige gewesen, den Weißen gleich an Reichtum und Pracht der Kleider. Von der Küste sei er von den Sulu vertrieben, aber auch mit den Buren, bei denen er Schutz gesucht habe, hätte er sich nicht vertragen können. So sei er hierher gezogen. Erstaunt war er, als er hörte, dass wir die Ruinen von Simbabwe suchten. Woher wir etwas von deren Vorhandensein wüssten, fragte er. Wir erklärten, dass unsere Bücher uns davon berichteten, und beschrieben das, was da geschildert war. Da sahen wir, dass er nur sehr ungern sich herbeiließ, uns Wegweiser zu geben. Was er fürchtete, ließ sich nicht erkennen. Die Bapedi in Machakal hatten uns gesagt, dass die Makoapa uns nicht nach dem Ruinenorte bringen würden, denn sie grüben dort nach Schätzen. Endlich wurde der alte Mann dadurch, dass wir ihm ein Gewehr schenkten, mild gestimmt und gab uns einen Wegweiser, einen Mann aus dem Banyailande, der Makeritsane hieß, unter dessen Führung es denn auch endlich weiterging.

Hätte Gott uns nicht wunderbar behütet, so wäre aber unsere Expedition gar bald zu einem schlimmen Ende gekommen. Wir betraten das Land der Königin Motyatye, deren Name weit und breit gefürchtet war, denn man hielt sie für die größte und stärkste Zauberin. Hatten doch die Bassuto die böse Lungenkrankheit, welche von Holland nach dem Kap und von dort überall hin verschleppt, ihr schönes, geliebtes Vieh hinraffte, nach dem Namen dieser Königin „Motyatye“ genannt, weil diese allein so boshaft und stark sei, eine so furchtbare Krankheit zu verbreiten. Von den uns begleitenden Knobneusen wurden einige Male Bemerkungen fallen gelassen, dass das Volk Motyatyes uns töten würde, weil es mit den Weißen in Unfrieden lebte. Wir hofften, dass es uns gelingen werde, uns als die Missionare Sekukunis zu legitimieren; denn dass wir mit Gottes Hilfe sicher waren, wenn man als solche uns erkannte, stand uns fest, da Sekukuni nach dem erfolgreichen Kriegszug gegen Mochoete bei allen Nachbarstämmen sehr gefürchtet war. Freilich mussten wir annehmen, dass allerdings unter dem Volk, in dessen Gebiet wir eintraten, tiefer Hass gegen alle Weißen Wurzel gefasst habe. Im Winter des verflorbenen Jahres hatte hier ein Haufen der Zoutpansberger Bauern schrecklich gehaust. Die Eingeborenen behaupteten, sie hätten bis dahin in Frieden mit ihren weißen Nachbarn gelebt und hätten deshalb von ihren Heerhaufen keinen Angriff erwartet, sondern hätten ruhig zugesehen, wie diese bei Motyatyes Stadt hätten Rast gemacht. Ochsen wären ihnen geschlachtet worden und Elfenbein hätte die Königin herbeitragen lassen, um dadurch ihre Unterwürfigkeit zu beweisen. Plötzlich seien sie von allen Seiten angegriffen worden, besonders die schwarzen Hilfsvölker der Buren hätten entsetzlich gehaust. Hunderte des Volks seien getötet worden, die Dörfer verbrannt und das Vieh geraubt.

Wir kamen an dem Abend, da wir unter diesem Volk das Lager aufschlagen mussten, in schwere Gefahr. Unsere Knopneusenführer wollten uns nicht in die Dörfer bringen, die in der Nähe sein sollten, die wir aber in der Dunkelheit nicht finden konnten. „Die Barokka werden mit uns Streit anfangen, wenn wir weißen Leuten die Lage ihrer Ortschaften anzeigen“, so hieß es, und auch der Umstand deutete Schlimmes an, dass die verräterischen Makwamba am Abend nicht mit uns zusammen kampieren wollten, sondern sich eine Strecke weit von unserem Lagerplatz eigene Feuer anzündeten und dort, wo sie schlafen wollten, wüste, wilde Tänze mit Gesang oder vielmehr Gebrüll aufführten. Gott aber, in dessen Schutz wir uns befahlen, bewahrte uns im Dunkel der Nacht gegen drohende Gefahr. Als der Tag graute, erwachte ich. Wissend, dass ein Überfall jetzt nicht mehr zu fürchten sei, erstieg ich eine höher gelegene Stelle und bemerkte von hier, dass Leute, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, uns beobachtend umherschweiften, aber unsere Bapedi gingen mutig auf einige derselben zu, gaben an, woher wir kämen, und ließen sich zu dem Häuptling führen, der in der Nähe war. Bald kam er, von ihnen geleitet, mit einer Zahl seiner Männer. Diener trugen einige Töpfe mit Kafferbier herbei, ein sprechendes Zeichen guten Einvernehmens. Vor uns setzte der alte Mann sich freundlich nieder, klappte die Hände aneinander, grüßte und fragte: „Mein Vater, weshalb bist du gestern nicht in das Dorf gekommen, weshalb schläfst du draußen? Sekoati war der Vater Motyatyes, seine Lehrer sind unsere Freunde.“ Als wir erwiderten, dass wir ja nicht gewusst hätten, wo sein Dorf zu finden sei, und dass die Makwamba uns nicht hätten weiter führen wollen, wurde er erregt und erzählte, die Makwamba hätten ihm berichtet, dass hier weiße Leute lagerten. Er habe sogleich Anstalt gemacht, das Volk zusammenzurufen, damit der Überfall des vorigen Jahres gerächt werde. Da sei ein Mann aufgestanden und habe um Gehör gebeten. Sie hörten doch, hätte der gesagt, dass Leute Sekoatis bei den Weißen seien. Er wäre nach Sekoatis Tod in Sekukunis Lande gewesen. Die Leute Mapochs hätten seine Freunde, mit denen er nach der Kapkolonie auf Arbeit ziehen wollte, ermordet, nach seiner Rettung sei er müde und elend zu den Missionaren gekommen, die im Bapedilande wohnten, die hätten ihn freundlich aufgenommen und ihm gesagt, sie würden auch das Barokkaland einmal besuchen. Er rate zu warten. Wenn man die Missionare töte, würde Sekukuni sie gewiss schwer rächen, und Missionare würden überhaupt nicht getötet. Gott gab es, dass man diesem Manne Gehör gab, denn wenn auch wohl keiner unserer Bapedi uns feig im Stich gelassen hätte, wenn wir überfallen worden wären, so wäre doch im Dunkel der Nacht eine Verständigung und eine erfolgreiche Abwehr nicht denkbar gewesen.

Die Stadt Motyatyes konnten wir nicht besuchen. Gerüchte, dass die Pocken unter dem Volke herrschten, zwangen uns, den Weg nach Norden durch unbewohnte Gegenden zu nehmen. Die Pockenkrankheit ist von den Eingeborenen mit Recht überaus gefürchtet. Die Bapedi impfen mit Erfolg, und zwar impfen sie die Krankheit selbst ein; sie wählen als Impfungsort die Muskeln dicht oberhalb des Knies, aber da diese Prozedur gefährlich ist, indem manche der Geimpften sterben, so wird zum Impfen immer nur dann geschritten, wenn eine Epidemie bereits Einzug gehalten hat. So waren nicht alle unserer Leute geimpft, und alle fürchteten, dass solche angesteckt werden können. „Wenn einer von uns an diesem Übel erkrankt“, sagten sie, „wird keiner von uns nach Hause zurückkehren dürfen; aus Furcht, dass wir die Krankheit einschleppen können, wird man uns wehren, unsere Heimat zu betreten.“ Wir konnten also dem Volke, unter dem wir als erste Missionare erschienen, damals im Vorüberziehen das Evangelium nicht predigen, sondern mussten jede nähere Berührung mit den Leuten ängstlich meiden und das Land verlassen.

Heute steht in der Nähe der Hauptstadt dieses Volkes unsere Missionsstation Medingen, und nahe der Stelle, wo uns nächtlicher Weise Gefahr drohte, stand das Christendorf des Häuptlings Kchaschane, der am Karfreitag des Jahres 1884 bei einem Angriff der Heiden in so tapferer Weise sein Leben opferte, dass er noch im Tode ein Zeuge davon ward, wie tief die Gnade Gottes einen afrikanischen Heiden ergreifen und sein Herz umschaffen kann.

Die Ebenen, welche wir jetzt tagelang zu durchwandern hatten, waren dürr und trocken. Freilich war hier „Buschfeld“, d. h. die Ebene war mit Bäumen bestanden, allein diese stehen weit voneinander entfernt und haben meist einen halb verkrüppelten Wuchs und wenig

Blätter, meist gehören sie den dornenreichen Mimosenarten an, so dass sie weder das Auge erfreuen noch Schatten geben. Welcher Kontrast zwischen den üppigen, feuchten Urwäldern an dem hinter uns liegenden Gebirge und diesen Wüsten, in denen man Wasser nur an den Flüssen findet, die vom Gebirge herkommend den Überfluss der dort häufigen Niederschläge dem Meere zutragen! Auch in manchen der tieferen Rinnsale sucht der Reisende vergeblich nach Wasser, denn der durstige Boden hat es aufgesaugt. Größere Flüsse wie der Lechlaba bleiben freilich auch in diesen brennenden Einöden wasserreich und sind infolgedessen im Bette mit oleanderartigen Bäumen, an den Ufern mit mächtigen wilden Feigenbäumen bestanden. Von einem Hügel aus sieht man ihren Lauf sich wie eine grüne Ader durch das graugefärbte Landschaftsbild hinziehen. Oben an dem genannten Flusse stehen einige sehr schöne Palmen, die vielleicht auch an eine vergangene Epoche höherer Kultur erinnern, welche dieses Land einst gesehen hat.

Wir hatten bei den Tagesmärschen von Durst, nachts von der Kälte, bald auch von Hunger zu leiden, denn das reichlich vorhandene Wild hält sich an den Flüssen auf, welche wir auf unserem Marsche nach Norden durchquerten. Bald kamen wir durch Tsetsestriche. Dass das Wild dem Stich der Tsetse nicht erliegt, dass aber die Haustiere durch ihn zugrunde gehen (man sagte, durch den Stich von fünf oder mehr Fliegen), nicht schnell hinsterbend, sondern wochenlang, ja monatelang hinsiechend, ist eine allgemeine Tatsache. Rätselhaft ist und bleibt es, dass der Stich Menschen nicht schadet. Wir sind viel hundertmal ebenso wie andere Reisende gestochen worden, ohne dass wir das geringste Unbehagen davon gespürt hätten. Die Fliege sieht wie eine kleine Hundsflye aus, ihr Stich schmerzt. Weiter ist es merkwürdig, dass die Tsetse niemals angriffsweise in solche Gebiete vorgeht, welche durch Menschen kultiviert sind. Die Leute Sekukunis legten Viehplätze dicht bei Straßen an, die von Tsetse infiziert waren, doch übte das Vieh auf die giftige Fliege keine Anziehungskraft aus. Sie bleibt da, wo das Wild sich findet, welches sie liebt, besonders da, wo sich Büffel aufhalten. Dass sie mit dem Wilde verschwindet, haben wir in Transvaal an allen Grenzen des bewohnten Landes beobachten können. Als die Feuergewehre das Wild ausgerottet oder vertrieben hatten, war auch die Tsetse verschwunden. Sie bildet jetzt kein Hindernis mehr, mit dem Ochsenwagen die Limpoponiederung zu passieren. Jäger und Händler ziehen alljährlich durch Striche nach Norden, in welche früher sich kein Weißer mit dem Wagen wagte. So ist also diese Barriere für weiteres Vordringen der Transvaalmission nach Norden hin gefallen. In früheren Zeiten durchzogen jagende Buren schmalere Tsetsestriche bei Nacht, und die Eingeborenen gaben Rindern und Hunden, wenn sie Tsetse fürchteten, die Fliegen selbst als Gegenmittel gegen das Tsetsegift ein und behaupteten, dass das von guter Wirkung sei.

Noch ein anderes Insekt fanden wir, welches unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Wir fanden Nester stachelloser Bienen, die unseren Stubenfliegen ähnelten, und konnten uns an dem angenehm süß-säuerlich schmeckenden Honig laben, den sie in einem Baumstamm gesammelt hatten. Zwei Arten dieser Bienen gebe es hier, sagten die Führer. Mir ist nicht bekannt, dass in Afrika sonst noch das Vorkommen dieser in Südamerika häufigen Bienenarten beobachtet worden ist.

Die Reise war im Übrigen einförmig. Jeden Abend wurde das Lager in folgender Weise hergerichtet. Man wählt der Fiebergefahr wegen einen möglichst hochgelegenen Ort, wenn es sein kann unter einem Baume, der einigermaßen Schatten gibt, damit man in dem Falle, dass Umstände zu längerem Verweilen zwingen, von der Sonne nicht zu arg zu leiden hat. Hier misst man einen Halbkreis ab, der für die Wanderer hinreichend Raum bietet, und umgibt ihn auf der Windseite mit einer starken Hecke aus Baumzweigen. An der Hecke entlang wird der Boden geebnet, Gras und Steine werden entfernt. Durch dünne Baumstämme, welche am Erdboden durch Pflöcke befestigt sind, wird die Streu von dem Feuerherd geschieden, welcher den Halbkreis außen abschließend möglichst groß angefacht und während der Nacht unterhalten wird. Solch großes, gut unterhaltenes Feuer ist in ungesunden Gegenden ein Schutzmittel gegen das Fieber. Unsere Bapedi lagerten nicht mit den Makwamba zusammen, und unsere eigene Schlafstätte wurde als „Moschate“, als Häuptlingssitz, von den übrigen auch nach Möglichkeit abgegrenzt.

Nach beschwerlichen Märschen erreichten wir endlich den aus den Spelunken bei Zoutpansberg kommenden Fluss Lechlabane, an dessen frischem, klarem Wasser wir uns gründlich labten, und kamen drüben wieder in angebaute Gegenden. Etliche Stunden westwärts zeigte man uns den Pisangkop, einen Berg, an welchem der damals in Transvaal vielgenannte Portugiese Albasini wohnte. Dieser Mann hatte die Trümmer verschiedener Makwambastämme um sich gesammelt, hatte sich eine tüchtige Armee gebildet, die mit Schießgewehren bewaffnet war, und regierte so sein eigenes Reich. Manchmal führte er kleine Kriege allein, manchmal in Gemeinschaft mit den Zoutpansberger Buren, mit denen er in ziemlich loser Verbindung stand. Er führte den Titel eines portugiesischen Konsuls und wurde von den Eingeborenen als regierender Fürst angesehen. Sie nannten ihn Soao (aus dem portugiesischen Namen Joao gebildet). Er lebte in seiner umschanzten Wohnung in engem Verkehr mit seinen schwarzen Ministern und, wie behauptet wurde, auch mit seinen schwarzen Zauberern. Es hieß, er konsultierte diese häufig, ganz nach Weise der heidnischen Eingeborenen. Die Leute erzählten viel von seiner Macht und auch von dem Handel, den er mit erbeuteten schwarzen Kindern treibe. Die uns begleitenden Männer von Serobane behaupteten, sie würden von ihm als Feinde behandelt und selbst in unserer Gegenwart getötet werden, weil sie einst zu seinen Untertanen gehörten, dann aber geflohen seien. Jedenfalls war ihnen in dieser Gegend nicht wohl zumute. In der Weise, wie dieser energische Mann sich hier sein Reich geschaffen hatte, sollen am Sambesi viele Portugiesen gehandelt und dann wie er geschaltet und gewaltet haben, was bei der Ohnmacht des portugiesischen Regierungsapparates in jenen Gegenden auch sehr leicht verständlich ist. Wir standen nun an der Grenze des Bawendalandes und waren am Eisenberge, wo die Bawenda für ihre ausgedehnte Eisenindustrie das Erz graben, angelangt. Hoffnung erfüllte unsere Herzen, dass es uns nun mit verhältnismäßiger Leichtigkeit gelingen werde, den Limpopo zu erreichen, denn in diesem bewohnten Berglande hätten wir vermittelst unserer Tauschartikel Nahrungsmittel genug für uns und unsere Leute einhandeln können, als die Pocken unserem Vordringen ein unerwartetes Ziel setzten. Weiber in den Gärten sagten, dass die Krankheit herrsche, und als wir unterhalb eines festungsartig ummauerten Bergdorfes haltmachten, kam von oben dieselbe Nachricht. Sie traf uns schwer, denn wir sahen die Unmöglichkeit ein, weiter vorwärtszudringen. An Umgehen der infizierten Striche war nicht zu denken. Da die Krankheit von Norden gekommen war, mussten wir annehmen, dass bereits alle Stämme von ihr heimgesucht seien. Unsere Leute durften wir der Gefahr, angesteckt zu werden, nicht aussetzen; so mussten wir schweren Herzens den Befehl zur Umkehr geben.

Die Pocken verbreiteten sich weiter nach Süden und machten ihre Erscheinung im Bapedilande ein Jahr später. Da unser Volk zum Teil bereits früher geimpft war und nun auch wieder zu dem Mittel der Impfung griff, fielen der bösen Krankheit hier nur wenige zum Opfer. Desto mehr Leute starben bei solchen Nachbarstämmen, z. B. den Swasi, welche mit dem Impfen nicht vertraut waren.

Unsere Makwamba wären nun am liebsten auf dem kürzesten Wege in ihr Land zurückgekehrt. Sie hatten, wie es schien, wenig Freunde, aber viele Feinde in der Welt. Wir wären lieber den Lechlabane abwärts gezogen und dann am Olifantsfluss aufwärts nach Hause, allein diese Menschen verstanden es, die Ausführung des Planes zu verhindern. Nur mit Mühe gelang es uns, sie zu zwingen, ein wenig weiter östlich mit uns vorzudringen. Wir erreichten den großen Lechlaba einige Tagereisen unterhalb von der Stelle, an der wir ihn oben durchschritten hatten, und kehrten dann, indem wir seinen Lauf und darauf den seines Nebenflusses Letschitele aufwärts verfolgten, zu dem Häuptling Serobane zurück.

Auf dem Rückwege hatten wir zum Jagen mehr Zeit, und an Lust dazu fehlte es uns auch nicht. Denn nicht unsere Leute allein hatten in den letzten Tagen gehungert, sondern wir selbst hatten den Hunger manchmal recht schwer gefühlt. Obwohl manches Stück Wild angeschossen worden war, so waren doch nur Zebras und eine Hyäne wirklich erlegt worden. An letzterer, welche von unseren Bapedi als reißendes Tier verschmäht wurde, erlabten sich die Makwamba, welche erklärten, dass sie so gut schmecke wie ein fettes Schaf. Zebrafleisch aßen auch unsere Bassuto, wir aber waren daran nicht gewöhnt, da

Weißes das Fleisch dieser Tiere wegen seines unangenehmen Geruches ungenießbar finden. Am Feuer geröstet und dick mit Gewürz bestreut, konnten wir es am besten genießen. Die seltene schwarzweiße Antilope hatten wir ziemlich häufig angetroffen, auch Giraffen, deren Anblick den Europäer stets erregt. Von Elefanten sahen wir viele Spuren, manchmal überschritten wir Wege, die sie getreten hatten. An solchen Stellen, wo eine Herde sich getummelt hatte, sah man tiefe Furchen, welche die starken Tiere durch einen Schlag des Fußes in den Boden gewühlt hatten, Bäume, die von ihnen zerbrochen waren, und Losung (Mist), die sie zurückgelassen hatten. Die gewaltigen Tiere selbst sahen wir nicht. Den Spuren zu folgen, hätte uns zu viel Zeit gekostet, denn wir hatten die Reise nicht zu dem Zwecke unternommen, Elefanten zu jagen. Die Barokka sagten, dass die Elefanten im Mai und Juni, wenn die berauschend wirkenden Früchte der Murulabäume reif seien, im Suchen nach dieser Leckerei aus dem Tieflande näher an den bewohnten Strich am Fuße des Gebirges herankämen. Sie seien aber in dieser Zeit gefährlich, weil sie betrunken wären. Rhinocerosse trafen wir nicht, sie schienen diese Gegend bereits verlassen zu haben, obwohl sie sich damals noch häufig in dem unbewohnten Teile von Sekukunis Gebiet fanden. Dort hatte ich schon an Rhinocerosjagden teilgenommen. Freilich mehr in passiver Weise. Denn ein weibliches Tier, gefolgt von einem Kalbe, kam in offenem Terrain so furchtbar schnaubend auf mich angestürzt, dass ich mich hinter einen Baum retten musste, und da mein Gewehr eine zu kleine Kugel schoß, den Leuten die Verfolgung überließ, welche das Junge glücklich erlegten. Ähnlich sollte es mir auf dieser Reise mit dem ersten Büffel gehen, den ich sah. Schon oft hatten uns Buren und Schwarze von diesem furchtbaren Tiere erzählt, dessen Hörner ihresgleichen sonst nicht haben, der an Stärke, Behendigkeit und Wut alle anderen Tiere seiner Gattung hinter sich lässt. Immer wieder waren Weiße und Schwarze bei der Jagd dieses Ungetüms umgekommen. Auch unsere Jäger erzählten viel von den Gefahren, welche sie bei der Büffeljagd bestanden hätten. Kubate, ein tüchtiger Schütze, erzählte, dass er einen Löwen und einen Büffel im Felde tot nebeneinander gefunden habe, sie hätten in wütendem Kampfe einander umgebracht. Alte Büffel greift ein einzelner Löwe nicht an, und an die Kälber wagen sich wilde Tiere nicht heran, wenn die Alten in der Nähe sind.

Wir hatten Spuren von Büffeln gesehen und waren nicht wenig begierig, mit den vielbesprochenen Tieren Bekanntschaft zu machen. Ich lag mit einigen Leuten am Ufer des mit hohem Rohr bestandenen Flüsschens Molotose, als wir oberhalb Schüsse hörten, denen lautes Rufen folgte. „Die Büffel, Büffel!“ riefen wir, sprangen auf und eilten in der Richtung, welche die Schüsse angaben, vorwärts. Fußwege zogen sich in dem Flüsschen hin, aber nicht solche, die von Menschen, sondern die von Elefanten und anderem großem Wild getreten waren; auf diesen Wegen eilten wir vorwärts. Ich war meinen Begleitern voran und wollte eben eiligst in eine Regenschlucht hinabstürzen, als ich plötzlich einen mächtigen Büffelkopf vor mir sah, dessen Träger auf dem schmalen Wege, der hinabführte, aus der Schlucht heraus wollte. Ich sehe den ungeheuren Kopf mit den gewaltigen Hörnern noch heute vor meinen Augen. Schoß ich, so musste ich tödlich treffen, sonst war ich tot, - aber es war kaum Raum mehr für das Gewehr zwischen mir und meinem Feinde. So machte ich unwillkürlich kehrt und floh zwanzig oder dreißig Schritte weit, da stand ein Baum; unter diesem, der doch einigen Schutz bot, wandte ich mich und wollte schießen, aber - mein Feind war, als er oben angekommen war, nach der entgegengesetzten Seite ausgerissen. Er hatte vielleicht ebenso wenig bisher einen Europäer gesehen, wie ich einen Büffel, und war deshalb ebenso vor mir erschrocken, wie ich vor ihm.

Am Lechlaba ruhten wir einige Tage und fütterten uns und unsere Leute auf. Büffel und anderes Wild wurde geschossen, so hatten wir reichlich Fleisch. Wir Europäer konnten die Zungen, das Mark und sonstige bessere Stücke für uns behalten. Das tat uns gut, denn wir lebten fast nur von Fleisch. Wenn wir dazu eine Untertasse voll Reis kochten, dann teilten wir diesen ganz gewissenhaft. Immer von hartem Wildfleisch leben ohne Brot ist schwer. Es entschädigte uns aber die Aufregung des Jagdlebens. An einem Tage fanden wir eine Büffelherde schlafend im Grase. Wir umstellten sie und feuerten dann von allen Seiten. Eine andere Herde traf ich, während ich allein mit einem Schwarzen war; ich lief an die alten Tiere, die halb schlafend Wache standen, bis auf fünfzig Schritte heran und schoß einen

mächtigen Bullen aufs Blatt, dann auch mit dem anderen Lauf auf den Leib, aber die Tiere flohen, starke Schweißspuren zurücklassend. Missionar Nachtigal wurde auf einen Ameisenhaufen getrieben, einer der Leute niedergeworfen, einem anderen das Hemd zerfetzt, einer musste sich auf einen Baum retten. Zwei Büffel aber waren erlegt, von denen einer erst durch die achte Kugel getötet worden war. Ich war an dem Tage auch in Gefahr gewesen, von Eingeborenen angegriffen zu werden. Die wenigen Leute, die in diesen Wildgegenden hausten, waren selbst so scheu wie Wild. Wenn sie uns von ferne kommen sahen, flohen sie eiligst davon. Als ich nun einmal allein durch die Büsche streifte, hörte ich ein Geräusch und bemerkte, als ich aufschaute, eine Anzahl von Männern, welche, durch meinen Anblick überrascht, ihre Traglasten fortgeworfen hatten, aber zugleich, wohl ermutigt durch ihre Zahl, eine drohende Haltung einnahmen. Sie hatten die langen Giftpfeile an die Sehne der Bogen gelegt und waren bereit zu schießen. Ich blieb ruhig, veränderte die Lage meines Doppelgewehres nicht, welches schussfertig in meiner Hand ruhte, und ging, die Feinde im Auge behaltend, ganz langsam weiter. Sie begleiteten jede meiner Bewegungen mit scheuem, wachsamem Blicke, ließen mich aber gehen, etwa so, wie der Jäger einen vorbeispazierenden Löwen vorüberziehen lässt. Die Entfernung zwischen mir und ihnen wurde größer, und ich hatte Gott wieder für eine Errettung aus Gefahr zu danken.

Auch drei Löwen trafen unsere Leute an diesem Tage. Sie belästigten uns nicht. In der Nacht aber hörten wir das klägliche Gebrüll eines Büffels im Rohr des Flussdickichts ganz in der Nähe des Lagers. Es tönte schauerlich durch die Stille, und zwar dauerte dies Gebrüll, wie es uns schien, stundenlang. Am anderen Tage zeigte es sich, dass die Löwen einen Büffel hier zerrissen hatten. Sie hatten wohl, als er kampfunfähig, aber noch nicht völlig tot war, ihr grausames Mahl begonnen.

Die Löwen werden selten dem Menschen lästig, wenn sie, wie es hier der Fall war, inmitten vielen Wildes leben. Desto mehr scharten sich hungrige Hyänen um unser Lager, wohin sie der Duft des vielen Fleisches lockte. Sie fangen gesundes, lebendes Wild kaum jemals, sondern müssen sich mit den Resten der Mahlzeiten der Löwen oder mit dem Töten kranker Stücke Wildes begnügen. Beständig heulten sie des Nachts in den Büschen ringsumher, waren aber vorsichtig genug, sich nicht zu zeigen, da ihre weißliche Farbe im hellen Mondschein ein zu gutes Zielobjekt geboten hätte. Wenn aber die Leute nachts zum Flusse nach Wasser zu gehen hatten, mussten sie ein Rohrdickicht passieren, in dem auch diese feigen Tiere gefährlich werden konnten; da nahmen sie einen Feuerbrand in den Mund, das Wassergefäß in die eine und einen Speer in die andere Hand. Mehrere zugleich sprangen so in das Rohr hinein, leuchtend, schreiend, einer Bande Dämonen gleich, und die Hyänen sprangen und heulten mit ihnen um die Wette.

Endlich brachen wir das Lager ab, kehrten nach dem Krale Seobanes und dann auf dem Wege, den wir gekommen waren, in das Bapediland zurück.

Der eine Zweck unserer Reise war erreicht. Wir hatten das Land erkundet und die dort wohnenden Völker kennengelernt. Als Resultat der Untersuchung hatte sich herausgestellt, dass weitere Fortschritte der Mission über Machakal hinaus von Süden her unmöglich sein würden. Unsere Aufmerksamkeit lenkte sich deshalb auf die östlich gelegenen Gegenden Transvaals, wo das Land noch höher und deshalb fieberfreier war, wo man mit dem Ochsenwagen verkehren konnte, weil sich dort keine Tsetse fand, wo die Buren auch bereits in den Distrikten Waterberg und Zoutpansberg wohnten. Dorthin wendeten sich auch unsere Missionare, nachdem in dem Bapedilande durch Sekukunis Feindschaft der Missionsarbeit ein nur zu jähes Ende bereitet worden war.

Unsere Hoffnung, die Ruinen zu erreichen, war freilich nicht erfüllt worden. Wir hatten aber manche interessante Nachricht über diesen Ort von den Eingeborenen erhalten. Unser Führer Makeritsane war aus dem Banyailande gebürtig. Er sprach von den Ruinen nur mit größter Scheu, die würden heilig gehalten, denn das sei ein Ort der Götter. Wasser sei da in einem Brunnen auf eines Berges Spitze zu finden, aber nur dem quelle es, der zu beten verstünde. Auch in einem Tierbilde finde sich Wasser. Nichts Lebendiges dürfe dort getötet werden. Wolle man von einem Baum einen Zweig abbrechen, so spräche der: „Brich mich

nicht!" Wollte man ein Tier dort schlachten, so spräche es: „Töte mich nicht!" Wenn man dort ein Stück Wild erlege, ziehe man sich schweres Unheil zu. Bis vor etwa fünfzig Jahren hätten dort die Balotse oder Barotse gewohnt, seien aber anhaltender Dürre wegen ausgewandert. Diese Barotse hätten die Gebäude zu verehren gewusst, von den jetzigen Bewohnern der Gegend werde den an der wunderbaren Stätte wohnenden Geistern allerdings auch noch geopfert, aber sie verstünden sich nicht mehr recht darauf.

## JOHANNES WARNECK

Tief im Inneren von Nord-Sumatra liegt der Tobasee und in ihm die Insel Samosir. Mit den mächtigen Bergen, die ihn umranden, und mit den Dörfern und Reisfeldern an seinen Ufern bietet er eines der eindrucksvollsten tropischen Landschaftsbilder. Hier kam im Jahre 1893 der junge Missionar Johannes Warneck an, um auf Samosir als erster eine Missionsstation anzulegen.

Johannes Warneck stammte aus einem evangelischen Pfarrhaus. Er wurde in Dommitsch in der Provinz Sachsen geboren und verlebte in Rothenschirmbach seine Jugendzeit. Sein Vater, der später Professor an der Universität Halle wurde, ist der Begründer der evangelischen Missionswissenschaft, obgleich er selbst nie auf dem Missionsfeld tätig war. In dem von theologischen und humanistischen Traditionen erfüllten Elternhaus wurde der Knabe schon frühzeitig auf die Missionsarbeit hingewiesen. Nach Abschluss seiner Universitätsstudien trat er 1892 in Barmen in den Dienst der Rheinischen Mission und wurde noch im gleichen Jahre seinem Wunsch entsprechend nach Sumatra entsandt. Die Ausreise in das holländische Kolonialland brachte dem jungen, für alle Anregungen offenen Mann eine Fülle von Eindrücken, worüber er auf den folgenden Seiten berichtet.

Dreizehn Jahre lang hat Warneck zunächst als Missionar auf verschiedenen Stationen unter den Stämmen des Bataklandes gearbeitet; dann wurde er als Inspektor in das Heimathaus der Rheinischen Mission einberufen. Als aber der Gründer und jahrzehntelange Leiter der Batakmission, Nommensen, gestorben war, wurde er 1920 erneut nach Sumatra ausgesandt und hat weitere zwölf Jahre als dessen Nachfolger in seinem alten Arbeitsgebiet gewirkt. Schließlich wurde er 1932 zum Direktor der gesamten Rheinischen Mission in Barmen berufen und hat dieses Amt bis zu seinem 70. Lebensjahr im Jahre 1937 innegehabt.

Die Zeitspanne eines Menschenalters, die Warneck unter den Bataks gearbeitet hat, war für dieses Volk eine Epoche tiefgreifender Umwälzungen. Als er zum ersten Mal hinauskam, traf er hier noch die alten Stammesverhältnisse und weithin ungebrochenes Heidentum. Bei seinem zweiten Aufenthalt fand er in Sumatra die Missionsarbeit gefestigt, das Christentum war eine Macht im Lande geworden, stand freilich vielfach auch in lebhaftem Kampf mit dem Islam. Zugleich hatte sich aber auch die europäische Zivilisation in vorher nicht geahntem Maße ausgebreitet. In den Städten gab es elektrisches Licht und Autos ohne Zahl, dazu Zeitungen und politische Parteien. Die soziale Struktur des Volkes begann sich grundlegend zu wandeln. Die einzelnen Stämme, die sich früher überall feindlich gegenüberstanden, schlossen sich zusammen. Es ging ein starkes nationales Erwachen durch das ganze Volk, das sich mehr und mehr gegen die Vorherrschaft der Europäer richtete. So wurden Warnecks Lebenserinnerungen zu einer lebendigen Schilderung jenes gewaltigen Umbruches, in dem die Völker Hinterindiens sich noch heute befinden.

## Ausreise ins Batakland

*Johannes Warneck: Werfet eure Netze aus. Erinnerungen. Berlin, Verlag Martin Warneck 1938.*

Feierlich wurden wir Reisenden in der Vorhalle des Missionshauses wie üblich abgesungen mit dem Liede: „Jesu, geh voran“. Inspektor Schreiber begleitete uns nach Holland, wo wir in Amsterdam von lieben Freunden gastlich aufgenommen und in der lutherischen Kirche verabschiedet wurden. Wir schifften uns ein auf dem „Prinz Alexander“, einem alten Schiff, das uns Landratten erst gewaltig imponierte, dann aber bald seine Schönheitsfehler Stück für Stück in Erscheinung treten ließ. Bei strömendem Regen unter Donner legten wir vom Lande ab. Unser Kasten stampfte in schwerem Sturme durch die Nordsee. Bei günstigem Winde wurden zur Hilfe für die wohl nicht ganz moderne Dampfmaschine Segel gesetzt. Wir waren eine stattliche Reisegesellschaft von zwölf Missionsleuten, die sich im Gegensatz zu den wenig sympathischen Passagieren der zweiten Klasse wie eine Familie zusammenschlossen. Ein Trupp Soldaten für die Kolonialarmee brachte Leben und Unruhe, mehr als uns lieb. Der Raum auf Deck war sehr beschränkt; die Kabinen lagen um den Speisesaal herum, in dem abends und nachts in rücksichtsloser Weise gelärmt wurde. Vor unsern Augen wurden Kühe und Schweine geschlachtet, um einige Stunden später auf der Tafel zu erscheinen. Beim Passieren des Äquators gab's die übliche Taufe des Neptun, wobei es nicht gerade fein herging. Wir sangen viel, und sonntags hielten wir an Deck für alle, die teilnehmen wollten, Gottesdienst. Wir sahen Southampton, Gibraltar, Genua, den Vulkan Stromboli, die imponierende Straße von Messina, den rauchenden Ätna und erinnerten uns der heiligen Männer, die dieses Weges gezogen sind. Mir war die Seereise ein Hochgenuß. Mit Seekrankheit habe ich nicht zu tun gehabt und konnte den leidenden Gefährten Handreichung tun.

Herrlich waren die Sonnenuntergänge im Indischen Ozean, nicht minder die Nächte, wenn der Mond sich silbern im Meer spiegelte. Auf hoher See erlebten wir eine totale Mondfinsternis. Einmal genossen wir Meerleuchten. Wir fuhren wie durch ein Meer von Feuer; die Wellenkämme und die Spur des Schiffes strahlten in brennenden Farben. Es war eine verzauberte Welt. Port Said brachte die erste Berührung mit dem Orient. Bei näherer Bekanntschaft zeigt es sich als einen Ort, wo die Gauner und Spitzbuben aus aller Welt und in allen Farben sich Stelldichein geben, um die unerfahrenen Reisenden zu schröpfen. Man kann sich nicht retten vor aufdringlichen Straßenhändlern, Schuhputzern, Bettlern. Betritt man einen Laden, dann gehen alle guten Vorsätze in die Brüche vor der Suade des gerissenen Händlers. Wer kann auch widerstehen, wenn ein malerischer Araber vor den Damen eine zierliche Stickerei ausbreitet und mit frommem Augenaufschlag treuherzig uns anvertraut: „Ik feiner Kerl!“ Wer öfters den Boden von Port Said betritt, fühlt sich angewidert von dieser Gaunerei. Wir waren aber noch harmlos und dürsteten nach Erlebnissen, so dass wir Freude an allem hatten wie die Kinder am Kasperletheater. Es folgte die eintönige Fahrt durch den Suezkanal mit seinen unbeschreiblich öden Sandufern und dem Blick in eine trostlose Wüste. Hier zogen Maria und Joseph mit dem Jesuskindlein. Im Roten Meer fuhren wir entlang dem erinnerungsreichen Sinaigebirge, und die Gedanken wanderten zu den heiligen Bergen. Hier brütete eine erschlaffende Hitze. Im Indischen Ozean wurde es luftiger. Tagelang nur Wasser und Himmel sehen, das unruhige, geheimnisvolle Meer beobachten, an dem Spiel der Delphine und fliegenden Fische sich erfreuen, welcher Genuss. Die Fahrt von Amsterdam bis Sumatra dauerte sechsunddreißig Tage und wurde mit der Zeit doch eintönig. Endlich kamen kleine, mit Palmen umsäumte Inselgruppen in Sicht, und bald darauf fuhren wir in den zauberhaft schönen Hafen von Padang ein (15. November 1892), vor uns das Land der aufgehenden Sonne.

Die ganze Pracht der Tropen umging uns hier: ragende Palmenhaine am Strande, Gärten mit einer Fülle farbenfroher exotischer Gewächse, malerische Hütten der Eingeborenen inmitten von Bananengärten, das bunte, geräuschvolle Leben fremdartigen Charakters. Das alles nun wirklich zu sehen und zu riechen. Eine Frau, der wir später einmal von Sumatra erzählten,

sagte staunend: „Das gibt es also wirklich? Ich dachte, das stünde nur so in den Büchern!“ Padang war damals der Haupthafen von Sumatra mit lebhaftem Verkehr. Da lebten und lärmten durcheinander Malaien, Niasser, Chinesen, die Händler des Ostens, Hindu, Klingalesen, Araber. Das Auge konnte kaum alles Neuartige aufnehmen. Hier grüßt ein chinesischer Tempel mit geschweiftem Dach und Drachenornamenten, dort eine Moschee mit obligatem Badeplatz; am Fluss die primitiven, aber malerischen Hütten der Niasser. Auf dem geräumigen Marktplatz ein Heer von schreienden Händlern; da kommen Büffelkarren mit Reis, Bananen, Kaffee und Früchten, unter ihnen die übel riechende, dem Liebhaber aber köstlich schmeckende Durian, „die Königin der Früchte“. In Padang ist es sehr heiß; gern nahm man ein erfrischendes Bad, indem man Wasser aus einem Bassin sich übergießt. Missionar Dornsaft bewirtete uns alle in seinem gastlichen Hause. Seine Arbeit galt in erster Linie den Niassern, aus denen er eine kleine Gemeinde gesammelt hatte. Außerdem nahm er sich der europäischen Soldaten an, für die holländische Freunde ein Soldatenheim gestiftet hatten. Man ist in den ersten Tagen wie berauscht von der Lichtfülle, der Farbensymphonie, der verschwenderischen Üppigkeit der tropischen Natur. Das kühlt sich aber bald ab; die Tropennatur spricht nicht zum Gemüt. Aber auch als ich längst kein Neuling mehr war, bin ich gern unter den Palmen Sumatras und Nias gewandelt und habe das Bild der heranrollenden Wogen genossen, die immer wieder zu den Palmen hinstreben, als verzehrten sie sich in Sehnsucht nach ihnen. An manchen Küsten steht eine gewaltige Brandung, deren Wellen haushoch heranrollen, um sich im letzten Augenblick zu überschlagen und am Strande zu verlaufen, ein Bild, in das man sich stundenlang verträumen kann.

Nach wenigen Tagen ging es mit einem kleinen Küstendampfer weiter nach Sibolga, dem Hafen der Bataklande. Die Einfahrt gehört zu den herrlichsten Bildern, die ein menschliches Auge sehen darf. In tiefem Blau die ruhige Bai, bestreut mit üppig grünen Inseln, umgeben von einem Kranz hoher Berge, die bis dicht ans Ufer herantreten. Man blickt auf endlose Wälder, hinter denen man ein Wunderland ahnt. Das Meer belebt von vielen kleinen Kanus und Prauen, die lärmend das Schiff umkreisen, Fracht und Menschen bringen und holen. Glückstrahlend erschienen zwei junge Missionare, die sich nach ihrer Meinung sehr festlich geschmückt hatten, um ihre Bräute abzuholen.

Nun betraten wir die erste batakische Missionsstation, verwaltet von Missionar Schrey. Zweiundvierzig Jahre hat dieser wackere Mann im heißen Sibolga in harter Arbeit ausgehalten. Ein schmuckes Kirchlein bildet den Mittelpunkt des christlichen Dorfes. Die ungewohnte Hitze machte uns anfangs oft schwer müde. Nach wenigen Tagen brachen wir ins Innere auf, auf einem Saumpfade, der das Reiten ermöglichte. Heute führt ein wohl asphaltierter Autoweg nach Silindung, auf dem man Pea radja in zwei Stunden erreicht, während wir zwei stramme Tagestouren bewältigen mussten. Da gab's manche kritische Stelle für die ungeübten Reiter, an Abhängen entlang, über Holzbrücken, die nicht immer in Ordnung waren, bergauf, bergab. Der reichliche Regen hatte weite Strecken des Weges in Sumpf verwandelt. Ein größerer Fluss musste auf halsbrecherischer Hängebrücke überschritten werden, während die Pferde durchgeschwemmt wurden. Unmittelbar vor einem schweren Regenguss sprengten wir am Nachmittag vor das auf halbem Wege liegende Rasthaus in Pagaran Pisang. Das sind andere Regen, als wir sie daheim kennen. Da gießt und schüttet und rauscht es vom Himmel wie mit Kübeln, so dass man bald keinen trockenen Faden mehr am Leibe hat trotz der als wasserdicht gekauften Regenmäntel. Das Reiten ging erst herrlich: Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Welch ein Hochgefühl, auf Rossesrücken die Schönheiten des Weges zu genießen. Die kleinen Pferde klettern unermüdlich und sind auch an schwierigen Stellen zuverlässig. Nach einigen Stunden aber taten alle Knochen weh, und mancher ritt sich durch. Für die Nacht suchte sich jeder eine Lagerstätte auf den Brettern, mit dem Sattel als Kopfkissen. Strahlend ging am Morgen die güldene Sonne über den dampfenden Wäldern auf. Weiter führte nun der Ritt bergauf, bergab durch schier endlose Wälder bis an das Ziel, die Missionsstation Pea radja. Am Rande des lieblichen Silindungtales tat sich eine überraschende Ansicht auf: da lag es vor uns, das weite Tal mit seinen frischgrünen Reisfeldern und Baumgruppen, zwischen denen die Dörfer mit den geschweiften Hausgiebeln sich versteckten. Gegenüber der Berg Atas

barita, als Sitz der Ahnen Wächter des Tales, zur Seite der gewaltige Berg Martimbang, ein erloschener Vulkan. Was haben diese Berge alles gesehen! Wie ein Garten Gottes mutet einen das friedevolle Bild an. Muss da nicht Glück und Freude wohnen? Wir wissen aber wohl, wie es hier noch vor wenigen Jahren aussah, welcher Greuel Zeuge die Berge waren. Heute ist das Tal weithin schon christianisiert, und das Auge erblickt mehrere Kirchlein und Kapellen. Im Vordergrund donnert ein rauschender Wasserfall zu Tal.

Von dem Posaunenchor der Gemeinde Pea radja bewillkommnet, hielten wir unsern Einzug, herzlich begrüßt von den lieben, uns hernach so eng verbundenen Geschwistern Metzler. Ihr Haus war das gastlichste, was man sich denken kann. Wie oft und wie gern bin ich in diesem Heim eingekehrt. Die erste Etappe der Reise war erreicht. Mein Herz war voll Lob und Dank dafür, dass ich gerade in dieser Mission unter so freundlichen und erfahrenen Mitarbeitern meinen Platz angewiesen bekam. Damals ahnte ich nicht, dass schließlich Silindung meine Heimat und Pea radja mein Standquartier werden sollte. Nun aber überstürzten sich die Eindrücke. Ich war jung, und alle Sinne standen offen für alles Große in Natur und Volksleben. Ich tat die Augen auf, betrachtete die reiche Pflanzen- und Tierwelt, studierte die Menschen, besuchte ihre Dörfer, freute mich an den kunstvollen Häusern mit ihren geschnitzten Wänden und geschweiften Dächern. Denn ich gehöre zu den glücklichen Menschen, die staunen und sich verwundern können. Wie lieblich waren die gut besuchten Gottesdienste mit dem kräftigen und reinen Gesang; die blühenden Volksschulen mit den frischen braunen Burschen, die so gut lernten; die Bibel- und Gebetsstunden. Ich machte Bekanntschaft mit intelligenten Lehrern und Predigern, besuchte den aus der Missionsgeschichte bekannten Häuptling Radja Pontas, Nommensens Freund in den schweren Jahren der ersten Kämpfe.

Schüchtern machte ich die ersten Sprechversuche. Wenn ich auch stammelnd zur Not sagen konnte, was ich mir vorher sorgsam überlegt hatte, so fing das Ohr doch noch nicht die schnell hervorgesprudelten Antworten auf. Wir besuchten die Stätten, wo Nommensen sich zäh den Eingang erlaubt hatte, das erste Christendorf Huta dame = Friedensdorf, den Markt Sitahuru, wo die Heiden ihn den Ahnen hatten opfern wollen. Mit Ehrfurcht stand ich unter den großen Waringinbäumen mit ihren Luftwurzeln, die Zeugen jener Entscheidungsstunde gewesen waren. In Pansur na pitu besuchte ich Missionar Johannsen, Nommensens Kameraden in den schwersten Jahren, wo jetzt an der Stelle eines unheimlichen Geisterheiligtums das Seminar für batakische Lehrer und Prediger der jungen Kirche die Arbeiter ausbildet. Viel musste uns Missionar Metzler erzählen von der selbst erlebten Geschichte der ersten Jahrzehnte, von Aufständen und Feindschaft der Heiden, vom Werden der Gemeinde Huta dame, die dann nach Pea radja übersiedelte und die führende Gemeinde der batakischen Christenheit wurde.

Auf den Rat von Inspektor Schreiber machten Bruder Bruch und ich eine Reise nach dem Süden, um vor Beginn der eigenen Tätigkeit möglichst viel von der Batakmission kennenzulernen. In dem südlichen Gebiet von Angkola standen die kleinen Christenhäuflein auf Vorposten im Kampf mit dem Mohammedanismus. Hier war der erste Grund der Mission gelegt, von hier aus erfolgte die Ausbreitung nach Norden. Bei dem anstrengenden Ritte ging uns das Herz auf über all dem Schönen, das sich vor uns ausbreitete. Es ging über hohe Gebirgszüge mit weiten Rundblicken, vorbei an rauschenden Flüssen, durch endlose Wälder. Der Weg war schlecht und voll Löcher. In ein solches versank plötzlich mein Begleiter mit seinem Gaul so tief, dass Ross und Mann nur mit Mühe sich wieder herauskrabbelten und am nächsten Bach sich von Kopf bis zum Fuß waschen mussten. Hernach hatten wir eine schwankende Hängebrücke zu passieren, die nur aus einigen Rotangseilen bestand, auf denen man, vorsichtig einen Fuß vor den andern setzend, sich anklammernd an einen Rotangstrick, nicht ohne Herzklopfen hinüberturnte. Wenn auch nicht hinter jedem Baum ein Tiger lauerte und auf jedem Stein eine Riesenschlange sich ringelte, so gab es doch des Fremden und Exotischen genug. Mit Vergnügen belauschten wir die Affen, die sich zahlreich in den Bäumen tummelten und gewaltig schrien, nachdem der Chorführer Text und Melodie angegeben hatte. Der Urwald hat etwas Unheimliches (später habe ich ihn noch urwüchsiger kennen gelernt): dunkel und muffig die allzeit feuchte Luft,

alle Bäume mit Schlingpflanzen wie mit einem Schleier umkleidet, umgestürzte modernde Baumstämme, Legionen von kleinem Getier, Ameisen in allen Größen, Mücken, Blutegel, Tausendfüßler. Aber keine Vögel. Höchstens dass einmal ein Nashornvogel aufkreischt. Lautlose Stille, ein stummer Kampf, um ans Licht zu kommen, wie ein verhaltener Seufzer der Kreatur. Abends aber wird es laut: da stimmen die Zikaden und allerhand Käfer ihre schnarrenden und kreischenden Instrumente, und ein unheimliches verborgenes Leben regt sich überall. Dem Botaniker muss das Herz aufgehen beim Anblick der Riesenbäume, Kampfer, Weihrauch, Eisenholz, der wundersam gebildeten und gefärbten Orchideen, der Sträucher mit blutroten oder schwefelgelben mächtigen Blüten. Man atmet auf, wenn man wieder in die freie Luft kommt. „Und atmete lang und atmete tief und begrüßte das himmlische Licht.“

In Bungabondar begrüßten wir den ehrwürdigen Veteranen der Mohammedanermision, Schütz, der sein ganzes Leben lang als tapferer Vorkämpfer seine kleine Christenschar geführt hat. Selbst von den feindlichen Moslem geachtet, waltete er wie ein Vater unter den Seinen, immer in der Zeit der kleinen Dinge, während im Norden das Evangelium Siege feierte. Wie trutzige Burgen standen die Gotteshäuser neben den viel größeren Moscheen. Da ist Geduld und Glaube der Heiligen. Wir erquickten uns an den schönen Gottesdiensten der kleinen Gemeinden und durften in manchem Haus Zeugen sein von dem guten christlichen Geiste, der in den Familien lebt. Auch sonst gab es viel zu sehen. Wir besuchten die Schwefelquellen, wo Missionar Hanstein als erster die armen Aussätzigen sammelte und pflegte. In der Nähe sind große Schwefelfelder mit heiß aus der Erde hervorquellendem Wasser. Steigt man den Berg hinauf, so kommt man zu einer ganz eigenartigen Naturerscheinung: Da liegt ein ewig brodelnder und kochender Teich mit schmutzig grauem Wasser. Alle fünf Minuten steigt eine Schlammsäule bis zu zwanzig Meter Höhe auf, steht einen Augenblick still und stürzt dann wieder in sich zusammen. Dabei rollt es dumpf in der Erde. Der Anblick ist so unheimlich, dass unsere braunen Begleiter das Hasenpanier ergriffen. Sumatra ist durch und durch vulkanischer Boden; die meisten Berge sind erloschene Vulkane, denen man nicht trauen darf. Zahlreich sind die kleinen und größeren Erdbeben. Kurz ehe ich ins Land kam, hatte ein Erdbeben stattgefunden, bei dem die Erde sich wie Meereswogen auf und ab bewegte, die Bäume sich neigten und manche Häuser einstürzten. Auch die Moschee in Sapirok war eingestürzt, während die nahe dabei stehende Kirche unversehrt blieb. Kommt das Erdbeben, dann ruft alles: Suhul, suhul, das heißt Schwertgriff, um den unter der Erde gefesselten Drachen, der sich umdreht, daran zu erinnern, dass er gefesselt ist und sich ruhig zu verhalten hat.

Und nun der erste Ritt nach Toba. Es ging über die hochgelegene Steppe mit spärlicher Bevölkerung. Immer gespannter wurden wir, ging es doch dem heiligen Tobasee entgegen, der viele Jahrhunderte von den Heiden als Heiligtum vor neugierigen Augen behütet wurde. Als es drei Missionaren gelang, auf einem kühnen Ritt den ersten Blick auf diesen See zu werfen, mussten sie das Abenteuer beinahe mit dem Leben bezahlen. Unvergesslicher Anblick, als wir, auf der Höhe des Randgebirges angekommen, die weite Fläche des wundervollen tiefblauen Sees überschauten, wie er, umrahmt von gewaltigen Bergen, umsäumt von unzähligen Dörfern, in den Buchten geschmückt mit leuchtenden grünen Reisfeldern, wie ein Juwel zu unsern Füßen lag. Man begreift, dass die Brüder, die als die ersten ihn schauen durften, von Verlangen brannten, in diese Hochburg des Heidentums die gute Botschaft zu tragen, dass sie bereit waren, dafür ihr Leben einzusetzen. Es ist etwas Besonderes um den jauchzenden Sonnenschein in Toba, wenn jeden Morgen eine Flut von goldenem Licht See und Land verklärt, oder wenn am Abend der Himmel seine glühenden Farben der Erde schenkt, dass man meinen könnte, sich in einem Zauberlande zu befinden. Da fühlt man etwas von dem Wort des Psalmisten: „Schon deine Vorhöfe sind lieblich, Herr Zebaoth.“ Toba, etwa neunhundertdreißig Meter über dem Meere gelegen, mit gemäßigttem Klima, ist wie ein Garten Gottes. Man sollte meinen, da wohnten nur glückliche Menschen. Aber wie sah es im schönen Toba aus! Die Missionare fanden bei diesen „glücklichen Naturmenschen“ das wildeste, rohste Heidentum, Mord, Grausamkeit, endlose Fehden, sinnlose Furcht vor Geistern und Zauberern.

Die erste Missionsstation, wo wir einkehrten, war Baiige. Wir trafen es unglücklich, denn Missionar Pilgram war gerade dabei, sein Haus umzudecken. Bei aller Freundlichkeit des lieben Ehepaares konnten sie uns doch nicht behalten. Wir zogen weiter nach Laguboti zu Geschwister Steinsiek, deren Haus mir und hernach auch meiner Frau ein Heim geworden ist, wo wir jederzeit willkommen waren und unendlich viel Liebe und tatkräftige Hilfe gefunden haben. Dem gesamten Mitarbeiterkreis in Toba weiß ich mich zu innigem Dank verpflichtet. Es war wie eine große Familie, die in Leid und Freud zusammenhielt. Da erfüllte sich das Wort Jesu: „Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen.“ Wie ein Patriarch waltete unter uns Nommensen, damals ein Sechziger. Er wurde mir ein väterlicher Freund. Ich durfte ihn beobachten in seinem Umgang mit den Bataks, wie er, immer geduldig und freundlich, immer beherrscht, stets für sie ein Ohr und einen Rat hatte; wie bei ihm kindlich einfältiger Glaube sich verband mit außergewöhnlicher Klugheit, ja mit diplomatischer Gewandtheit und mit zähem Willen, der sich stets durchsetzte, aber ohne Geräusch und Reibung. Nie pochte er uns Jungen gegenüber auf sein Alter und seine Erfahrung. Es ist wohl nie einer Mission so der Stempel eines Mannes aufgedrückt gewesen wie bei ihm. Es eignete ihm eine wundersame Gewalt über Menschen und auch über Tiere. Einst beobachtete er, wie mein lebhaftes Pferd, als ich es besteigen wollte, seine Tänze aufführte. Lachend meinte er, der Reiter müsse Herr über das Pferd sein, ging dann herzu, berührte den Gaul, und sofort stand das unruhige Tier still wie ein Lamm. Bei Krankheiten tat schon die Berührung seiner Hand, auf das kranke Glied gelegt, wohl. In allen Lagen wusste er Rat. Wie oft bin ich zu ihm gepilgert, wenn ich mich in Nainggolan oder Baiige festgefahren hatte, und nie vergeblich, wenn auch seine Ratschläge manchmal etwas wunderlich waren. Es war eine besonders freundliche Führung Gottes, dass ich neben diesem Mentor arbeiten durfte.

Einige Monate brachte ich bei den Geschwistern Pilgram in Baiige zu, um hier mit der Sprache vertrauter zu werden und die missionarische Arbeit kennenzulernen. Also ein zweites Lehrvikariat. Viel Liebe habe ich von diesem Philemon mit seiner herzensguten Baucis erfahren. Pilgram gehörte zu den Missionaren, die die Zukehrung der Massen zur christlichen Gemeinde für verhängnisvoll hielten und versuchten, in der Pflege einer kleineren Schar, die sie für gläubig hielten, ihre Hauptaufgabe zu finden. Aber er konnte es nicht verhindern, dass viele Heiden, die nicht mehr Heiden sein wollten, die Taufe begeherten, den Unterricht besuchten und schließlich aufgenommen wurden. Auswahlgemeinden sind noch nirgends gelungen. Gott wies die Missionare deutlich an, mit dem Netz zu arbeiten, wobei dann auch minderwertige Fische nicht ausbleiben konnten. In Baiige war damals eine Reihe eifriger Ältester, eine Frucht der Arbeit Pilgrams, die sich nicht genug tun konnten, das Heil, das sie erfahren, hinauszutragen in die näheren und fernerer Dörfer, bis über den See hinüber. Unter ihnen ragte hervor der treffliche Laban, der gefördertste batakische Christ, der mir begegnet ist, ein Mann voll brennender Liebe und heiligem Eifer für das Reich Gottes. Ich sollte ihm bald noch näher treten.

Der Vertreter der Britischen Bibelgesellschaft pflegte ab und zu die Bataklande von Singapore aus zu besuchen. Er kam auch gern nach Baiige. Leider verstand er kein Wort Deutsch oder Bataksch, während Bruder Pilgram kein Englisch konnte. Die beiden haben aber tiefgehende Gespräche geführt, zum Beispiel über die Taufe, wobei sie sich allerdings derart verwirrten, dass keiner den anderen verstand und am Ende Frau Pilgram mit ihrer Sprachkenntnis die Knoten entwirren musste. Herr Purdey (so hieß er) hatte unsern treuen Laban als Bibelkolporteur gewonnen. Die beiden konnten sich aber nicht verständigen. Einmal hörten wir, wie Purdey zu Laban sagte: „You are good boy.“ „Nein“, antwortete Laban, „es heißt Laguboti.“ Nochmal: „You are good boy.“ „Nein, Laguboti.“ Dennoch haben die zwei einträchtig miteinander geist und gearbeitet.

Jeder empfängliche junge Missionar in Sumatra ist zunächst überwältigt von dem, was sein Auge sieht: Ich staunte über die jungen Gemeinden, wo bis vor kurzem schwärzestes Heidentum und Unempfänglichkeit herrschte. Damals bahnte sich auch in Toba der Sieg des Christentums an. In Scharen kamen die Heiden zum Taufunterricht. Hin und her wurden

Kirchen und Schulen gebaut, und, was für den ungehinderten Lauf des Evangeliums wichtig war, auch Wege. Die Motive des Übertritts waren gemischt. Bei vielen war es das dunkle Gefühl, dass eine neue bessere Zeit heraufkomme und das Heidentum nicht mehr genüge; oder die Hoffnung, durch die neue Religion vorwärts zu kommen; oder nur der Herdentrieb, den Genossen zu folgen. Aber es gab auch nicht wenige, die das Evangelium vom Befreier anzog, die sich sehnten, erlöst zu werden von der Knechtschaft der Furcht. Es gibt überall Gottsucher. Sie alle kamen unter den Schall des Wortes, und viele sind dann im Taufunterricht und in der Gemeinde in die christliche Wahrheit hineingewachsen. Andere haben enttäuscht und sind wieder abgefallen. Aber die Missionare hatten kein Recht, den Suchenden und Fragenden die Tür eng und den Zugang schwierig zu machen. „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe!“ Der junge Missionar sieht zuerst das Erfreuliche an dieser Bewegung. Hernach kommt die Zeit, wo er merkt, was da noch fehlt, und wie menschlich es auch bei geistlichen Bewegungen zugeht. Die Folge ist dann leicht eine Unterschätzung des werdenden und gewordenen, weil man nicht tief genug sieht, um die Gotteskräfte darin zu erkennen. So erging es mir, als ich zwei Jahre später die Gemeinde Baiige übernahm und zu meinem Erschrecken noch viel Heidentum und sittliche Mängel sichtbar wurden.

Von Baiige wurde nun mein Einzug in Samosir vorbereitet. Samosir ist eine Insel im Tobasee mit etwa hunderttausend Menschen, damals noch kaum bekannt, freies Gebiet, auf das die Kolonialregierung noch nicht die Hand gelegt hatte. Das Merkwürdige an dieser neuen Missionsarbeit war, dass die dortige heidnische Bevölkerung selbst um einen Missionar gebeten hatte, freilich ohne sich der vollen Bedeutung dieses Schrittes bewusst zu sein. Wahrlich ein Zeichen des Umschwungs in den Bataklanden. Hatten doch die ersten Missionare schwer darum ringen müssen, dass man sie nur duldete. Jetzt kamen die Fürsten und baten um Boten des Evangeliums. „Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott“ (Ps. 68,32). Die Regierung verlangte, dass sie sich für Leben und Sicherheit des Missionars verbürgen müssten, was sie willig taten. Eines schönen Tages erschienen die Häuptlinge in großen Kanus und holten außer mir noch einige Missionare ab, damit wir uns Land und Leute ansehen und erkunden sollten, wo der junge Missionar sein Zelt würde aufschlagen können. Das war eine romantische Exkursion. Das Herz voller Erwartung und Hoffnung, betrat ich nach mehrstündiger Fahrt das Land, dem ich das Evangelium bringen sollte. Geführt von den Machthabern, gefolgt von zahlreichen Neugierigen, durchstreiften wir die Landschaften am Strande, wo die meisten Menschen wohnten. Man nahm uns sehr freundlich auf und legte das ganze Land zu unseren Füßen. Ein weißer Mann war hier noch nie gewesen; man verfolgte und beobachtete uns daher mit dem Interesse, das wir beim Anblick einer Negertruppe bei Hagenbeck empfinden. Wunderliche Menschen, diese „Weißaugen“, wie umständlich ihr Essen mit Messer, Gabel und Löffel, staunenswert ihre Feldbetten und Hängematten. Die mussten ja schwer reich sein. Voll Wissbegierde strich ich in den meist armseligen Dörfern herum und versuchte, Brücken zu schlagen zu meinen künftigen Pflegebefohlenen. Die Dörfer waren nach altem Brauch kleine Festungen mit hohem Erdwall und dornenreichen Bambushecken. Abends räumte man uns einen Sopo ein, ein batakisches Haus, das zu Versammlungszwecken und als Herberge dient. Köstlicher als der mangelhafte Schlaf in der Hängematte war am sonnigen Morgen das Bad im kühlen See. Nach wortreichen Verhandlungen mit den Platzgewaltigen entschieden wir uns für die Landschaft Nainggolan. Ein großes Stück Land wurde abgesteckt und damit in Besitz genommen. Der Vogel hatte ein Nest gefunden, dicht am Seeufer mit freiem Blick auf die gegenüberliegenden blauen Berge.

Die nächsten Wochen in Baiige galten den Vorbereitungen zum Umzug. Es wurde Holz gekauft und zurechtgemacht für ein bescheidenes Häuslein als erste Unterkunft. Es fiel aber derart winzig aus, dass Br. Bruch und ich nicht gleichzeitig zu Bett gehen durften, und war so niedrig, dass wir die zudringlichen Ratten auf dem Dachboden an den Schwänzen packen konnten. Bataksche Zimmerleute brachten das Material hinüber und setzten den Palast zusammen. Mit Kennermiene erstand ich beim chinesischen Händler Essgeschirr und Küchengeräte, treu beraten von Mutter Pilgram. Eigentlich war es von der Missionsleitung gewagt, zwei junge, völlig unerfahrene, draufgängerische, mit der Sprache noch schwer

ringende Missionare wie Schafe unter die Wölfe in die Einsamkeit der weltabgeschiedenen Insel ziehen zu lassen. Aber das war Vater Nommensehs Grundsatz: ins Wasser geworfen, lernt man am besten schwimmen. Hatte er es doch selbst so gemacht.

Im April 1893 kam der große Tag, wo die Fürsten Samosirs uns in festlich geschmückten Kanus abholten. Die Donnerbüchsen knallten und die Menge brüllte, als wir uns Nainggolan näherten, wo einige tausend Neugierige sich versammelt hatten. Sie ahnten nicht, was dieser Tag für sie bedeutete, der Anbruch einer neuen Zeit, das Kommen des Reiches Gottes, angenehme Zeit. Missionar Pilgram begleitete uns, kehrte aber andern Tages wieder um. Nun sahen wir uns ganz auf uns selbst gestellt, oder richtiger: auf die gnädige Durchhilfe unseres Gottes, der uns nicht verlassen würde. Frei wie noch nie im Leben, kaum bewusst der eigenen Unerfahrenheit, stolz und froh und doch zugleich bange, nahm ich mein Herz in die Hand und sprang hinein in die dunkle Zukunft. Einige Monate teilte Missionar Bruch mit mir Freud und Leid, bis für ihn der Weg in die Landschaft Uluan frei wurde, für die er bestimmt war.

## MARTIN WILDE

Wer lange Zeit fern von der Heimat in einem fremden Lande lebt, kommt leicht in Gefahr, seine Umgebung einseitig zu sehen. Er mag so ein ausgezeichneter Kenner der besonderen örtlichen Verhältnisse werden, aber er verliert die Möglichkeit des Vergleichens und damit oft die Fähigkeit, die Dinge so zu sehen und zu schildern, dass die Daheimgebliebenen ein verständliches und anschauliches Bild bekommen. Die besten Reiseschilderungen verdanken wir darum meist Männern, die zum ersten Male in ein fremdes Land kamen, aber an Ort und Stelle kundige und erfahrene Führer zu ihrer Verfügung hatten. In dieser Lage befand sich der Inspektor der Berliner Mission Martin Wilde, als er im Jahre 1910 Südafrika besuchte.

Martin Wilde (geb. 1859, gest. 1945) war einer der ersten Studentenpfarrer in Deutschland. 1907 trat er in den Dienst der Berliner Mission. 1910/11 führte ihn eine Studien- und Inspektionsreise nach Süd- und Ostafrika, worüber er in dem Buch „Schwarz und Weiß in Südafrika“ berichtet. Er schuf die Kirchenverfassung für die Kirche der Berliner Mission in Südafrika.

Wilde fand nicht mehr das Afrika, von dem uns die Schilderungen von Casalis und Livingstone, Posselt und Merensky berichteten. Die Zeit der großen geographischen Entdeckungen war abgeschlossen; auch die Pionierzeit der Missionsarbeit im alten Sinne ging ihrem Ende entgegen. Die große Wende in der südafrikanischen Geschichte, der Burenkrieg, war vorüber; es begann eine neue Epoche, der Aufbau eines geeinigten Südafrika. Das Kapland und Natal, der Oranje-Freistaat und Transvaal hatten sich zu der Union von Südafrika zusammengeschlossen. Die Entwicklung der Goldbergwerke und der Diamantminen brachte einen gewaltigen Aufschwung, die Städte wuchsen rasch, und ein immer dichteres Netz von Eisenbahnen überzog das Land.

Martin Wildes Reisebuch gibt eine anschauliche Schilderung dieser veränderten Verhältnisse. Die Zeit der romantischen Reiseabenteuer im alten Stil war vorüber. Wildes Aufgabe war es, eine entwickelte Missionsarbeit in einem fortgeschrittenen Kolonialland zu studieren und darzustellen. Mit sorgfältig abwägendem Urteil verfolgte er diese neue Entwicklung. Das Zusammenleben der Weißen und der Eingeborenen, seit dem Beginn der europäischen Kolonisation das große politische und soziale Grundproblem des Landes, war in ein neues Stadium getreten. In ständig wachsender Anzahl strömten jetzt eingeborene Arbeitskräfte in die Bergbauggebiete und die Industriezentren des Landes und wurden damit Industriearbeiter und Stadtbewohner. Hieraus ergaben sich in ganz Südafrika grundlegend neue Probleme, die auch die Missionsarbeit vor neue Aufgaben stellten.

## Auf Reisen unter Schwarz und Weiß in Südafrika

*Martin Wilde: Schwarz und Weiß in Südafrika. Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission. Berlin, Verlag der Berliner Mission 1913.*

Wer ein Land so bereisen muss, dass er fast jeden Tag den Ort verändert - und das war mein Los in Südafrika -, ist zweifellos der Gefahr ausgesetzt, mit seiner Kenntnis von Land und Leuten stark an der Oberfläche zu bleiben. Wenn er dann noch die Gabe hat, jede Erfahrung fröhlich zu verallgemeinern, so wird seine spätere Berichterstattung gemeingefährlich. Andererseits hat diese Art des Reisens den Vorzug, dass sie in der Tat eine große Fülle von Einzelbeobachtungen gestattet, dass sie die Unterschiede zwischen den einzelnen Gegenden und ihren Bewohnern eindringlich zum Bewusstsein bringt und dass sie den Reisenden in reiche Berührung mit dem ganzen Leben im Land setzt. Wenn man die Gegenwart eines Landes verstehen und überblicken will, muss man seine Geschichte befragen und das Material für eine Übersicht über den derzeitigen Stand zusammentragen. Aber der lebendige Hauch des Lebens schlägt einem nur bei persönlicher Berührung entgegen. Darum bitte ich den Leser, mich ein wenig auf meinen Reisen zu begleiten und sich den Eindrücken mit hinzugeben, die der Reisende auf seinen Wegen empfing.

Wer ältere Reisebeschreibungen aus Südafrika liest, hat mit dem berühmten Ochsenwagen anzufangen, der den Reisenden auf Wochen- und monatelangen Wegen im Wechsel von allerlei Fährlichkeiten und beschaulicher Ruhe zum Ziel bringt. Als ich mich nach zehneinhalbmonatiger Reise im Lande, von Lourenco Marques aus, mit dem „Admiral“ auf den Heimweg gemacht hatte und Musse fand, auch überflüssige Studien vorzunehmen, stellte ich aus meinen Tagebüchern fest, dass ich im ganzen siebzehntausenddreihundert Kilometer auf afrikanischem Boden hinter mich gebracht hatte. Das hätte ich mit dem Ochsenwagen nicht gekonnt. Von den siebzehntausenddreihundert Kilometern hatte ich elftausendfünfhundertsiebenundachtzig mit der Eisenbahn, viertausendfünfhundertsechs auf Wagen mit Maultier- oder Pferdebespannung, zwölfhundert auf Pferderücken und sieben auf dem Ochsenwagen zurückgelegt. Gewiss gibt es den Ochsenwagen noch. Als ich kurz vor Weihnachten 1910 in Heidelberg (Transvaal) war, habe ich eine ganze Kolonne von Ochsenwagen nach der Stadt fahren sehen. Die Buren, die die Festtage in dem „Dorfe“ verleben und an den Gottesdiensten teilnehmen wollten, brachten so nach väterlicher Weise ihre Familienhotels mit. Aber im ganzen nördlichen Transvaal und in Natal hat das Ostküstenfieber die Rindviehbestände fast vernichtet, und was noch vorhanden ist, darf die, meist eingedrahtete, Farm nicht verlassen. In der Kapprovinz, in Oranje und dem südlichen Transvaal macht die Eisenbahn dem Ochsenwagen Konkurrenz. Jedenfalls habe ich meine Reise mit der Eisenbahn begonnen und in ihrer zweiten Hälfte fast ausschließlich mit ihr bewerkstelligt.

Ich stieg in Kapstadt ein, um nach Johannesburg zu fahren. Die Spurweite der afrikanischen Eisenbahn ist schmäler als die unsrige. Man muss deshalb auch die Wagen etwas schmäler bauen, und dabei hat der Seitengang in den Durchgangswagen die Kosten zu tragen. Er ist so schmal, dass man sein Handgepäck vor sich her balancieren muss und jedermann ins Abteil zurücktritt, wenn ein Reisender den Gang passiert. Es ist mir immer wunderbar gewesen, dass ältere Burenfrauen ihn überhaupt passieren können, ohne gleich beim ersten Versuch festzusitzen. Ist der Gang unbequem, so ist das Innere des Abteils umso bequemer. Breite, ledergelastete Sofas in der ersten, etwas schmalere und etwas härtere, aber gleichfalls lederbezogene Sofas in der zweiten Klasse. Für die Nacht dürfen nicht mehr als vier Personen im Abteil erster und nicht mehr als sechs im Abteil zweiter Klasse untergebracht werden. Die dritte Klasse in den gewöhnlichen Zügen ist fast ausschließlich für Eingeborene bestimmt. Nur hier und da habe ich später einmal auch Abteile dritter Klasse mit der Überschrift „Europeans“ gesehen. Die Farbigen sollen im Allgemeinen nicht in den ersten beiden Wagenklassen fahren. Die Eisenbahn bietet deshalb wenig Gelegenheit, mit

ihnen in Berührung zu kommen. Doch habe ich einmal eine schwarze Dame unbehelligt in der ersten Klasse fahren sehen.

Der Zug arbeitete sich in die Berge hinein, deren Gipfel - es war Juli, also südafrikanischer Winter - mit Schnee bedeckt waren. Mühsam und langsam keuchte er den wunderschönen Hexriverpass hinauf. Die Steigungen auf den südafrikanischen Bahnen sind steiler, die Kurven schärfer als bei uns. So fährt man langsamer und hat Zeit, die mächtigen Berge oben, die steilen Senkungen unten und die schönen Farmen in den Tälern zu bewundern. Wir waren noch nicht auf der Höhe angekommen, als die Nacht hereinbrach. - Es gibt, wie ich zuverlässig weiß, in Deutschland Leute, die an die zweckmäßige Verwendung wollner Sachen in Afrika nicht glauben. Ich wünschte, sie erlebten einen Winterabend und eine Winternacht mit wie diese. Sie würden niemandem mehr erzählen, dass Wolle für Afrika völlig unangebracht sei. Man wird im Zuge zu Hause. Zur Hauptmahlzeit am Abend, zum Frühstück am Morgen, zum zweiten Frühstück am Mittag, zum Tee am Nachmittag wird gerufen; und wenn man es wünscht, wird einem schon morgens um sechs Uhr Tee oder Kaffee ins Abteil gebracht. Gegen neun Uhr abends erscheint ein Schwarzer und macht die bestellten Betten zurecht. Einige Griffe, und aus den Wänden entwickeln sich obere Bettböden. Wer nicht einen Pelzkaroß mit sich führt und für sich selbst die Lagerstätte bereitet, lässt sich von der Bahn ein Bett geben und zurechtmachen — es kostet, in angenehmem Gegensatz zu Deutschland, nur 2,50 Mark - und bald schläft, was im Abteil vorhanden ist. Ich habe trefflich geschlafen in den südafrikanischen Zügen.

Die erste Nacht war bald herum. Die afrikanische Sonne, die es auch am Wintertage gut meint, brannte warm durch die Fenster. Das Bild draußen hatte sich geändert. Wir waren in der Karroo. Ich habe neun Monate später das südliche Kapland mit seinen fruchtbaren Ebenen, schönen Bergzügen und herrlichen Bergpässen bereist und wieder, wie diesmal, den Gegensatz empfunden. Südafrika hat nicht ein Klima, sondern fünf oder, wenn man will, sechs. - Da liegt die weite Fläche. Dort in der Ferne ein Kopje, da ein Plattberg. Das spärlich bewachsene Land ist nicht ganz unfruchtbar. Von Zeit zu Zeit taucht eine Farm auf, ein Camp mit Straußen, in regelmäßiger Folge die Reste der Steinschanzen aus der Kriegszeit, und dann beginnt dieselbe Bilderreihe von neuem. Die Sonne steigt Stunde um Stunde; ein Kopje, ein Plattberg, eine Farm, Steinschanzen. Die Sonne geht an dem westlichen Himmel hinab, es ist merklich heiß geworden im Wagen: ein Camp, eine Farm, eine Steinschanze, Fläche, Fläche, Fläche usw. - Am späteren Nachmittag rollt der Zug schneller. Es geht bergab, dem Oranje zu. Die Karroo ist passiert.

Jenseits des Oranje dehnt sich im Westen die Ebene von Griqualand-West aus. Ich bin später eine Strecke in das Land hineingekommen. Es ist durchaus keine Wüste. Aber an diesem Abend, wo ich über die weite, weite Fläche mit ihrem wintergrauen Gras hinsah, schien es mir eine Wüste, eine trostlose Wüste zu sein. Die Sonne sank tiefer, da änderte sich das Bild. Indem sie sich dem Untergang zuneigte, goss sie Ströme roter Strahlen auf das graue, tote Land. Und es wurde lebendig und glänzte in wunderbarer Pracht und Schönheit. - „Gott ist doch der größte Künstler“ sagte einmal ein Freund zu mir. Ich habe öfters in Afrika daran denken müssen. Es sind nicht so oft die intimen Wirkungen des kleinen Landschaftsbildes, als die großen Wirkungen des Gesamtbildes, hervorgebracht vor allem durch die Sonne, die Lichtfluten über Lichtfluten hinabschüttet auf das Land, die Einöde vergoldet oder, wie hier, in Purpur taucht, die grüne Flur lachend macht und um die Berge blaue Schleier legt. Ich kann es verstehen, dass die Südafrikaner in Deutschland Heimweh bekommen nach dem Sonnenlicht ihrer Heimat. Es gehört zu dem Lande, wie der Ruf der Turteltaube, der vom Limpopo bis ins Kapland erklingt.

Es war dunkel geworden draußen. Da flammten andere Lichter vor uns auf: die elektrische Beleuchtung der Bergwerksanlagen von Kimberley und Beaconsfield. Wir fuhren in die Diamantenstädte ein. Unsere Missionare besuchten mich während des längeren Aufenthaltes im Zuge, „grüßten“ mich, wie der Afrikaner sagt. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und fuhr in die Nacht hinein. Ich habe an diesem Abend lange am Fenster gestanden. Zum ersten Male sah ich Grasbrände, wie sie die Bauern entfachen, um entweder dem jungen Graswuchs oder dem Pfluge, der über das Land gehen soll, Raum zu

verschaffen. Mächtige Flammenlinien walzten sich über die Ebene wie Heeresfronten, die dem Feind entgegenrücken. Auch ein Wahrzeichen Südafrikas! Ich habe es in der Folge oft und noch schöner und großartiger gesehen als an diesem Abend, aber es hat kaum wieder einen so starken Eindruck auf mich gemacht. - Wir hatten allgemach das Hochfeld erreicht, das sich mir bei Nacht schöner präsentierte als später bei Tage.

Die Hochfläche von Oranje und Südtransvaal - eigentlich nur in Transvaal Hoogeveld genannt - stellt den dritten Typus südafrikanischen Klimas und südafrikanischer Landschaftsbilder dar. Gesunde Luft, im Winter sehr starke Unterschiede in den Tag- und Nachttemperaturen, fruchtbare, unbewaldete Ebenen oder lange Geländewellen. Die afrikanischen Freunde in jener Gegend, die ihr Land lieben, mögen es mir verzeihen: das Hoogeveld mag sehr fruchtbar sein, reiche Weiden haben und keine Pferdekrankheit, aber die Landschaft ist verzweifelt langweilig. Wenn man, wie ich später getan habe, zu Wagen weite Strecken in ihr zurücklegt und man fragt nach dem Ziele, so bekommt man wohl zur Antwort: „Net achter die bultje“ (gleich hinter dem Hügel da). Man fährt eine Stunde und hat den ersten unsäglich langsam ansteigenden und unsäglich langsam abfallenden Hügel genommen. Ein neues „Bultje“. Wieder eine Stunde. Ein drittes, vielleicht ein viertes. Endlich liegt in der Ferne das Ziel vor einem: „Net achter die bultje.“ - Das ist schwer. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen kamen wir Johannesburg näher. Die ersten Städte am Witwatersrand, dann in schneller Folge ein Stadtbild nach dem anderen. Dazwischen der Blick auf die Bergwerksanlagen. Immer geschlossener wird die Stadt. Wir fahren in Park-Station ein, bekannt in ganz Südafrika unter dem kurzen Namen „Park“.

Johannesburg ist in Ansehung des Lebens, das sich in ihm entwickelt, eigentlich keine afrikanische Stadt, sondern eine Weltstadt. Angehörige aller überseeischen Kulturvölker strömen in ihr zusammen, und Vertreter zahlloser Eingeborenenstämme Afrikas treffen sich in ihr zu gemeinsamer Arbeit. Wenn man nach Germiston hinausfährt, sieht man die mächtigen Leitungen der elektrischen Kraftzentrale. Sie sind gebaut und werden in Betrieb gehalten von Siemens-Schuckert. Wie die Arbeitskräfte international sind, so auch die Kapitalien, die hier zusammenströmen. Umgekehrt hat die Johannesburger Goldproduktion Bedeutung für die ganze Welt. Aber zunächst befruchtet sie Südafrika und greift mit ihren Wirkungen tief in die ganze Entwicklung des afrikanischen Lebens ein. Stadtanlage und Umgegend zeugen von der Schnelligkeit und darum Ungleichmäßigkeit, mit der alles entstanden ist, aber auch von dem Reichtum, der sich hier auswirken kann. Hier eine Prachtstraße mit modernsten Häusern, schönen Monumentalbauten, tadelloser Pflasterung. Die Parallelstraße mit bescheidenen Gebäuden und mit höchst primitiver, wenn überhaupt irgendeiner Pflasterung. Hier die Geschäftsstadt, in der sich Weiß und Schwarz vor den großen Schaufenstern und in den Läden zusammenfinden, die Restaurationen und die Vergnügungslöcher, die sausenden Elektrischen; drüben auf der Höhe von Kensington die vornehme Ruhe des zum Teil mit fürstlicher Pracht gebauten Villenviertels, in das das Automobil in schnellster Fahrt den Geschäftsmann nach getaner Arbeit trägt. Von hier aus ruht der Blick auf dem herrlichen „Sachsenwald“, den der Reichtum am Fuße der Villenstadt aus dem afrikanischen Boden hervorgezaubert hat. - Reichlicher Vorortbahnverkehr verbindet die Reihe der Vorstädte mit Johannesburg, auf dessen verhältnismäßig kleinem Gleiskörper außerdem die Fernzüge von allen Himmelsrichtungen einlaufen. Wer Bahnfahrten in dem Kohlenrevier Bochum-Dortmund-Essen-Gelsenkirchen usw. kennt, der hat etwa ein Bild des Johannesburger Bahnverkehrs, nur dass hier die gewaltigen künstlichen Berge, die die Bergwerksindustrie erzeugt, nicht schwarz, sondern silbergrau sind. Es ist das zu Staub gemahlene Gestein, dem auf chemischem Wege sein Goldgehalt entzogen worden ist. Der Windhauch, der über diese Berge streicht, wirbelt silberne Wolken in die Luft. - Ich bin das erste Mal nicht lange in Johannesburg gewesen. Bei meinem späteren ausführlichen Besuch hatte ich Gelegenheit, auch eine Minenanlage zu besichtigen. Diesmal nahm ich nur an einer Konferenz teil, machte einen mehrtägigen Ausflug in das Rustenburger Gebiet der Hermannsburger Mission und, eilte dann dem Norden zu, um meine eigentliche Visitationsarbeit zu beginnen.

Mich führte eine Nachtfahrt von Johannesburg nach Pietersburg. Dann war ich für einige Monate im eisenbahnfreien Gebiet. Am zweiten Tage stand der mit sechs Maultieren bespannte Wagen bereit zur Fahrt ins Land.

Wie gut habe ich es doch gehabt, dass ich auf Missionswegen reisen durfte. Immer wieder nach dem Umgang mit Engländern und Buren und nach dem Verkehr mit den Farbigen eine deutsche Heimat im Missionarshause! Ohne dass ich mich selbst darum hätte bekümmern müssen, stand am Morgen der Wagen bereit oder standen die gesattelten Pferde vor der Tür. Auf dem Wege fand sich, dass alles bis ins Kleinste vorbedacht war, und für mich wurde - manchmal mehr als nötig, aber wohltuend - gesorgt. Wurde in den Häusern christlicher Eingeborener oder in Kraalen, im Freien, zur Nacht logiert, so haben mich die Missionare oft dadurch beschämt, dass sie für mich die denkbar mögliche Bequemlichkeit beschafft hatten und mich zwangen, sie anzunehmen, während sie mit hartem Lager vorlieb nahmen. Und welch ungeheurer Gewinn, dass ich mit Männern zusammen die Eingeborenengebiete bereisen durfte, die besser als irgendwelche anderen Weißen im Lande Leben und Denkart der Eingeborenen kennen! - Ich drücke ihnen allen dankbar die Hand. Ihre Liebe hat die Lasten fortgenommen, die das Äußere einer solchen Reise dem Wanderer auferlegt, und hat die Steine aus dem Wege geräumt, der zu dem Ziel der inneren Erfolge führen sollte.

Es ging ins Buschfeld der Hochebene, nördlich Pietersburg, hinein, in dem mich dreizehn Tage lang der Wagen durch das Gebiet mehrerer Stationen führen sollte. Der erste Tagesweg war nur kurz.

Es folgte auf unserer Station Kreuzburg die erste Nacht, die ich in Afrika auf dem Lande verlebte. Ich habe den Eindruck, dass das Schweigen der Nacht in der ländlichen Einsamkeit Afrikas noch mächtiger ist als bei uns, darum aber auch noch angreifender. Ich las später auf der Heimfahrt nach Deutschland das Buch von O. Schreiner „Peter Halket the trooper of Mashonaland“. Peter Halket, ein Söldner, der im Dienst der Chartered Company einen Zug gegen die Eingeborenen in Maschonaland mitmacht, hat sich von der Truppe verirrt und eine Nacht auf einem Kopje zubringen müssen. Seitdem zeigt er ein verändertes Wesen und kämpft gegen manches üble Tun, das er früher ohne Besinnen mitgemacht hatte. Zwei Kameraden sprechen darüber, und dabei gibt der eine eine Schilderung der nächtlichen Einsamkeit im Buschfeld und ihrer Wirkung. Was er über die Wirkung sagt, lässt sich kurz zusammenfassen in den Worten: „Das kommt von jener Nacht. Sei eine Nacht unter diesem Himmel, in dieser Einsamkeit allein, und du wirst entweder verrückt oder fromm.“ Ich habe das Wort unmittelbar verstanden und habe bewundert, wie meisterhaft der Verfasser mit ihm die Empfindung charakterisiert, die die Nacht im Buschfeld in dem Neuankömmling auf afrikanischem Boden weckt.

Die Fahrt auf dem Maultierwagen ist lustig. Ich sehe sie noch vor mir sitzen: den Kutscher, der die Zügel des Sechserzuges handhabt, und neben ihm den Treiber, der die lange Peitsche in kurzen Pausen knallen lässt und die Tiere mit Namensanruf ermuntert. „Effie“, „Muffle“, - ein Peitschenknall, und die Tiere rennen unverzagt. Man kommt schnell mit ihnen „über den Weg“, wie der Afrikaner sagt. Es wird scharf gefahren, aber nicht lange. Zwei bis drei Stunden, dann ist die Wasserstelle erreicht. Es wird ausgespannt. Die Tiere werden gekniehlfert, getränkt und können grasen. Einer der Farbigen bindet den Kessel unter der hinteren Wagenachse los und holt Wasser. Der andere sucht Feuerungsmaterial zusammen und zündet an, und es wird Kaffee gekocht, vielleicht auch den mitgebrachten Essvorräten zugesprochen, jedenfalls aber Kaffee getrunken. Die Freuden eines Luxusmahles sind nichts gegen das Behagen des Kaffeetrinkens auf dem „Uitspanplek“ (Ausspanplatz). Eine Stunde, dann geht's weiter, wenn nicht die Maultiere anders beschlossen haben. Sie sind unsichere Kantonisten. Ich sah an einem Morgen, wie wir aufbrechen wollten, eine Reihe von Farbigen auf den „Klippen“ stehen und interessiert in die Gegend lugen. Warum? Drei von unseren Maultieren hatten sich davongemacht. Sie sind nach drei Tagen friedlich in ihren heimatlichen Ställen wieder eingetroffen. Wir aber mussten mit den drei Getreuen weiter, und der Weg wurde sandig.

Es gibt viel zu sehen und zu beobachten: die Termitenhaufen, an denen wir vorüberfahren, die dichten Gebüsche von Kaktusfeigen, ja, und dann auch ein menschliches Wesen. Es begegnet uns ein Eingeborener und grüßt uns: „Morena!“ Wir erwidern den Gruß. Ein Trupp Frauen zieht, die wassergefüllten großen Töpfe auf dem Kopf, von einer Wasserstelle kommend, an uns vorüber. Wir passieren eine kleine Eingeboreneniederlassung, hören die regelmäßigen Takte einer Trommel und gewahren beim näheren Zusehen, dass sich eine Reihe von Männern in gleichmäßigem Tanzschritt im Kreise bewegt. Da zeigt sich eine große „Stadt“, angeklebt an den Fuß eines Steinhügels. Es gibt unablässig Veranlassung, die landeskundigen Begleiter zu fragen und sich von ihnen Auskünfte und Erklärungen geben zu lassen. Ein Trupp von Wanderern begegnet uns, das Bündelchen mit der Decke für die Nacht am Stock auf der Schulter tragend, ärmlich gekleidet. Sie gehen nach Johannesburg, um Geld zu verdienen. Oder es begegnet uns einsam ein phantastisch mit allerlei Plunder behängter Mann. Es ist ein Zauberdoktor, der sich auf dem Wege befindet. Einmal habe ich die Leute herumlaufen sehen, die im Auftrage des Königs das Feld medizinieren, d. h. den Fruchtbarkeitszauber für das zu bestellende Ackerland anwenden mussten. Als wir das Gebiet des nächsten Häuptlings passierten, lag ein Stab quer auf dem Wege. Er sollte bedeuten: „Der Regen möge sich von deinem Gebiet wenden und in mein Gebiet kommen!“

Es holt uns ein Bur zu Pferde ein. Er grüßt und sucht wissbegierig zu erkunden, mit wem er es zu tun hat und woher und wohin des Weges? Er reitet weiter, und unser Wagen fängt an, sich langsamer durch das Buschfeld zu bewegen. Es ist Sandboden, und die Sonne ist hoch gestiegen. Vor uns liegt das weite Feld, bedeckt mit zahllosen großen und kleinen Dornbüschen verschiedenster Art, vom kleinsten Gesträuch bis zu mächtigen Bäumen. Ein Trupp Perlhühner läuft durch das Gebüsch. Wilde Tauben flattern hier und da in den Kronen der Bäume auf. Es wird heißer und stiller. Ein Schakal schleicht über den Weg, bleibt in kurzer Entfernung vom Wege ruhig stehen und sieht uns vorüberfahren. „Da, da ein Sekretaris!“ Der mächtige, Schlangen jagende Vogel, der vor der Flinte des Jägers durch Gesetz geschützt ist, stampft mit den Füßen auf den Boden, indem er sich mit kurzen, schnellen Flügelschlägen hebt und wieder fallen lässt. Wir steigen vom Wagen und gehen näher. Der Vogel fliegt auf. Da liegt die Puffotter im Sande, noch nicht ganz tot, aber tödlich zertreten. Wir kehren zurück und fahren weiter. Am Horizont heben sich Berge und Kopjes: im Westen der Rita, im Nordwesten die Blauberger, im Norden die Zoutpansberge in schönen Linien und wundervoller blauer Färbung. Langsam verschieben sich die großen Bergkulissen. Die Sonne brütet über dem schweigenden Buschmeer, aus dem ein eigener, aromatischer, aber stickiger Duft aufsteigt, und unter dem Dach des Wagens wird es heiß. Es wird Zeit, dass wir ausspannen und in Schatten kommen.

Das ist das Buschfeld. Ich habe immer den Eindruck gehabt: „Dies ist das eigentliche Afrika“, und wo ich später auf meinen Reisen im östlichen Tiefland Nordtransvaals, in Sekukunisland, in dem mittleren, hügeligen Teil Natal's Buschfeld wiederfand, war es mir afrikanisch heimatlich.

Einen ersten Einblick in den fünften Typus des südafrikanischen Landschaftsbildes (das Bergland) gewann ich, als ich zu kurzem Aufenthalt in die schönen Blauberger hineinkam. Fruchtbarer Boden, immer fließende, reiche Wasserläufe und hier - in den Tropen - eine paradiesische Vegetation: mächtige Apfelsinenbäume, hohe Bananenstauden, Bambusgruppen usw. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass sich die eigentlichen Bergländer Südafrikas nur durch den Himmelsstrich unterscheiden, unter dem sie liegen, ob in den Tropen, wie die Blauberger und die Zoutpansberge, im subtropischen Gebiet, wie das Medinger Bergland und die Holzbuschberge, ob im gemäßigten Klima, wie die Drakensberge in Südtransvaal und in Natal. Die Linien und Formen sind dieselben, Fruchtbarkeit und Wasserreichtum sind dieselben.

In Blauberger hatte ich zum ersten Male ein Zusammentreffen mit einem Häuptling, und zwar mit dem in ganz Südafrika bekannten Maloboch, den die Buren, nachdem sie ihn im Kriege überwunden hatten, sechs Jahre in Pretoria gefangen gehalten haben. Ich habe im weiteren Verlauf der Reise eine große Reihe solcher Unterredungen gehabt, die teils dem höfischen

Zeremoniell gemäß, teils formloser verliefen. Fast immer war ich sonst der Besuchende und hatte mich vorher feierlich anmelden lassen. Diesmal war Maloboch mit dem Thronfolger und seinen Räten zusammengekommen, um mich in Blauberg zu besuchen. Die Unterhaltung verlief in den strengsten Formen. Zu Malobochs Rechten ich; rechts von mir mein „Mund“, der Missionar; links vom Könige der Thronfolger - wir vier auf Stühlen sitzend; in einem Kreise, der bei dem Thronfolger ansetzt und bei dem Missionar schließt, auf der Erde hockend, die Räte, die „Münder“ des Häuptlings. Ich spreche einige Worte der Begrüßung und erkläre den Zweck meines Kommens. Mein Mund wendet sich zu dem ihm zunächst sitzenden Mund des Königs. Der verneigt sich, leise mit den Händen klappend wendet er sich seinem rechten Nachbarn zu. Der nimmt mit denselben Höflichkeitsbezeugungen die Botschaft in Empfang. So geht es weiter von Mund zu Mund, bis die Worte dem König gesagt werden. Das ist eine ziemlich umständliche Prozedur, und eine Unterhaltung wie die unsrige, die in 15 Minuten hätte beendet sein können, dauert 1½ bis 2 Stunden. Aber für den Häuptling hat dies Verfahren, wenn es sich um wichtige Entscheidungen handelt, die er treffen soll, offensichtlich seine großen Vorteile. Er versteht nach dem ersten Dolmetschen und hat Zeit zu überlegen, was er antworten will, bis nach vielfacher Wiederholung der letzte ihm die Botschaft ausrichtet. Nun, unsere Unterhaltung behandelte nicht große Staatsgeheimnisse. Bei meiner zweiten Ansprache ermahnte ich ihn, der Predigt des Wortes Gottes freie Bahn in seinem Volk zu lassen. In der dritten und vierten antwortete ich auf seine Fragen nach Deutschland. Endlich war der offizielle Empfang erledigt, und ich durfte mich durch Vermittlung des Missionars noch ungezwungen mit der schwarzen Hoheit etwas unterhalten. Ähnlich verliefen später meine Audienzen bei dem Wandahäuptling Tschewasse und bei manchen anderen. Sie verloren an Förmlichkeit, sobald ich es mit Häuptlingen zu tun bekam, die von der europäischen Kultur schon etwas mehr beleckt waren, namentlich in Südransvaal. Es fehlte gelegentlich nicht an belustigenden Szenen. - Ganz modern gesinnt äußerte sich die Königinmutter in Sekukuniland, die augenscheinlich eine Frauenbewegung gegen die geheiligten sozialen Ordnungen ihres Stammes hervorrufen wollte. Sie beklagte sich nachdrücklich über die Faulheit der Männer, die nicht hacken wollten und die dann noch unzufrieden wären, wenn die hackenden Frauen, die den ganzen Tag in den „Gärten“ sein müssten, sie nicht genügend mit Essen versorgten. - Mit herzerfrischender Offenheit redete mich eine andere alte Dame an, die heidnische Mutter eines christlichen Häuptlings. Sie äußerte, als sie mich begrüßte, sehr vergnügten Gesichts einige Worte, die alle in Heiterkeit versetzten. „Was hat sie gesagt?“ fragte ich den Missionar. „Du bist die Glatze“, war die Antwort. Was sollte ich darauf erwidern? Der Wahrheitsbeweis für ihre Behauptung war vor jedermanns Augen.

Als ich nach Bowenda kam, hieß es zum ersten Male die Wagenfahrten aufgeben und zu Pferde steigen, um in dem Gebirge, das nur wenige wirklich gut ausgebaute Straßen hat, vorwärts zu kommen. Auch später bin ich nur im Gebirgsland - im Holzbusch und östlich davon in Sekukuniland - tagelang zu Pferde gewesen. Ich will keine Betrachtungen darüber anstellen, dass es nicht so einfach ist, mit 50 Jahren seine ersten kavalleristischen Übungen zu machen - ich bin aber meinem Reitlehrer in Berlin dankbar, dass er mir vor der Reise wenigstens die Elemente der Kunst noch beigebracht hat -, auch nicht über die Verschiedenartigkeit der Rosse, und dass es barmherziger ist, auch dem Anfänger in der Kunst ein frisches Pferd zu geben als ein sanftmütiges, das aber nur noch auf steifen Beinen durch die Gegend stapft. Aber zweierlei will ich doch aussprechen. Zunächst will ich meiner Bewunderung Ausdruck geben für die Pferde in Bowenda. Alle Pferde in Nordransvaal, die als vollwertig gelten, unterscheiden sich von den unsrigen dadurch, dass sie „gesalzen“ sind, d. h. die südafrikanische Pferdekrankheit überstanden haben. (Darum gibt es auch so wenig Pferde im Lande, und man benutzt sie meist nicht als Zug-, sondern nur als Reittiere.) Die Pferde in Bowenda aber unterscheiden sich außerdem auch von ihren afrikanischen Geschlechtsgenossen dadurch, dass sie zwei Naturen haben. Im Tal sind sie gewöhnlichen Pferden gleich und können sich brav strecken; wenn es aber Berge hinauf- und hinabgeht, offenbaren sie Katzen- und Ziegennaturen, wie man will; sie klettern wie diese Tiere. Als es das erste Mal einen Berg von einem ganz ungewöhnlichen Böschungswinkel hinuntergehen sollte, dachte ich: mich soll es wundern, wo und wie die Pferde hier den Abstieg

bewerkstelligen werden und ob sie nicht einfach streiken werden. Aber siehe da, es ging. Vorsichtig Schritt für Schritt. Jetzt eine richtige Felsplatte. Das Pferd zieht die vier Füße auf dem kleinen Raum zusammen, sondiert ein wenig mit vorgestrecktem Hals und steht mit allen vier Füßen auf der nächsten Platte. Auf ein wenig Rutschen kommt es unter Umständen auch nicht an. Lass ihm seinen Willen, und es trägt dich mit völliger Ruhe Bergwege hinab und hinauf, die du für absolut gar keine Wege hältst. Ich habe nachher erklärt: „Gebt mir solch ein Pferd in Berlin, und ich will die drei Treppen zu meiner Wohnung hinauf- und hinabreiten, obwohl ich kein alter Reiter und erst recht kein Kunstreiter bin.“

Es läge nahe, noch über einige Reisegebiete besonders zu sprechen. Namentlich das reizvolle Natal mit seiner alpinen Landschaft im Westen, seinem buschbestandenen Hügellande in der Mitte und dem östlichen Küstengürtel mit dem feucht-heißen Klima, in dem Zuckerrohrplantagen gedeihen und die Palmen im Freien wachsen wie im Inlande erst nördlich der Zoutpansberge wieder, könnte zu weiteren Landschaftsmalereien Anlass geben. Aber ich will den Leser nicht durch geographische Schilderungen ermüden. Ich will vom Reisen reden und nicht von Landschaften. Eins aber muss ich aus Natal erwähnen. Mit den gefürchteten vollen Flüssen habe ich glücklicherweise auf der Reise fast nie zu tun gehabt - es wäre auch schlimm für mich gewesen, denn überflüssige Zeit hatte ich nicht -, aber in Natal habe ich einmal einen vollen Fluss getroffen und mich amüsiert über die originelle Art, in der man sich zu helfen weiß, wenn „das Wasser abkommt“. Ein Drahtseil war über den Buschmannsfluss gespannt. An einer darauf laufenden Rolle hing eine kleine Kiste, die gerade Raum für vier nebeneinandergelegte Menschenbeine bot. Während die nackten Schwarzen die Pferde durch den vollen Fluss ritten, setzten wir uns einzeln, jedes Mal mit einem Eingeborenen zusammen, in die Kiste, und er zog uns an dem Drahtseil hinüber.

Ein Kapitel vom Reisen will ich noch besonders behandeln, das für den Reisenden nicht ohne Wichtigkeit ist und in dem er die Leute im Lande auch kennen lernt. Das Kapitel trägt die Überschrift „Nachtquartiere“. Ich gedenke der freundlichen Aufnahme bei Holländern und Engländern, der interessanten Abendstunden bei dem Eingeborenenkommissar Mr. Harries in Pokwane, der behaglichen deutschen Häuser der Herren Mülke und Salzmann im Oranjefreistaat, des Herrn Zunckel in Beaulieu in Natal und vieler anderer. Von dem Missionarhaus will ich hier nicht reden, das spare ich mir für später auf. Aber nicht immer habe ich in den Gastzimmern europäischer Häuser logiert. Es gab auch andere Nachtquartiere.

Als ich zur halben Nacht in Ennersdale ankam - unser Zug hatte starke Verspätung gehabt, da ein entgleister Zug, der die Strecke sperrte, aus dem Wege gebracht werden musste -, war der Wagen, der uns abholen sollte, weggefahren. Wir suchten in der Dunkelheit das einzige Hotel des Ortes auf, gingen hinein und suchten, bis wir endlich den Hausdiener fanden. Er hörte unser Begehren, zündete schweigend ein Licht an und führte uns den Korridor zurück, den wir gekommen waren. Als wir uns wieder draußen auf der Veranda befanden und erwarteten, dass er uns ein Zimmer zeigen würde, teilte er uns lakonisch mit, dass jeder Raum im Hause besetzt sei und - ließ uns im Freien. Diesmal ging es noch gut. Mein Begleiter kannte den Bahnhofsvorsteher und klagte ihm unser Leid. Der räumte uns, da der kleine Warteraum von einem jungen Burenehepaar besetzt war, sein Büro ein, gab uns Postsäcke als Matratzen und Kopfkissen, und in unsere Mäntel gehüllt schliefen wir prächtig. Gute Herberge habe ich im Hause manches schwarzen Gastfreundes gehabt. In der Regel waren es die Häuser unserer christlichen Helfer auf den Außenstationen. Es ist mir rührend gewesen, wie sie ihr Bestes taten, dem Gast von jenseits des Meeres jede Bequemlichkeit zu bieten. Schöne Abende habe ich in diesen Häusern verlebt. Wenn das Huhn verzehrt war, das der Wirt gebracht hatte, die farbigen Besucher sich zurückgezogen hatten und nur hier und da noch ein Gespräch oder ein Lied von draußen hereinklang, dann begann bei dem Lichte von ein paar Kerzen, die auf dem Tisch festgeklebt waren, die Unterhaltung mit dem Missionar über die Erlebnisse des Tages, über diesen und jenen, den wir am Tage gesehen hatten, über Altes und Neues in der Gegend. Endlich wurde das Bett aufgesucht. Für mich war stets eine Bettstelle da. Decken und Kissenbezüge waren sauber. Ich habe in etwa 18 Helferhäusern geschlafen. Nicht einmal habe ich mit den wilden Tieren geringerer Größe zu

tun gehabt, die man in Afrika mehr fürchtet als Löwen und Leoparden. Nur einmal schien meinen Begleitern die Sache bedenklich. Sie fragten unseren Wirt aufs Gewissen. Seine Antwort war: „Für die Betten garantiere ich, aber dafür, dass euch in der Nacht aus dem Strohdach nichts auf den Kopf fällt, kann ich keine Bürgschaft übernehmen.“ So nahmen wir unsere Decken und machten uns auf dem Fußboden der Kirche ein Lager zurecht, wie wir es sonst oft taten, wo kein Helferhaus vorhanden war. - Zweimal habe ich Nachtquartier in kleinen, von Schwarzen verwalteten Kaufläden auf dem Lande gehabt. Auch da wurde mir eine Bettstelle besorgt, die mitreisenden Missionare aber machten sich zu meiner Verwunderung ein Lager auf dem Ladentisch zurecht, und wirklich, es ging auch.

Nachtquartiere auf dem Wagen und Quartiere in kleinen ländlichen Hotels habe ich kennengelernt - ein Wirt war ein deutsch sprechender Jude, deren es als Kaufleute eine große Zahl in Südafrika gibt -, aber die schönsten Herbergen auf dem Lande waren die wenigen, die ich in Bowenda unter freiem Himmel beziehen durfte. Die Schwarzen schnitten trockenes Gras und polsterten damit das Lager auf der Erde. Auf diese primitiven Matratzen wurden Decken gebreitet, ein mächtiges Feuer wurde angezündet, das bis auf den Morgen vorhielt, und nach dem Abendessen, der manchmal lange ausgedehnten Abendunterhaltung und der Abendandacht streckte man sich zur Ruhe unter den Bäumen. Zweimal haben wir unter einem riesigen Baobab (Affenbrotbaum) genächtigt. Das eine dieser beiden Quartiere ist mir in besonders erfreulicher Erinnerung. Wir hatten uns in der Länge des Weges etwas getäuscht. Die Sonne ging unter. Es war gegen sieben Uhr abends und stockdunkel, als wir die Pferde einen steilen Weg hinaufführten und endlich oben in dem Kraal des Tschanganhüptlings in Tschifawowe anlangten. Trotz der späten Stunde wurden wir freundlich aufgenommen. Der Herr des Kraals geleitete die Tiere mit zur Tränke, die wegen der möglichen Begegnung mit Krokodilen und Leoparden mit geladenen Gewehren aufgesucht wurde. Er lieferte uns Holz, verkaufte uns Mais für die Pferde, und wir durften unseren Lagerplatz in dem Kraal unter dem Baobab zurechtmachen. Als ich ihm nach aller Hilfeleistung für die gastliche Aufnahme dankte, erwiderte er: „Meine Stadt ist deine Stadt.“ - Nun, seine „Stadt“ war, wie ich am nächsten Morgen sehen konnte, zwar wundervoll auf einem hohen Felsen oberhalb des Lewuwu gelegen, zählte aber nur wenige Hütten. Seine Höflichkeit war anerzogene Höflichkeit, aber doch war sie nicht nur eine Höflichkeit des Wortes, sondern auch der Tat.

Ich habe mich der Gastfreundschaft in englischen, holländischen und deutschen Häusern dankbar erfreut. Gern denke ich zurück an den schönen Abend, den ich als Gast im deutschen Klub in Pretoria verlebte, an die „Reception“ (Empfang), die mir in Kimberley die Geistlichen und Missionare der verschiedenen Kirchen und Missionsgesellschaften bereitet hatten, an die Stunden auf dem herrlichen Sitz des Herrn Schumacher in Johannesburg, von dem aus wir den schönen Sachsenwald und weit ins Land hinein bis zu den Machaliesbergen schauten, und an manche andere reiche Gastlichkeit. Aber besser und freundlicher konnte es keiner mit mir meinen, als es in den Worten des heidnischen Motonga zum Ausdruck kam: „Meine Stadt ist deine Stadt.“

## BRUNO GUTMANN

Im Jahre 1848 erblickten die Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt als erste Europäer den gewaltigen Schneegipfel des Kilimandscharo. Die Berichte, die sie darüber nach Hause schickten, wurden zunächst fast überall in Europa mit Zweifel, ja vielfach mit höhnischem Misstrauen aufgenommen. Dass in Afrika unmittelbar unter dem Äquator ein Berg dauernden Schnee und Gletscher tragen kann, erschien damals auch ernsthaften wissenschaftlichen Kreisen kaum glaubhaft. Selbst Alexander von Humboldt befand sich unter den Zweiflern, ließ sich jedoch nach einer persönlichen Aussprache mit Krapf von der Richtigkeit der Beobachtungen überzeugen. - In den folgenden Jahrzehnten wurde der Kilimandscharo das Ziel zahlreicher Forschungsreisen; doch erst 1889 gelang es dem Leipziger Geographen Hans Meyer, den 6.000 Meter hohen Gipfel zu bezwingen.

An den Hängen dieses mächtigen Berges wohnt das Bantuvolk der Dschagga. Im Jahre 1893 hat die Leipziger Mission hier ihre Tätigkeit begonnen. Einer der ersten Missionare, die zu Anfang des neuen Jahrhunderts auf dieses Arbeitsfeld geschickt wurden, war Bruno Gutmann. Gutmann wurde im Jahre 1876 in Dresden geboren. Er erhielt seine Ausbildung im Leipziger Missionsseminar und wurde 1902 an den Kilimandscharo entsandt, wo er mehr als drei Jahrzehnte unter den Wadschagga gelebt und gearbeitet hat. Wie kein anderer Europäer erwarb er sich in tief eindringender Arbeit eine umfassende Kenntnis dieses Volkes, seines Stammeswesens, des Geistes- und Seelenlebens, der soziologischen Verhältnisse und seiner Rechtsanschauungen. In zahlreichen Werken legte er die Ergebnisse seiner Forschungen nieder, so u. a. im „Dichten und Denken der Dschagganeger. Beiträge zur afrikanischen Volkskunde“, im „Volksbuch der Wadschagga. Sagen, Märchen, Fabeln und Schwanke, den Dschagganegern nacherzählt“ und in den beiden umfangreichen wissenschaftlichen Werken „Das Recht der Dschagga“ und „Die Stammeslehren der Dschagga“. Durch diese Arbeiten hat die Wissenschaft ein vielseitiges und eindrucksvolles Bild von dem Volkstum der Wadschagga bekommen.

Das Eindringen der europäischen Zivilisation hat die afrikanischen Eingeborenen vielfach aus ihren alten Familien- und Stammesbindungen gerissen, ohne ihnen einen entsprechenden Ersatz dafür geben zu können. Auch die Mission hat sich in früheren Jahrzehnten bei ihrer Arbeit von diesem Fehler nicht ganz frei gehalten und kam deshalb mitunter in den Ruf, im Grunde ein Pionier der europäischen Kolonialwirtschaft zu sein. Gutmann weist demgegenüber eindringlich darauf hin, wie notwendig es ist, von den ursprünglichen Lebenszusammenhängen der Eingeborenen soviel wie möglich zu bewahren und für den Aufbau eines volksorganischen Gemeindelebens nutzbar zu machen.

## Durch den Bergwald des Kilimandscharo

*Bruno Gutmann: Das Dschaggaland und seine Christen. Leipzig, Verlag der Evang.-luther. Mission 1925.*

Der Kilimandscharo ist ein zweigipfelter Gebirgsstock, der in seinem höchsten Gipfel, dem gletscherumpanzerten Kibo, 6.000 Meter Höhe erreicht. Mit ihm durch den in Montblanc-Höhe laufenden Plateausattel verbunden, erhebt sich der kleinere Kimawensi oder Mavenge genannte Gipfel. Kibo bedeutet der Scheckige, weil aus seinen Eis- und Schneefeldern die grauen Felsenmauern hervorschauen, und Mavenge heißt: der Schartige, Schrundige, denn sein Gipfel ist ein nacktes Felsengerippe, das in unersteigbare Zinnen auseinanderklafft. Dieses gewaltige Gebirgsmassiv ist von einem breiten Aufschuttkegel rings umkleidet und bis weit hinauf durch Steppenvegetation und blütengeschmücktes Buschwerk bestanden, wo der Mensch nicht umgestaltend eingriff.

Auf seiner Südseite aber sitzt in einer Höhe von 1.100 – 1.800 Meter, das bedeutet also vom Steppenrande bis an den Saum des oberen Bergwaldes, das Volk der Wadschagga und hat durch seine betriebsame Ackerwirtschaft, durch die Bedürfnisse seiner Viehhaltung und seiner Gewerbe diesem Teil des Gebirges durchaus den Stempel einer Kulturzone aufgeprägt. Das Siedlungsgebiet der Wadschagga wird immer mehr ein einziger großer zusammenhängender Bananenhain, über den hinaus sich nur die Kronen jener Steppenbäume als Glieder und Zeugen ehemaliger Wildflora erheben, die auch schon im Kampfe mit den Buschgenossen geringere Eigenkraft gut durch größere Schmiegsamkeit, schwammige Schnellwüchsigkeit und reichere Vermehrungsmöglichkeiten ausglich und so auch hier das Heer der Schmarotzer vermehren, das des Menschen herrische Willkür aus dem Tier- und Pflanzenreiche sich zu ungerufenem Gefolge gewinnt.

Nur die tiefsten Täler, welche zugleich Landschaftsscheiden waren, lassen noch jetzt Steppenflora und Hochgebirgspflanzen ungetrennt sich begegnen. Denn auch da, wo busch- und baumbestandene Gründe jetzt die Landschaften durchziehen, zeugen verkümmerte, verlorene Kulturbananen und verwilderte Drazänengehege davon, dass hier schon die Natur unter dem Joche des Menschen lag, den Krieg und Hunger - vor Jahrzehnten erst - dann wieder vertrieb.

Aber unter dem Schutze der Weißen erholen sich die Wadschagga schnell und gewinnen durch Neusiedlung und vermehrte und ausgedehntere Ackerbestellung jährlich mehr von dem verlorenen Boden zurück. Immer größere Bedeutung gewinnen darum auch wieder die offenen Lebensadern des Landes, seine von den Vorfahren angelegten großen Kanäle, die mit bewundernswerter Sicherheit und Geschicklichkeit vom Berglande her an den Talwänden entlanggeführt werden und sich dann in den Bananenhainen und Feldern verästeln.

Mit hellem Schwatzen kam uns auch eine solche Wasserader entgegengeflossen, als wir, von der Missionsstation Nkarungo in Ostmadschame ausgehend, die letzten höchsten Bananenhaine der Wadschagga verließen und nun in die Farnkrautzone eintraten, die einige hundert Meter hoch ist und in oft stundenlanger Breite den eigentlichen Berghochwald von der Kulturzone trennt.

Noch gehen wir auf den Eingeborenenpfaden. Aus den flechtenbewimpelten Waldwänden vor uns steigen hier und da dünne, blaue Rauchsäulen auf. Dort sind Dschaggaköhler an der Arbeit, die für das Schmiedegewerbe nötigen Holzkohlen zu brennen. Wir selber aber wandern noch zwischen dem mannshohen Adlerfarn, der mit graugrünem Schimmer das ganze Vorwaldgelände überkleidet. Nur niedrige dunkle Strauchgruppen punktieren den Teppich. Aber zwischen den krautigen Farnstengeln, die der Sonne nicht wehren können, wächst lichtdurstiges Heidekraut und drängt sich als lieblicher Saum an den schmalen Weg. Wie ein trauriger Gruß der Heimat sieht es mit seinen überaus zarten und kleinen Blütenrispen uns an. Die robustere weißblühende Erika aber hat sich ganze Plätze freigekämpft und

gleich mit ihrer geschlossenen Zypressenform im haltlosen Wedelmeere den Wacholdergruppen im Schmerlengrase der Kiefernwälder.

Männer und Frauen begegnen uns mit schweren Holzlasten auf dem Kopfe. Andere bündeln am Wege die Farnwedel in lange Traglasten zusammen, denn damit belegen sie den Boden ihrer Hütten und polstern sie ihre Schlafstätte.

Beim Aufwärtssteigen stößt unser Fuß unversehens an große Baumwurzeln, die noch unzerstört aus dem schwarzen Erdboden hervorschauen. Die starken Stümpfe bezeugen uns, dass auch hier einst der Hochwald ragte und dass die Menschen höher siedelten, die ihn niederschlugen. Die älteste Wohnstätte der Madschamehäuptlinge liegt über der gegenwärtig bewohnten Landschaft, und im Buschrande des Moschi-Urwaldes hat Missionar Raum die breiten, meterhohen Ringmauern von Höfen entdeckt, deren Erbauer kein Name mehr nennt. Furcht vor Feinden hat sie in diese kargere und kältere Gegend emporgetrieben. Als sie durch Verschmelzung mit tüchtigeren Volkselementen selbstbewusster wurden und in die wärmeren Striche niederstiegen, überließen sie Felder und Wiesen wieder der beraubten Natur. Und nun ersah das Farnkraut seinen Augenblick, denn die unmittelbare Entfaltung aller Kraft im günstigen Zeitpunkte und das geduldige Zuwarten darauf ist die Stärke des Schwachen. Jahrzehnte- und jahrhundertlang führt der Adlerfarn ein unbedeutendes und lichtbetrogenes Dasein, nur eigentlich in seinem Wurzelfilze lebend und wachsend, bis ihn Sturz und Vernichtung der Großen segnet und er alle aufgesparten Lebenskräfte mit einem Male in schwächtigen und strohigen Stengeln nach oben jagen kann, gierig sich die Alleinherrschaft auf dem freigewordenen Platze erwuchernd.

Aber der Wald würde sich vom Berge her und aus den Flusstälern empor wieder erneuert haben, auch auf dem durch Sonnenbrand und Regenwäsche verelendeten Boden, wenn nicht die Eingeborenen durch alljährlich erneuerte große Brände allen Waldanflug im Keime ersticken. Hoffentlich kann durch die nun auch am Kilimandscharo eingerichtete Forstverwaltung dieses sinnlose Treiben nachdrücklicher als bisher bekämpft werden. Vielleicht gibt sich ihr auch Gelegenheit, in diesem Farnmeere Parzellen aufzuforsten als Hilfspunkte für eine natürliche Wiederbewaldung. Denn Schaffung und Vergrößerung eines Waldbestandes ist eine Hauptnotwendigkeit für die Kolonie.

Die zum Teil außerordentlich gute Bewässerung des Kilimandscharogebirges ist nicht durch die Schmelzwässer der Schneehaube und der Gletscher des Kibogipfels allein bedingt. Die von dort oben her durchsickernden Quellen würden nicht ausreichen, den Kulturbestand einer einzigen Landschaft zu erhalten. Sondern der von 1.900 Meter hoch und stellenweise viel tiefer ansetzende dichte Urwald, der in seinen Baumheidebeständen bis weit über 3.000 Meter an den Bergwänden emporklettert, ist das gewaltige Wasserhaus und die nicht genug zu segnende Vorratskammer der edelsten Gottesgabe unter dem Äquator. Hier entstehen alle Bergbäche, die in den zahlreichen tiefen Schluchten zur Steppe hinunterstürzen und die Kanäle der Wadschagga füllen.

Das konnten wir unmittelbar spüren, als wir endlich den Waldrand erreichten und aus der schattenlosen Farnzone in seine kühle Dämmerung eintraten. Nicht nur Schatten erquickte uns, sondern der außerordentlich hohe Feuchtigkeitsgehalt der Pflanzendecke verbreitete ein fröstelndes Behagen. Schon vor dem geschlossenen Walde grüßten uns als vorgeschobene Posten flechtenbehartete, sturmzerzauste Bäume und belebten unser Waldverlangen. Aus den Talsenkungen hoben sich uns auf meterhohen schwarzbraun umschildeten Stämmen die riesigen und doch so zarten Wedel des Baumfarn entgegen, und eine gewaltige Kilimandscharo-Lobelia stand mit ihrem grünenarbnen Stamme und der hohen Kolbenspindel, die die Blüte enthält, auf einer Erhöhung vor dem Waldtore, so stramm, als sei sie die lammfellmützensgeschmückte Schildwache vor einem Königsschlosse. Unsern Dschaggabegleitern aber war sie das Bild der Faulheit, denn so gerade stehe unter den Menschen nur, wer sich der Arbeit entschlägt.

Aber im Walde selbst, in dieser hier unten noch so drängenden üppigen Lebensfülle, die doch zugleich in rastlos erbittertem Kampfe um Sonne und Atem alles so unentwirrbar

durcheinander geschlungen und geschoben hat, bleibt das Auge erst am Kleinen und Lieblichen haften. Zwischen dem Heere der Kräuter und Gräser drängt sich eine Fülle lachender, sonderbar geformter Balsaminen an den Weg: purpurrot mit gelben Tupfen die einen, einfarbig karmesinrot die andern. An sumpfigen Stellen treffen wir Riesen ihres Geschlechtes, 1½ Meter hoch und im Bau unsern Gartenbalsaminen ähnlicher, aber ihre weißen Blüten haben einen eigentümlichen Geruch. Eine noch größere Überraschung wird uns, wenn wir den Spender des süßen Duftes festzustellen versuchen, der diesen ersten Wald erfüllt. Es sind die hellen Girlanden einer zierlichen Begonie, die sich überall an den moosumspinnenen Lianen und Stämmen emporrankt. Riechende Balsaminen und duftende Begonien, fast will es in Deutschland noch niemand glauben.

Baumfarnzone wird dieser erste, untere Teil des Bergwaldes genannt, denn der Baumfarn beherrscht zuerst eine Stunde tief das Waldbild. Von ½ Meter Höhe bis zu acht Metern empor stehen sie in allen Etagen neben- und übereinander. Ihre geraden, schuppigen Stämme sind von Luftwurzelnnetzwerk umsponnen und bieten Moosen und grauen Flechten einen bequemen Siedlungsort. Die Riesenwedel aber Schilden sich übereinander und lassen den Himmel nur wie ein zartes blaues Gitterwerk hindurchfallen. Märchenhaft genug ist der Anblick besonders dort, wo sich unter dem Einfluss wildverworrener, moosumspinnener Lianen phantastische Grotten unter diesem duftigen Farnwedeldache gebildet haben. Eine unsagbar schöne Vollmondnacht habe ich einmal hier erlebt. Auf dem schmalen, wurzelüberzogenen Wege stand das Zelt mitten unter dem Gewirr der hohen Baumfarne und moosgepolsterten Schlingpflanzengrotten, über denen sich nur vereinzelt Bäume erhoben. Das magische Mondlicht verwandelte alles in einen Zaubergarten, und der Eindruck wurde noch gesteigert, als viele Zikaden auf den Büschen zu rufen begannen. Das klang wie ein lautes, warnendes „Pst, Pst!“. Bald fingen auch die Baumschliefer an zu schnalzen, und von nahen und fernen Bäumen klang es „scheckdigex ex ex“ die ganze Nacht hindurch.

Allmählich nahm dieses Märchenreich ein Ende, und wir betraten den eigentlichen Hochwald: prächtige Laubbäume von geradem, starkem Wuchse, das junge Holz überall in Familienverbänden beieinander und darunter. Dazwischen überall noch mannshohe Sträucher, Brombeerranken und Baumfarnfamilien. Noch einmal heften wir den Blick voll Teilnahme auf diese moosigen Farnbäume. Und da beseelt sich für uns auch ihre äußerliche Schönheit. Mitten im harten Daseinskampfe zeigen sie uns den Friedens- und Helferbund zweier schwacher Geschöpfe. Die nach oben sich abspreizenden Schuppen der braunen Stämme fangen das Wasser für die unzähligen Luftwurzeln der Pflanze auf, und Moose und Flechten nehmen gern den ihnen dabei so bereitwillig gebotenen Haltepunkt und Unterschlupf an, und mit ihrer Gabe, die Feuchtigkeit der Luft und ihre nährenden Elemente auch ohne Nebel- und Regenbildung zu assimilieren, dienen sie auch dem freundlichen Wirte und zahlen ihm mit Wasser und der Luft entrissenen Nahrungsstoffen den Bundeszins, ganz ungeachtet dessen, was nur äußerlich an mineralischen Bestandteilen an ihnen hängenbleibt und dem Farn zugute kommt.

Aber an den steiler werdenden Hängen zeigt sich uns nun überhaupt ein gesunderes, freigewordenes Pflanzenleben.

Der Weg führt steil auf einem Grate nach oben, - in mühseliger Arbeit durch Dr. Jäger gefunden, der zum Studium der Gletscher zum ersten Male einen Anstieg durch diesen Wald geschaffen hat, - rechts und links stürzen tiefe Täler ab, an deren Hängen sich allmählich auch der Cusobaum zeigt, mit eschenartig gefiederten Blättern geschmückt und einer glatten, platanenartig sich abblätternen Rinde am Stamm. Und von seiner Krone hängen in Hunderten die roten Blütentrauben herab, wie riesige Syringenbüschel geformt. Sie spielen in der Arzneikunde eine bedeutende Rolle und konnten bisher nur aus Abessinien bezogen werden. Hier sind sie bis jetzt nur ein lieblicher Schmuck zwischen Flechten-grau und dunklem Blattgrün der Wipfelflächen. Über gestürzte modernde Baumstämme und heimtückisch im Moose verborgene Wurzeln geht es auf schmalen Pfade immer steiler nach oben. Unsagbar still ist es. Nur manchmal hört man ein Wässerlein zu Tal plätschern.

Sträucher und Gräser verlassen uns mehr und mehr, und allmählich tritt das Moos immer üppiger die alleinige Herrschaft auf dem Boden an. Und die Baumfarne klettern nur noch in den geschützten Tälern an den Seiten des Aufstiegs mit.

Dafür kommen uns schon die Erikabäume entgegengestiegen: Riesen ihres Geschlechtes bis zu 30 Zentimeter Stammdurchmesser und einer Höhe bis zu zwölf Meter. Sie mischen sich mit den Laubbäumen und den Bergwaldkoniferen. Denn auch eine Konifere ist hier vertreten und macht uns den Wald noch anheimelnder. Es ist eine Podokarpusart mit weidenartigen schmalen Blättern. Ich sah herrliche Exemplare. Wie eine Tanne stieg der Stamm kerzengerade in die Höhe, ganz glatt bis zur obersten pyramidalen Krone, die ganz und gar von Bartflechten umspinnen war, die zierlich im Winde wehten. Bei etwa 2600 Meter Höhe nehmen uns schon reine Erikabaumbestände auf, und Podokarpus und Cusobaum behaupten nur noch die Talgründe.

Und dieser mittlere Erikabaumwald ist nun wieder eine Welt für sich mit ganz eigenartiger und zauberhafter Schönheit. Die Baumfarnzone hatten wir Märchenwald genannt. Als ich später noch einmal bis hierher mit einer Missionsfamilie den Aufstieg machte, fand die kluge neunjährige Martha für diese schweigende, sonderbar heimliche Welt den Namen und nannte ihn den „verwunschenen Wald“.

In dem Erikabaumwald steht Baum an Baum, von oben bis unten dick mit braungrünem Moose umhüllt, das sich an vielen Stellen in drei- bis vierfachen Ringen auswulstet, und der Boden ist mit schwellenden Moospolstern überdeckt, und aus dem Dämmer des Waldes grüßt hier und da eine leuchtende rote Gladiole. Zwischen den Stämmen sieht man sonderbare Moosessel, zu denen sich die Stümpfe umgebrochener Bäume verwandelt haben, weil sich auf ihnen eine breite überhängende Mooskolonie niederließ. Lässt man sich aber zum Sitzen einladen, dann geschieht es wohl, dass man überrückt mit dem Sessel ins Moos purzelt und sich erschrocken umschaute, ob nicht ein schadenfrohes Zwergengesicht zwischen den Stämmen hervorlacht. Bis an die Knöchel sanken wir nun in das Moos ein und gingen wie auf schwellenden Polstern. Stellenweise war es edelweißfarbenes Sternmoos, so dass wir uns schon der Illusion hingeben konnten, in weichem Schnee zu wandern.

Am späten Nachmittag erreichten wir endlich unser erstes Ziel, das von uns so genannte „Heidelager“ - durch Dr. Jäger angelegt - in einer Höhe von 2.700 Meter. Es ist eine kleine, waldumschlossene Blöße.

Wir schlugen unser kleines Askarizelt auf, das, eigentlich nur von eingeborenen Soldaten benutzt, an der Eingangsseite keinen Schutz und Abschluss hatte und gerade für uns drei Europäer Raum zum Schlafen bot.

Die Träger bauten sich aus Erikabaumzweigen Schlafhütten, die sie mit dicken Moospolstern überdeckten, so dass es jedenfalls wärmer und behaglicher darin war als in unserm Zeltchen. Das Moos ließ sich in großen und dicken Lagen vom Boden ablösen, ohne zu zerreißen. Wir bauten uns auch Moosbänke aus ihnen, die, mit Decken überkleidet, einen herrlichen Sitz boten. Vor jeder Hütte wurde nun ein Feuer unterhalten, denn es begann empfindlich kühl zu werden. Ein dicker Nebel stieg uns nach, und bald umhüllte uns das tiefste Schweigen in diesem Walde. Da wurde das lustig flackernde Feuer der beste Tröster für schwarz und weiß. Und als wir uns so am Feuer wärmten und drehten, damit jede Körperseite zu ihrem Rechte komme, gab ein Dschagga ein Rätsel auf: „Was ist das Schönste im Urwalde?“ Und die Lösung war: „das Feuer“. Auch die andern bedauerten, dass sie dieses schöne Brennholz nicht unten im Lande hätten. Erikaholz ist so kienig und harzig wie das beste Föhrenwurzelholz. Wie Wasser floss das Harz aus den brennenden Scheiten und entwickelte große Blasen, an denen die Flammen gierig leckten.

Wir gaben am Abend alle Decken an die Leute aus, so dass jeder Mann drei Stück bekam, dazu auch Strümpfe an die Füße, so dass sie nicht erfrieren konnten. So haben sie ganz vergnügt die Nächte verbracht, ohne über Kälte zu klagen. Unsere offene Zeltseite schützten wir durch vorgelegte Erikaäste. Das mutete dann ganz weihnachtlich an, wenn man von seinem Mooslager aus sah, wie zierlich und klar sich das Blatt- und Astwerk vom Scheine

des Feuers im Hintergrunde abhob. Das Laubwerk dieser Erikabäume ist genau so beschaffen wie unsere Strauchheide.

Es lohnt sich auch in dieser Höhe, auf die kleine Flora zu achten. Da fand ich zwischen Moos und Farnen ein herrliches Vergissmeinnicht, größer und schöner als heimisches Sumpf Vergissmeinnicht; weiße Glockenblumen nickten mir zu, und blaublühendes Immergrün stand zwischen dem langen, dünnen Waldgrase. Auf den Felsplatten im Bachbette leuchteten die Rosetten eines Steinbrech, die in ihrer Mitte eine gelbe Sternblüte tragen. Wir nannten ihn deshalb Goldstern. Ganz entzückend waren echte Veilchen, die sich über dem edelweißähnlichen Moose hinrankten. Schlangenmoos bäumte sich aus dem Kreise seiner niedrigen Genossen empor, und Bärlapp kroch über sie hin.

Kräftige Stauden der Riesenengelwurz standen in Gruppen auf den höheren Waldblößen, und ihre Blütendolden dufteten süß und würzig. Das eigenartigste und schönste Gebilde aber sind die Riesenlobelien. Ich fand eine Blüte davon, und wir bewunderten das herrliche Meisterwerk der Schöpfung. Es ist ein Schaft von etwa 80 Zentimeter Höhe; aus ihm kommen die großen enzianblauen Lobelienblüten hervor, jede von einem halbmondförmig gebogenen Schutzblatte völlig überhelmt, so dass das Ganze aussah wie eine runde Pyramide von großen Zellen, die blau ausgeschlagen sind, ein reizender Anblick.

Verschiedene meiner Leute bewiesen den Pflanzen Teilnahme auf ihre Art. Sie gruben den hier oben in prachtvollen Exemplaren wachsenden Wurmarn aus und nahmen seine Wurzelstrünke als hochbenötigte Arznei mit nach Hause.

Am andern Morgen brachen wir um sieben Uhr auf und marschierten wieder bergan. Es war ein herrlicher Gang durch den morgenfrischen Wald. Unhörbar glitt der Fuß über den Moostepich. Nach kurzer Zeit kamen wir auf eine Waldblöße, die uns den ersten Blick auf das „Bergschloss“ - eine Berggruppe der Schirakette - freigab. Da ist uns das Herz aufgegangen. Wir fühlten uns im heimischen Waldgebirge. Die grasige Blöße war umrahmt von kiefernartigen Erikabäumen, und dort, wo sie sich zu Tale senkte, sprang ein besonders hoch und schön geformter Erikabaum wie eine Tanne vor. Im Glänze der Morgensonne sahen wir hinter jenem Tale einen gewaltigen Bergrücken neben dem andern sich ins Dschaggaland niedersenken, alle dicht überzogen von Erikawald, und über ihnen die freien, seltsam geformten Felsenzinnen.

Wir mussten nun manchmal auf Händen und Füßen klimmen, und die Unermüdlichkeit unserer Leute, die mit ihren Lasten auf dem Kopfe hier die Dreitausendmetergrenze überschritten und ohne Klagen aufwärts strebten, war bewundernswert. Der Pfad kletterte wieder einen schmalen Grat zwischen tief und steil abfallenden Tälern hinan, aber so hoch wir auch kamen, immer begleitete uns noch der Erikawald mit seinem herrlichen Moosgrunde, doch wurden die Bäume nun niedriger und das Gelände offener, so dass wir manchen Blick in die schauerlich tiefen Waldtäler und die Berge tun konnten. Hier sahen wir auch manchen Berg dem Kibo vorgelagert, den man vom Dschaggalande aus gar nicht erkennen kann, weil sie tief unter dem Schneehaute des Kibo nur wie ein dunkles Brusttuch hängen. Einen nannten wir nach seiner Form den Löwenkopf, den andern den Leopardnrücken. Wenn nicht gerade Wolken über dem Dschaggalande hängen, ist die Aussicht nach unten besonders prachtvoll. Sie erschließt sich in dem sogenannten Brandlager der Naturforscher, 3.200 Meter hoch, wo durch Unvorsichtigkeit landfremder Träger ein Waldbrand auskam. Wir sahen da die Stationen der Europäer im Westen des Gebietes auf einmal, soweit sie überhaupt Wohnstätten haben, die bis hier herauf Sonnenlicht reflektieren können. Die Steppengebirge liegen wie Erdhaufen auf der ungeheuren blanken Steppenfläche, und die Wolken über ihnen erschienen wie riesige Wundertiere, die darüber hinkrochen. Und am Horizonte tauchten immer neue Flächen und Berge auf, bis man zuletzt im Zweifel war, ob das des Himmels Blau oder der Erde Zacken wären.

Von diesem Brandlager aus entwickelte sich allmählich vor uns das eigenartigste Landschaftsbild, das ich je gesehen habe. Die Erikabäume wurden noch niedriger und neigten sich alle nach einer Seite, zur Erde geduckt wie die Legföhren im heimischen

Gebirge. Ein steiles Klippengelände ragte in den tiefblauen Himmel hinauf, und zwischen den Blöcken und Felsmauern blühten in dicken Büscheln die weißen, silbergrau belaubten Strohblumen und standen wie geharnischte Ritter die seltsamen *seneciones* Johnstoni. Um den 2 Meter hohen hölzernen Schaft hängen die abgestorbenen Blätter wie ein dicker brauner Mantel, der nach oben immer dichter und breiter wird, und über ihm erhebt sich dann der schmale lebendige Blattkranz aus zähen, lederigen und mit grauem Haarfilz bedeckten Blättern. Das Ganze sieht wahrhaftig einem frostigen Sonderlinge nicht unähnlich, der sich vom Fuße bis zum Kopfe in dicke Tücher eingewickelt hat, und zwar um so dicker und umfangreicher, je näher es der Gurgel geht. Zwischen diesen Sonderlingsregimentern in aufgelöster Ordnung stehen Büsche der verkrüppelten Heidebäume und blüht noch ein seltsamer, ginsterartiger Strauch mit gelben Korbblüten. Statt der schwellenden Moose schimmert nun der graue Staubboden zwischen den flechtenbesiedelten Felsen, übersät von Steingeröll, unter dem ein glänzend schwarzes Gestein, vielleicht glasflussartiger Phonolith, besonders auffällt. Wenn nun noch, wie das bei unserm Aufstiege der Fall war, die Nebel an diesen Hängen emporjagen, so gibt dies ein so phantastisches und doch zugleich so streng stilisiertes Landschaftsbild, wie man es schwer wiederfinden wird.

Um elf Uhr hatten wir endlich den obersten Rand dieses Steilhanges und damit unser Tagesziel erreicht.

Eine neue Welt tat sich vor uns auf: das starre, eiserne Hochgebirge. Im Osten stand greifbar nahe der Kibo mit all seinen Gletschern, Schneefeldern und den gelblich und rötlich schimmernden Felsenzinnen. Das war ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist. Im Westen hob sich der Meru mit seiner Krone aus dem Wollenmeere, das sich über Steppe und Dschaggaland gelagert hatte, und ganz nahe bei uns standen die Zinnen der Schirakette. Zwischen sie und den Kibo aber schiebt sich eine Hochebene ein, mit Millionen von Steinblöcken und Felsen übersät, je dichter, je näher sie dem Kibo anliegt.

In unserer Steinburg, dem sogenannten Plateaulager, war auf einem Felsblocke noch das Steinmal zu sehen, das Dr. Jäger mit seinem Begleiter aufgerichtet hatte. Außerdem banden wir an meinen Bergstock noch ein weißes Tuch, um unser Lager weithin kenntlich zu machen. Hinter einem Felsüberhange, einigermaßen gegen den scharfen Wind geschützt, ließen wir unser Zeltchen aufschlagen. Dann trugen die Leute noch Brennholz aus den Klippenhängen herauf, denn hier oben gab es nur Flechten, Strohblumen und hier und da ein Grasbüschel. Dann schickten wir die Leute in das Brandlager zurück, denn hier oben hätten sie die Kälte nicht ausgehalten. Wir gaben ihnen noch die strengsten Anweisungen, mit dem Feuer vorsichtig zu sein und keinen Waldbrand zu entfesseln. Sie wären aber gar zu gerne bei uns geblieben, ja einige bettelten darum, am andern Tage mit nach dem Kibo hinaufsteigen zu dürfen.

Ununterbrochen stürmt es hier oben. Wenn von ferne wieder eine solche Windwelle herangebraust kommt, glaubt man Wasser in den Tälern rauschen zu hören, und freudig horchten wir das erste Mal auf diesen Klang. Aber es ist tatsächlich nur Wind, der so an den Felsblöcken wetzt und schleift.

Obwohl die große Regenzeit eben erst vorüber war, fand sich da oben nur trockener Staub. Wir hatten uns auch vorsichtigerweise aus dem Brandlager Wasser mitgenommen. Das einzige Wasser, das oberhalb des Bergwaldes seinen zutage liegenden Ursprung nimmt, ist der Weriwari, der durch ein Gletschertor unter den freien Himmel tritt.

Eine unschätzbare Bedeutung hat der Kibo aber freilich trotzdem für die Bewässerung des Landes. Er ist ein unwiderstehlicher Anziehungspunkt für die flüchtenden Wolken. Hier oben war man versucht, an ein bewusstes Leben der Wolken zu glauben, wenn man sah, wie ein Wolkenheer um das andere auf den alten Herrn zueilte, um ihn her spielte, an seinen Felsen emporstiebt, zurückfloh und wiederkam. So zierlich war der Tanz oft, wie ein Elfenreigen.

An diesem Tage versuchten wir noch an das andere nördliche Ende der Steinwüste zu gelangen, aber das war nicht möglich, denn hinter jeder Schlucht tauchte eine neue auf, und immer größer wurde die Mühsal, so dass wir wieder umkehrten, um noch vor der Nacht im

Lager zu sein. An diesem Tage sahen wir die ersten Schneegruben unter uns. Der Abend brachte uns noch einen außerordentlichen Genuss. Unter uns lagerte ein unabsehbares Heer von Kumuluswolken, wie eine Bergwelt für sich mit tiefen, gewundenen Tälern, schneeweiß und dann von der scheidenden Sonne mit lieblichen Farben überhaucht.

Die Nacht wurde kalt und beschwerlich, denn Zelt und Fels schützten nur schlecht gegen den schneidenden Nordwind, und das Atmen fiel schwer in dieser Höhe. Mit großer Freude wurde am andern Morgen die leichte Eisdecke auf dem Wasser im Eimer begrüßt und den Berggenossen jubelnd ein Stück davon ins Zelt hineingeworfen. Mit vieler Mühe wurde unter den verblässenden Sternen ein Feuer angezündet und ein frugales Frühstück hergerichtet. Um dreiviertel sechs Uhr brachen wir aus unserer Felsenburg auf. Über uns stand kalt und starr der tiefblaue noch nächtliche Himmel, aber die Welt unter uns war mit einem Wolkenmeere überdeckt. Wir gingen unmittelbar nach Osten, der Sonne entgegen, aber erst um sieben Uhr kam sie uns zu Gesicht. So lange gingen wir im Schatten des Kibogipfels, während seitwärts alles schon im Sonnenglanze strahlte.

Tot schien die Welt hier oben in 4.000 Meter Höhe. Aber während wir zwischen all den Felsblöcken emporstiegen, flog doch hier und da ein Vöglein auf, ohne Laut, als scheue sich's in dieser Einsamkeit vor der eigenen Stimme.

Antilopenspuren liefen über das Geröll, Spinnweben und Erdlöcher zeugten von Leben in dieser Höhe. Nach einstündigem langsamem Steigen hatten wir den Höhenkamm erstiegen, der uns scheinbar nur noch vom Kibo trennte. Aber nun gähnte zwischen uns und dem Berge wieder ein tiefes Tal, und an seinem jenseitigen Rande starrte es von Felsenzinnen. Weiter oben sahen wir eine schmale Geröllhalde niedergehen, dort war der einzig mögliche Übergang. Dahin strebten wir nun, indem wir an dem Talhange zwischen riesigen Felsblöcken entlang kletterten, oft auch über schmutziges Eisgehänge, und als wir der Talsohle näher kamen, schimmerte es auch von dorther weiß empor: ein gefrorenes Rinnsal. Eisig kalt piff uns der Sturm entgegen, und Nase und Ohren schmerzten. Nach drei Viertelstunden erreichten wir die Halde, die ostwärts nach dem Berge emporführte. Hier schloss sich das Tal in steilen Felswänden mit tiefen Höhlen zusammen.

Überall kann auch hier der Laie erkennen, dass einst die Eismassen viel tiefer herabgereicht haben müssen. Die Höhlen sind von ihnen ausgelugt, die Talsohlen glattgeschürft worden, und Geröllmassen haben sich an den Talkämmen abgesetzt. Da steht ein riesiger Felsblock wie ein Keil mit der Spitze nach unten auf einige kleinere Steine aufgebaut, wie es sich beim Abschmelzen und Niedersinken fügte, so dass es nun aussieht, als hätten Riesenkinder in spielerischer Laune das seltsame Werk getan. Auf der linken Talseite hebt sich eine lange Reihe Steingruppen in den blauen Himmel hinein, und mit einem Male hat man den Eindruck: das ist ja eine gewaltige Prozession. Kamele sieht man über dem langen Zuge, und Reiter zwischen ihnen, und um sie her das drängende Volk. Ja, ein Thronhimmel wird in der Mitte getragen, und Pilgerkapuzen und Jesuitenhütlein wandern vertraut nebeneinander, und verhutzelte Riesenmännlein schließen den stolzen Zug.

Aber wir dürfen nicht weiter phantasieren, denn nun überschreiten wir das Tal, und der Aufstieg beginnt. In der dünnen Luft arbeitet das Herz hörbar, der Kopf schmerzt, und bei jedem Schritte rutscht man in dem haltlosen Geschiebe zurück.

Endlich sind wir oben. Vor uns dehnt sich eine breite Mulde, aus deren Mitte sich eine prächtige Lavaburg erhebt, und hinter ihr steht der Kibo in unbeschreiblicher Pracht, nach Süden aber stürzt sie scheinbar in den Himmel hinein. Wir wanderten nun nach dem Nordwestgletscher empor, der uns am nächsten erreichbar schien und aus dessen Tore uns die Quelle des Weriwari mit milchfarbenem, seifigem Wasser entgegen floss.

Haushoch türmten sich am Ziele die Eiswände vor uns auf in schimmernder Pracht, grün, azurblau und blendend weiß, und darüber schob sich die dicke Schneehaube. An der einen Seite lief ein ordentlicher, völlig überdachter Gang, und die wunderlichsten Figuren standen auf den gläsernen Dielen; überall hingen schenkelstarke, meterlange Eiszapfen herunter, und das alles prangte im Glänze der Tropensonne. Über dem Gletscher aber stand ein

Regenbogenkreis, der die Sonne umschloss, wie der Mond zuzeiten von einem Hofe umgeben ist.

An der zugänglichsten Stelle des Gletschers sahen wir die Spuren von Kuhantilopen, die dort emporgestiegen waren. Wir selber schritten ein Stück auf ihm empor, und plötzlich kam uns die Lust an, Schneebälle zu wechseln, für die wir den körnigen Schnee erst mit den Stiefeln losstossen mussten. Aber wir erlebten doch das in jahrelangem Bergaufenthalte angesichts der unerreichbaren Schneefelder manchmal Ersehnte, unter dem Äquator einmal Schnee zu ballen.

Wir durften aber nicht lange hier oben verweilen. Schon spielten leichte weiße Nebel an den Zinnen der Bismarckburg empor.

Als wir wieder auf der Geröllhalde standen und noch einen Blick zurücktaten in die schweigende Pracht, setzte eben eine Zwergantilope in zierlichen Sprüngen über den Gletscherbach hinweg: ein lebendiger Märchengruß, und das Auge hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich das Tor des Berges aufgesprungen und das Tier in Rosenhainen und lichten Bäumen verschwunden wäre.

Aber nein. Keine märchenfrohe Phantasie kann edlere Gebilde in diese reinen Höhen hineindenken, als sie Gott aus den glühenden Kräften der Erde und den Kristallen der äußersten Atmosphäre entstehen ließ.

Mit ehrfürchtiger Liebe nur dürfen wir auf diese großen Werke Gottes schauen, der hier in jahrtausendelanger Entwicklung immer höheres Leben auf dem nackten Gestein und den frostzermürbten Höhen sich gestalten lässt.

## GERHARD ROSENKRANZ

Durch Marco Polos klassisches Reisewerk erhielt das Abendland gegen Ende des Mittelalters zum ersten Male ausführliche Kunde von dem fernen Osten Asiens, und seither ist das Interesse Europas für diese Gebiete stets wach geblieben. Die Länder Ostasiens, die zusammen rund ein Viertel der gesamten Menschheit umfassen und lange Zeit dem Eindringen der Europäer erfolgreich Widerstand leisteten, konnten nicht wie manche anderen Länder in wenigen Jahrzehnten „entdeckt“ werden. Zu mannigfaltig sind die Probleme, die sie auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Religion den Forschern darbieten, und jede Generation hat sich von neuem bemüht, tiefer in diese den Europäern so fremde Welt einzudringen.

Eine der neueren Darstellungen in der langen Reihe der Reisebeschreibungen über Ostasien ist das Buch von Gerhard Rosenkranz „Fernost - wohin? Begegnungen mit den Religionen Japans und Chinas im Umbruch der Gegenwart“. Es ist das Ergebnis einer Studienreise, die der Verfasser, damals Dozent für die Religionsgeschichte des Ostens an der Universität Heidelberg, im Jahre 1938 unternahm. Er war der Meinung, dass über jeder Beschäftigung mit den Fragen des Ostens für den Europäer das Wort des englischen Dichters Rudyard Kipling steht: „Ost ist Ost und West ist West, und niemals werden die beiden zueinander kommen.“ Auf seiner Reise stellte er sich die Aufgabe, in die Lebenskräfte einzudringen, die die Gegenwart der beiden großen Völker im Osten gestalten. Er wollte ferner die Möglichkeiten der Verkündigung des Christentums im Fernen Osten kennenlernen und mit den christlichen Vertretern dieser Länder Fühlung gewinnen.

Rosenkranz hat einen offenen Sinn für die Wirkung des Landschaftlichen und für das Volksleben. Eindrucksvoll fügen sich ihm die Bilder des Fuji-zan, des Biwasees, der Kirschblüte zur Melodie der japanischen Landschaft zusammen. Wie Sanftheit, Zartheit und Ebenmäßigkeit ihr das Gepräge geben, so beherrschen Form und Sitte das Leben der Menschen; und hinter allem steht, bis in die kleinsten Züge des Alltagslebens hinein wirksam, die Kraft der beiden Religionen Japans, des Buddhismus und des Shintoismus. - Von Japan führt ihn sein Weg über Korea und die Mandchurei nach China, wo er besonders in Peking die heiligen Stätten des Konfuzianismus, des Taoismus und des Buddhismus besucht. Eindringlich schildert er, was von diesen Religionen im Leben der Völker Ostasiens lebendig ist und wie sich daraus für die Mission und für die zahlenmäßig noch kleine, aber wirksame und wachsende Christenheit dieser Länder ihre Aufgabe in Gegenwart und Zukunft gestaltet.

## Im Herzen Japans

*Gerhard Rosenkranz: Fernost - wohin? Begegnungen mit den Religionen Japans und Chinas im Umbruch der Gegenwart. Heilbronn, Verlag Eugen Salzer 1940.*

### „Sie haben doch den Fuji gesehen?“

Hundertmal wird es der Heimkehrer aus Japan gefragt. Und hundertmal wird er mit immer dem gleichen freudigen Ja darauf antworten. In Japan gewesen zu sein und den Fuji nicht gesehen zu haben, das hieße... nun, das ist eben unmöglich. Man muss ihn sehen. Man kann ihm nicht ausweichen. Wenn das Wetter klar ist, zeigt er sich dem Ankömmling schon auf dem Schiff. Ich sah ihn zum ersten Mal von Yokohama aus. Von Tokio ist er sichtbar. Reist man von Tokio nach Kyoto, so geht die Fahrt sogar eine weite Strecke am Fuße des Massivs entlang, aus dem er herauswächst. Freilich: man darf ihn nicht gerade in jenen Wochen sehen wollen, in denen die Regenzeit ihre grauen Schleier über Japan hängt. Da bleibt er in Nebel gehüllt, auch wenn man ihm noch so nahe kommt. Dies aber bleibt sehnsüchtiges Verlangen, sobald man ihn einmal aus der Ferne sah: ihm so nahe wie möglich zu kommen. Er lockt wie mit Zaubergewalt. Ihn zu besteigen, ist wegen seines ewigen Schnees nur während weniger Wochen im Sommer möglich. Dann aber ergießt sich aus allen Teilen des Landes ein Strom von Pilgern auf seinen Gipfel. Es ist die höchste Sehnsucht jedes rechten Japaners, einmal in seinem Leben dort oben, wo der Schutzgöttin des Berges, der Konohana-Sakuya-Hime, ein Schrein errichtet ist, der Sonnengöttin seine Anbetung darbringen zu können. -

Wir sind auf einer Fahrt durch die Hakone-Berge, die dem Fuji vorgelagert sind. Hier und dort stehen niedrige, roh behauene Steinbilder des Jizo, des Schutzgottes der Reisenden; dankbare Wanderer haben Kieselsteine als Opfergaben auf ihre Sockel gelegt. Dann beginnen die Matten, überwuchert von welchem Bambusgras. Das Hakone-Gebirge war einst vulkanisch. Es bildet auf seiner Höhe einen einzigen großen Krater, aus dem die einzelnen Berggipfel aufragen. Mitten darin liegt, umgeben von mehreren Ortschaften, der Hakone-See. Einige der Ortschaften sind vielbesuchte Bäder. Auf ihren Matten dampfen die heißen Quellen; ein starker Schwefelgeruch entströmt ihnen. In Hakonemachi verlassen wir das Auto.

Schon haben wir den Fuji flüchtig gesehen. Aber etwas wie Scheu, ein Bild unvollkommen vorwegzunehmen, das sich uns gleich in seiner vollen Größe bieten muss, hat uns zurückgehalten, bei seinem Anblick zu verweilen. Jetzt beflügelt die Vorfreude den Schritt. Schnell erklimmen wir eine steile Anhöhe. Wir wenden uns, und im gleichen Augenblick überfällt uns jener Schauer eines unbeschreiblichen Erlebens, der noch jeden bis ins Innerste erschüttert hat, der sich offenen Herzens hineingibt in den Bann heiliger Stätten. Wahrlich, dieser Berg, keusch in der strahlenden Reinheit seines Schneemantels, herb in der sanft ansteigenden Ebenmäßigkeit seiner Gestalt, einsam in seiner ragenden Größe und wiederum auf das Land sich niederneigend in seinem Spiegelbild in all den Seen ringsum, ja selbst noch in den Fluten des Stillen Ozeans - dieser Berg ist heilig. So sah und malte ihn vor hundert Jahren Hiroshige, überwunden von seiner überirdischen Erscheinung. Er sah ihn anders als sein älterer Zeitgenosse Hokusai, der seine Fuji-Bilder im weltlichen Stil des Ukiyo-e (Stilperiode des japanischen Farbenholzschnittes) malte. Er sah ihn religiös, und das Erlebnis dieser Schau stellt uns auf seine Seite. Der Fuji ist nicht nur das Symbol Japans; er ist Gottheit, und eine Gottheit kann gewisslich ihres Volkes Freund sein, sie ist aber auch eine Warnerin. Wenn der Fuji auf seinem Gipfel einmal keinen Schnee trägt, so bedeutet das eine Warnung.

Schwer nur reißen wir uns von dem Anblick los. Auf schmalem, steinigem, glitschigem Pfade steigen wir höher. Dornengebüsch schlägt um unsere Beine, und das Bambusgras biegt sich über uns zusammen. Ein eisiger Wind pfeift über die Kuppen, die düster und tot um uns liegen wie die Lavakuppen der Eifel. Immer wieder geht unser Blick zum Fuji zurück. Zarter

noch werden die Farben, die in stetem Wechsel sich wie hauchdünne Schleier über sein weißes Gewand legen. Märchenhafter noch wird seine Erscheinung über der trostlosen Einöde, die uns umgibt. Und als wir auf dem Jikkoku-Pass angekommen sind, der seinen Namen nach der Zahl der zehn Provinzen trägt, die von ihm zu sehen sind, liegt er in der Ferne nur noch wie ein Wölkchen, das jeden Augenblick in der Bläue des Himmels versinken kann.

Der Fuji ist hinter uns versunken. Vor uns leuchtet der Pazifik auf, in den die Halbinsel Izu weit hinausgreift. Ein alter Tempel liegt am Wege mit einem herrlichen bronzenen Weihrauchgefäß vor seiner Halle. Haufen von Götterbildern stehen in düsteren Bergnischen; ein jedes Bild ist mit Steinen beschenkt und mit verblichenen Lappen behängt. Steil fällt der Weg hinab nach Atami, der kleinen Stadt am Meer. Sie liegt in einem erloschenen Krater, dessen halber Bergrand in die Fluten gesunken ist.

Kumagaya ist eine Provinzstadt nordwestlich von Tokio. Ihre Kirschblüte ist in Japan berühmt. Europäer wohnen in Kumagaya nicht, auch keine Amerikaner. Es ist ein unberührtes japanisches Städtchen und mit seinem großen Kaufhaus der Sammelpunkt der vielen Bauern im Umkreis. Inhaber des Kaufhauses sind die beiden Brüder Yagihashi. Sie sind Christen. Der alte Vater, der das Geschäft begründete, lebt noch. Als nach den beiden Töchtern, die ihm geboren wurden, auch das dritte Kind wieder ein Mädchen war, adoptierte er einen Knaben als späteren Gatten für die Älteste und als seinen Nachfolger. Dann wurden ihm zwei Söhne geboren, die nun heute mit ihrem Schwager zusammen das Geschäft führen. Der eine der beiden Brüder ist kinderlos; der andere hat auch wieder nur drei kleine Mädchen. So ist wiederum die Sorge um den Nachfolger da. Wird er noch geboren werden? Jedenfalls hat man vorsichtshalber einen Adoptivsohn ins Haus genommen, der eben auf Kosten der Familie Jura studiert und später die eine der Töchter heiraten und das Geschäft übernehmen wird. Das sind japanische Familiensorgen.

Von den Brüdern Yagihashi kommt ein sehr freundlicher Brief. Er bittet um unseren ehrenwerten Besuch. Die Kirschen blühen jetzt. Zwar lohne es eigentlich nicht, die Kirschblüte in Kumagaya zu besuchen, aber sie sei doch sehr schön. Und vor allem werde es die über hundert Angestellten des Kaufhauses erfreuen, etwas über das Christentum im Abendlande zu erfahren. Das ist ein sehr höflicher Brief. Wir sagen zu.

An einem Sonntag, der in Japan nur Behörden- und Schulfesttag ist, fahre ich nach Kumagaya. Professor Sakaeda, Nationalökonom an der Waseda-Universität in Tokio, und Dr. Hennig, der Missionar der Ostasien-Mission, fahren mit mir. Sakaeda wird mein Dolmetscher sein. Da er zwei Jahre in Deutschland studierte, spricht er vorzüglich deutsch. Überdies ist er mit den beiden Brüdern befreundet und wie sie ein sehr feiner und eifriger Christ.

Unsere Gastgeber empfangen uns am Bahnhof mit jener vollendeten japanischen Liebesswürdigkeit, die den Fremden immer wieder beschämt und fast hilflos macht. Wir gehen vor die Stadt hinaus auf den langen Damm, der Kumagaya gegen die Überschwemmungen des Arakawa-Flusses schützt. Er ist mit zwei Reihen alter Kirschbäume bestanden, die jetzt prächtig blühen. Wie breite rosafarbene Wattebüsche stehen sie da. Ich habe die japanische Kirschblüte an vielen Orten erlebt. Ich sah die wallenden Schleier, die sie im Ueno-Park wie ein Biedermeierkleid um die ragende Pagode legt. Ich sah auf dem Koya-zan alle die einzelnen Blütenbäume in den Tempelhöfen, die uralten, knorrigen und die jungen, im Winde sich biegender, die vor den dunklen Hallen wie tanzfreudige Mädchen in Frühlingskleidern stehen. Und nun gehen wir auf dem Ara-kawa-Deich wie durch einen Blütentunnel. Ich weiß, dass dem Japaner das schnelle Aufblühen und Verwelken der Kirschblüte zum Sinnbild der Vergänglichkeit aller Dinge geworden ist. Sie ist ihm das Symbol des Yamato-damashii geworden, der „Seele Japans“, die mit ritterlichem Mute das Schicksal vergänglichem Lebens auf sich nimmt. Ich habe es in vielen japanischen Gedichten gelesen, japanische Freunde haben es mir bezeugt. Ich habe mich ehrlich bemüht, über dieses Wissen hinauszukommen und die Kirschblüte zu erleben, wie der Japaner sie erlebt. Es ist mir nicht gelungen. Ich bin auch auf dem Arakawa-Deich ein Fremdling geblieben.

Immer wieder sind meine Gedanken hinübergewandert zur Bergstraße am Odenwald, wo sich, wenn die Blätterknospen noch geschlossen sind, unsere deutsche Kirschblüte wie ein weißer Rausch über die Rheinebene legt und an den Bergen hinaufwogt. Vergänglichkeits-Stimmungen sind mir fern geblieben. Und fremd geblieben ist mir der Taumel, in dem das japanische Volk unter der Kirschblüte alle Bande der Sitte zerreißt und sich einer Freude am Leben hingibt, die den Augenblick, ehe er vergeht, auskostet bis zur Neige.

Wir gehen ein paar Mal auf dem Deich auf und ab. Die Buden, in denen Reiswein und Bier ausgeschenkt wird, sind umlagert. Betrunkene wälzen sich auf dem Boden herum. Angetrunkene kommen Arm in Arm in gröhrender Reihe daher. Einer von ihnen tanzt um uns herum und ahmt auf einem Besenstiel ein japanisches Instrument nach, ja er gibt uns sogar - wie unjapanisch! - die Hand.

Wir gehen wieder in die Stadt. Der Professor spricht sehr ernst von „Tiefen im japanischen Volkscharakter“. Ich habe später oft daran denken müssen. In den Strassen geht das Leben wieder schweigend und gebunden an uns vorüber. Gelegentlich bleiben ein paar Kinder oder ein paar Bauernmädchen vor uns stehen, als hätte sie der Schreck festgebannt; Mund und Augen bleiben offen, und der erhobene Zeigefinger scheint vor Verwunderung nicht wieder herabfallen zu wollen. Es ist, als sähen sie zum ersten Male einen Europäer. Wie sind die Fremden groß und dick! Was haben sie für seltsame Augen und was für eine lange Nase! Die Mädchen werden daheim in ihren Dörfern viel zu erzählen haben.

Am Abend versammeln sich alle Angestellten in einem großen Raum des Kaufhauses. Dicht aneinandergedrängt hocken auf den Matten die Knaben und Mädchen, die Männer und Frauen. Die beiden Brüder Yagihashi und der Großvater mit den Enkeltöchtern sitzen vor der Versammlung; ihre Frauen gehen in den Hintergrund. Professor Sakaeda leitet den Abend ein. Dann spreche ich. Es ist heute Palmsonntag. So rede ich vom Einzug Jesu in Jerusalem und dann weiter von seinem Einzug in die Völker des Abendlandes, auch in unser deutsches Volk. Ich schildere, was wir als Volk diesem Einzug zu verdanken haben. Einst, vor bald vierhundert Jahren, zog Christus auch in Japan ein. Wieder ist er bereit, ihm zu begegnen, es zu Gott zu führen und so auch ihm das Beste zu geben, was er den Völkern des Westens gab. Ich schließe mit dem Kreuzesbild, das ich auf der Takarazuka-Bühne in Tokio sah.

Es ist eine alte Überlieferung: der Biwa-See sei in der gleichen Nacht entstanden, in der sich, emporgetrieben von den Feuerkräften des Bodens, der Fuji erhoben habe. Wie dem auch sei, seine Schönheit ist keusch und zart wie die des heiligen Berges. Ebenmäßig ist seine Gestalt wie die Form der Biwa, auf deren Saiten die Mädchen Begleitung zupfen zu ihren Liedern. Und wie der Klang der Biwa im Herzen des Japaners Sehnsucht weckt und ihr Erfüllung gibt, so wird ihm auch das Erlebnis des Biwa-Sees zu einem Kranze klingender Lieder, deren acht schönsten er nach chinesischem Brauch Überschriften gab: Abendschnee am Hira-Berge, Flug der Wildgänse in Katata, Nachtregen in Karasaki, die Abendglocke im Mii-dera, Sonnenschein mit Brise in Awazu, Abendröte über Seta, der Herbstmond in Ishiyama, heimkehrende Boote in Yabase.

Durch ein liebliches Waldtal hat die Bahn uns von Kyoto nach Otsu an den See gebracht. Im Hafen liegt der kleine Dampfer zur Rundfahrt auf dem See bereit. Die Zahl der Fahrgäste ist klein. Einige sitzen drinnen mit untergeschlagenen Beinen auf den Polsterbänken, die Mehrzahl hat auf dem Deck Matten ausgebreitet und sich auf ihnen niedergelegt. Es ist kühl. Aber die Männer haben den Rock ausgezogen und die Weste geöffnet. Ich bin der einzige Ausländer. Nach der Abfahrt kommt der Kapitän zu mir. Wir werden einander vorgestellt. „Sie haben einen sehr schönen Namen“, sagt er höflich. Ich verbeuge mich. Eben hat das Grammophon ein japanisches Soldatenlied gespielt; jetzt spielt es die „Mühle im Schwarzwald“. Wir gleiten am Ufer entlang. Die hohen Berge treten zurück. Bewaldete Höhen bedecken den Strand. Dörfer tauchen auf inmitten dichter Kiefernwälder. Ein Schrein hat sein Tora weit hinaus in das Wasser gebaut. Ich frage den Kapitän, wann wir am Abend wieder in Otsu sein werden. Er nennt die Stunde. Aber da soll ich ja schon längst wieder in Kyoto sein, wo Freunde mich erwarten! Der Kapitän bemerkt meine Verlegenheit. Er erkundigt sich. Meine Frage, ob ich ein Telegramm aufgeben könne, verneint er mit

Bedauern. Das sei erst in drei Stunden möglich, wenn wir zum ersten Male anlegen. Aber dann lächelt er. Sein Schiff sei auch für solche Fälle vorbereitet, sagt er stolz. Er habe Brieftauben an Bord! Schnell werden drei der Tiere aus dem Käfig genommen. Das Telegramm ist dreimal aufgeschrieben und wird den Vögeln in Hülse unter den Schwanz gebunden. Und schon fliegen sie davon, ein paar Mal um das Schiff herum und dann geraden Fluges zurück zum Postamt in Otsu. Ich sage dem Kapitän meine bewundernde Anerkennung. Er lächelt und ist glücklich.

In immer gleicher Schönheit gleitet das Ufer vor unserem Blick vorüber. Der Koch bringt uns Reis und gebratenen Fisch. Dann taucht ein kleines Eiland steil vor uns aus dem See auf. Seine Wände sind bis hinunter auf das Wasser bewaldet. Es gleicht einer verwunschenen Insel. Das ist Chikubu-shima. Wir legen an und erklimmen in einer schmalen Felsspalte seinen Gipfel. Zwei Tempel stehen droben. Der eine ist der Kwannon geweiht, der andere der Göttin Benten, die aus Indien zugewandert und unter die sieben Glücksgötter aufgenommen ist. Und dann steht da noch ein Schrein, unter dessen wundervollen Wandschnitzereien sich ein Kreuz-Fries befindet. Vor ihm erhebt sich auf einem Felsen über dem See eine Halle. Viele Menschen beugen sich über ihre Brüstung und schleudern kleine runde Tonschalen, die sie in einer Bude gekauft haben, auf das Wasser hinaus. Sie werfen ihre Unreinheiten, die sie durch Berührung auf die Schälchen übertragen haben, von sich in den See. Aber man muss die Schalen weit hinauswerfen, und sie dürfen nicht im Bogen zurückkommen.

Bei der Abfahrt kommt eine Perlenfischerin aufs Schiff. Jede Muschel kostet einen Yen. Sie öffnet die Muschel, schneidet das Tier auf und holt die Perle heraus. Wir nehmen eine wunderschöne, gelbschimmernde Perle als Andenken mit. Weiter geht die Fahrt an kleinen Felseninseln vorüber. Wir fahren nun schon am anderen Ufer des Sees, das flach ist. Auf Okuno-shima haben wir Zeit, den Chimei-Tempel zu besuchen. Er ist um Sechshundert vom Prinzen Shotoku Taishi gegründet. Auf achthundertacht Stufen steigen die Pilger zu ihm empor. Kaum sichtbar stehen, fernen Visionen gleich, im Dunkel der Halle die Götterbilder.

Vor Otsu blicken wir den Seta-Fluss hinunter, in den der See ausströmt. Über ihm liegt auf den Bergen, mitten in Zedern und schwarzen Felsen, der Ishiyama-Tempel. Herrlich, wie auf der anderen Seite von Mii-dera, ist hier der Blick auf den See. Eine Hütte beim Tempel ist die Stätte, wo vor tausend Jahren eine Frau die berühmte „Geschichte vom Prinzen Genji“ schrieb. Nicht weit davon steht eine kleine Pagode. Wer sie mit verbundenen Augen findet und berührt, dem soll Glück beschieden sein.

Als wir in Otsu wieder anlegen, liegen die ersten Schatten des Abends über der Stadt. Ober den See gleiten weiße Nebelschleier. Dies ist die Stunde, in der das Erlebnis des Biwa-Sees stärker das Herz des Japaners berührt als im hellen Sonnenschein. - Abendschnee im Hira-Berge, Abendglocke im Miidera, Abendröte über Seta, heimkehrende Boote ...

Noch liegen die Berge in violetterm Schein gleich der Farbe der Glyzinien, die jetzt in den Gärten blühen, gleich dem Dunkelblau der Iris auf den Teichen. Dann versinken auch sie in den grauen Schatten.

In Kyoto ist das Telegramm pünktlich eingetroffen, das unsere Verspätung melden sollte.

Wieder stehen wir am Meer. Wieder stehen wir dort, wo Erde und Wasser ineinander verschwimmen, wo Japan in unzähligen Inseln seine Augen der Unendlichkeit geöffnet hält, in der Meer und Himmel ineinander versinken. Als hätte die Laune eines Riesen einen der grünen Waldberge in den Ozean hinausgetragen, dass beim Niedersetzen ein paar gewaltige Felsstücke absprangen und um eine Insel liegen blieben - so liegt Enoshima vor uns. Seidig wie das Meer um ihren Fuß flimmert der Sonnenglast um ihre Höhe. Gleich Nestern hängen an ihren Felsen und in ihren Rissen die Häuser.

Auf langem Steg gehen wir zur Insel hinüber. Es ist, als ließen wir mit jedem Schritt die Zeit weiter hinter uns zurück. Immer wesensloser wird das Leben, das uns eben noch auf der Straße zum Strande buntlockend umgab. Es ist Ebbe. Der Strand dehnt sich schmutzig unter uns. Boote liegen umher. Fischer ziehen in langen Reihen ihre schwerbeladenen

Schleppnetze aus dem Wasser. Andere sitzen und flicken die Netze. Draußen am Horizont stehen die Segel der Boote.

Nun tauchen wir ein in die grüngoldene Dämmerung der heiligen Insel. Mit vielen Pilgern steigen wir über breite Treppen in den Felsenspalten empor. Zwischen dunklen Kiefern leuchten weiße Kirschbäume auf. Vor den Hallen der Schreine auf der Höhe sammeln sich die Andächtigen. Anbetend klatschen sie in die Hände, tief sich verneigend vor dem Spiegel der Sonnengöttin. Zwischen den Hallen hindurch aber verliert sich der Blick immer wieder in der Weite des Meeres. Hier wird unser Herz bis zu jener Grenze getragen, die dem Denken ein Ende setzt. In der Ferne sehen wir wieder, wie von den Höhen über Atami, die Insel Oshima. Vor ein paar Jahren machte eine Klasse der deutschen Schule in Tokyo einen Ausflug dorthin. Sie bestieg den Vulkan Mihara. Ein junger Japaner, gleichfalls aus Tokyo, hatte sich unterwegs ihr angeschlossen. Als sie den Kraterrand erreicht hatten, stand er versunken da. Dann schrie er auf: „Sajonara“ („Lebe wohl“) und warf sich in den Krater hinab. Er war nicht der erste, der hier sein Leben auslöschte, er ist nicht der letzte geblieben. Er war einer der achtzehnhundertfünf Selbstmörder, von denen der Polizeibericht in jenem Jahre 1934 allein für Tokyo berichtete. Dazu kamen über zweitausend Selbstmordversuche. Die Zahlen sind bisher nicht zurückgegangen. Die Zeitungen nennen als Gründe dafür die Großstadtnöte. Aber sie weisen auch darauf hin, dass das Seppuki (Selbstmord) in Japan als ehrenvolle Tat verherrlicht wird. Hier blicken wir in eine der Tiefen des japanischen Volkscharakters. Der Buddhismus bildet keine Hilfe dagegen. Sie wird dem Christentum zur großen Aufgabe.

Auf Stufen und über Galerien, die an die steilen Inselwände gesetzt sind, steigen wir hinab zu der Höhle, die der Göttin Benten geweiht ist. Felsen liegen um uns, auf die die Brandung ihre Schaumflocken wirft. Tempelmädchen in roten Röcken und weißen Blusen geben uns Kerzen mit. Mühsam schützen wir ihr Licht vor dem kühlen Lufthauch in der Höhle. Behutsam tasten wir uns durch die Dunkelheit. Göttergestalten stehen in Nischen, Altäre mit Opfergaben dämmern auf im fahlen Schein ihrer Kerzen. Benten selbst aber bleibt unserem Blick verborgen. Kaum sind wir der unheimlichen Finsternis entwichen, ihre Feuchte noch verspürend, wirft sich das Sonnenlicht, abprallend vom Wasser und Sand und Gestein, wieder wie ein Taumel auf unsere Sinne.

Meer und Gebirge, Wasser und Fels - sie sind der Grundakkord, aus dem die Melodie der japanischen Landschaft erklingt. In unzähligen Variationen wandelt der Akkord sich ab. Hier tritt das Gebirge unmittelbar an das Meer heran, es wächst auf Hunderten von kleinen Inseln aus dem Meer heraus; dort greifen die Fluten tief in das Bergland hinein, in Seen und Fällen und Flüssen umgibt das Wasser die Gipfel. Und zwischen Meer und Gebirge liegt, von beiden gestaltet, die gewellte Ebene.

Die Melodie der japanischen Landschaft ist, außer im Hochgebirge, keine heroische Musik. Da ist nur wenig, was „großartig“ zu nennen wäre. Sie ist ein Lied in Moll. Sanftheit, Zartheit und Ebenmäßigkeit geben allem das Gepräge, den Küsten und den Bergketten. In solcher Ausgeglichenheit aber ist sie von bezwingender Eindringlichkeit. Ein japanisches Sprichwort warnt: „Erst sieh' Nikko, dann sag' ‚kekko‘ (wunderbar)!“ Auch Nikko, die Tempelstadt inmitten der zedernbewachsenen Höhen, ist Einklang, vollendete Harmonie wie der Fuji und der Biwa-See, wie die heiligen Berge Hiei und Koya, wie Nara und die Insel Kyushu.

Im Laufe der langen Geschichte seines Volkes hat der Mensch sich eingeordnet in diese Melodie. Er hat ihr die sanften Linien seiner Tempel und Schreine, seiner Dörfer und Städte eingefügt. Nirgends blieb das dichtbesiedelte Land von seinem Eingriff unberührt, aber nirgends wurde in Jahrhunderten sein Einklang zerrissen. Erst in neuester Zeit sind hier und dort jene Industriegebiete, sind überall im Land jene modernen Schul- und Amtsgebäude entstanden, die wie Missklänge die Melodie unterbrechen. Aber der Mensch weiß um ihre Fremdheit, und mehr denn je sucht er heute die Stätten auf, wo die Melodie des Landes rein in seinem Herzen erklingt.

Oder ist es nicht vielmehr so, dass auch er wie Berge und Meer ein Teil dieser Melodie ist? Form und Sitte beherrschen sein Leben, so wie Sanftheit und Ebenmäßigkeit die Landschaft

beherrschen. Aber liegt nicht auf dem Grunde seines Lebens Leidenschaft, so wie im Boden des Landes grollende Kräfte liegen, die immer wieder aufbrechen und Katastrophen schaffen? Ist nicht das Leben des Japaners gebändigte Leidenschaft, so wie das Wesen japanischer Landschaft verhaltene Wildheit ist?

## ALBERT SCHWEITZER

Die fortschreitende Komplizierung der modernen abendländischen Kultur, ihre ständig weiter getriebene Spezialisierung in zahllose Sondergebiete der "Wissenschaft, der Kunst und des tätigen Lebens" machen es für den Menschen der Gegenwart immer schwerer, das Ganze zu überschauen und an mehreren dieser Gebiete schöpferischen Anteil zu nehmen. Einer der wenigen Menschen unserer Zeit, denen es gegeben war, auf scheinbar weit von einander getrennten Gebieten Großes zu leisten und doch den Blick für die Einheit alles Lebens nicht zu verlieren, ist Albert Schweitzer.

Er wurde als Sohn eines Pfarrers im Jahre 1875 im Oberelsass geboren und verlebte eine glückliche Jugendzeit in Günsbach in den Vogesen. Schon als achtjähriger Knabe begann er, Orgel zu spielen, und entwickelte seitdem eine Leidenschaft für Orgelspiel und Orgelbau, die ihn sein Leben lang nicht wieder verlassen hat. An den Universitäten Straßburg, Paris und Berlin studierte er Theologie und Philosophie. In Paris bildete er sich musikalisch bei dem Orgelmeister Widor weiter aus und schloss später Freundschaft mit Romain Rolland, Henri Lichtenberger und anderen bedeutenden Franzosen. In Berlin begeisterte ihn vor allem die Universität, die um die Jahrhundertwende ein organischer Mittelpunkt des geistigen Lebens war. Eine ungewöhnliche Arbeitskraft gestattete ihm, sich neben angespannter wissenschaftlicher Arbeit auch der Kunst, insbesondere der geliebten Orgelmusik, und Fragen des allgemeinen geistigen Lebens zu widmen.

Nach Abschluss seines Studiums trat er ein Predigtamt zu St. Nikolai in Straßburg an und wurde dort 1902 Privatdozent an der Universität. Die folgenden Jahre waren umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Damals entstanden die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, das zunächst französisch geschriebene grundlegende Werk über J. S. Bach und die Studie über deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst.

Schon als junger Student hatte Schweitzer den Entschluss gefasst, sich bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr der Wissenschaft und der Kunst zu widmen, dann aber sein Leben einem unmittelbaren Dienst an den Menschen zu weihen. So begann der bereits als Forscher und Künstler weit über Deutschland hinaus Anerkannte im Jahre 1905 nochmals zu studieren, und zwar Medizin, um im Dienst der Pariser Missionsgesellschaft als Arzt in der französischen Kolonie Gabun zu arbeiten. Über die Gründe, die ihn dazu trieben, und über die Ausreise nach Afrika im Jahre 1913 erzählt er selbst auf den nachfolgenden Seiten. Sie sind dem Buch „Zwischen Wasser und Urwald“ entnommen, worin er über seine Tätigkeit als Urwaldarzt auf der Missionsstation Lambarene berichtet und eindringlich den Europäern die Notwendigkeit vor Augen stellt, mit ihrer fortgeschrittenen ärztlichen Kunst den leidenden Völkern Afrikas zu helfen, nicht als „gutes Werk“, sondern als eine unabweisbare Pflicht.

Der erste Weltkrieg unterbrach diese Arbeit. Schweitzer wurde mit seiner Frau interniert und 1917 nach Europa zurückgebracht. Hier vollendete er die Werke, die er bereits im afrikanischen Urwald begonnen hatte: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“, „Kultur und Ethik“ und „Das Christentum und die Weltreligionen“. - Seitdem verlief sein Leben im Wechsel des Arbeitsplatzes zwischen Europa und Afrika. Durch Vorträge und Konzertreisen warb er in Deutschland, Frankreich, England, Schweden, der Schweiz und anderen Ländern um die nötigen Mittel zur Weiterführung seiner Arbeit, aber immer wieder zog es ihn selbst hinaus zu unmittelbarem Dienst an den Menschen Afrikas.

Albert Schweitzers Wirken hat in der Welt einen Widerhall gefunden, wie er nur ganz wenigen Großen der Missionsgeschichte zuteil geworden ist. Seine Bücher wurden in zahlreiche Kultursprachen übersetzt. Als Forscher und Denker wie als Mann der Tat wurde er für zahllose Menschen in aller Welt ein Inbegriff wahrer Humanität und echter christlicher Nächstenliebe. Seine Lehre und sein Leben stehen unter dem Gesetz, das sich ihm auf einer nächtlichen Flussfahrt in Afrika als das zentrale Problem seiner Ethik offenbarte, der „Ehrfurcht vor dem Leben“.

## Von Straßburg nach Lambarene

*Albert Schweitzer: Zwischen "Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1926.*

### I. WIE ICH DAZU KAM, ARZT IM URWALD ZU WERDEN

Die Lehrtätigkeit an der Universität Straßburg, die Orgelkunst und die Schriftstellerei verließ ich, um als Arzt nach Äquatorialafrika zu gehen. Wie kam ich dazu?

Ich hatte von dem körperlichen Elende der Eingeborenen des Urwaldes gelesen und durch Missionare davon gehört. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, dass wir Europäer uns um die große humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so wenig bekümmern. Das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus schien mir auf uns geredet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im Besitze vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. Die unermesslichen Vorteile dieses Reichtums nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin. Draußen in den Kolonien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und dem Schmerz ebenso wie wir, ja noch mehr als wir unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu begegnen. Wie der Reiche sich aus Gedankenlosigkeit gegen den Armen vor seiner Türe versündigte, weil er sich nicht in seine Lage versetzte und sein Herz nicht reden ließ, also auch wir.

Die paar hundert Ärzte, die die europäischen Staaten als Regierungsärzte in der kolonialen Welt unterhalten, können, sagte ich mir, nur einen ganz geringen Teil der gewaltigen Aufgabe in Angriff nehmen, besonders da die meisten von ihnen in erster Linie für die weißen Kolonisten und für die Truppen bestimmt sind. Unsere Gesellschaft als solche muss die humanitäre Aufgabe als die ihre anerkennen. Es muss die Zeit kommen, wo freiwillige Ärzte, von ihr gesandt und unterstützt, in bedeutender Zahl in die Welt hinausgehen und unter den Eingeborenen Gutes tun. Erst dann haben wir die Verantwortung, die uns als Kulturmenschen den farbigen Menschen gegenüber zufällt, zu erkennen und zu erfüllen begonnen.

Von diesen Gedanken bewegt, beschloß ich, bereits dreißig Jahre alt, Medizin zu studieren und draußen die Idee in der Wirklichkeit zu erproben. Anfang 1913 erwarb ich den medizinischen Doktorgrad. Im Frühling desselben Jahres fuhr ich mit meiner Frau, die die Krankenpflege erlernt hatte, an den Ogowe in Äquatorialafrika, um dort meine Wirksamkeit zu beginnen.

### II. DIE FAHRT

Lambarene, Anfang Juli 1913

Die Glocken hatten soeben den Karfreitagnachmittagsgottesdienst in meinem Heimatdorfe Günsbach in den Vogesen ausgeläutet. Da erschien der Zug an der Biegung des Waldrandes. Die Reise nach Afrika begann. Es galt Abschied zu nehmen. Wir standen auf der Plattform des letzten Wagens. Ein letztes Mal tauchte die Kirchturmspitze zwischen den Bäumen auf. Wann werden wir sie wiedersehen?

Am Ostersonntag hörten wir noch einmal die liebe Orgel von St. Sulpice in Paris und das wundervolle Spiel von Freund Widor. Um zwei Uhr glitt der Zug nach Bordeaux aus dem unterirdischen Bahnhof des Quai d' Orsay heraus. Die Fahrt war herrlich. Überall feiertäglich gekleidete Menschen. Der Frühlingswind trug dem dahineilenden Zug den Glockenklang der aus der Ferne grüßenden Dorfkirchen nach. Dazu leuchtender Sonnenschein. Ein traumhaft schöner Ostersonntag.

Die Kongodampfer fahren nicht von Bourdeaux, sondern von Pauillac ab, das anderthalb Stunden Bahnfahrt meerwärts liegt. Ich sollte mein als Fracht vorausgeschicktes großes Gepäck aus dem Zoll in Bordeaux lösen. Dieser aber war am Ostermontag geschlossen. Am Dienstag morgen hätte die Zeit zur Erledigung der Sache nicht gereicht, wenn ein Beamter, den unsere Not rührte, uns nicht der vorgeschriebenen Formalitäten enthoben hätte. So wurde es mir ermöglicht, in den Besitz meiner Kisten zu kommen.

Da das Schiff noch viel Ladung einzunehmen hat, fahren wir erst am Nachmittage des folgenden Tages ab. Unter trübem Himmel zieht es langsam die Gironde hinunter. Während das Dunkel anbricht, stellen sich die langen Wogen ein, die anzeigen, dass wir auf dem Ozean angelangt sind. Um neun Uhr verschwinden die letzten Schimmer der Blinkfeuer.

Vom Golf von Biskaya erzählten sich die Passagiere viel Böses. Hätten wir ihn nur schon im Rücken, sagte man an allen Tischen. Wir sollten seine Tücke erfahren. Am zweiten Tage nach der Ausfahrt setzte der Sturm ein. Das Schiff bewegte sich wie ein großes Schaukelpferd über die Fluten dahin und wälzte sich mit Behagen nach beiden Seiten. Die Kongodampfer rollen bei hohem Seegang mehr als andere Ozeanschiffe. Um den Kongo bei jedem Wasserstande bis Matadi hinauffahren zu können, sind sie für ihre Größe verhältnismäßig sehr flach gebaut.

Drei Tage dauerte das Unwetter mit unverminderter Heftigkeit an. An Stehen oder Sitzen in den Kabinen oder in den Sälen war nicht zu denken. Man wurde in allen Ecken umhergeworfen, und mehrere Personen trugen ernstliche Verletzungen davon. Am Sonntag gab es nur kalte Speisen, weil die Köche die Herde nicht mehr bedienen konnten. Erst in der Nähe von Teneriffa kam der Sturm zur Ruhe.

Auf den ersten Anblick dieser Insel hatte ich mich sehr gefreut, da er als herrlich gerühmt wird. Ich verschlief ihn und erwachte erst, als das Schiff in den Hafen einfuhr. Kaum hatte es die Anker fallen lassen, als es auch schon von beiden Seiten von Kohlenbunkern umgeben war, aus denen die Säcke mit der Nahrung für die Maschine emporgehisst und durch große Luken in den Schiffsraum entleert wurden.

Teneriffa liegt auf einer Anhöhe, die ziemlich steil zum Meere abfällt. Es trägt ganz den Charakter einer spanischen Stadt. Die Insel ist vorzüglich bebaut und liefert die Kartoffeln für die ganze Westküste Afrikas und Frühlingkartoffeln, Frühgemüse und süße Bananen für Europa.

Gegen drei Uhr lichteten wir den Anker. Ich stand auf dem Vorderteil und beobachtete, wie er sich langsam losriss und durch das durchsichtige Wasser heraufkam. Dabei bewunderte ich einen bläulichen Vogel, der elegant über der Flut schwebte. Ein Matrose belehrte mich, dass es ein fliegender Fisch sei.

Als wir uns von der Küste nach Süden entfernten, stieg langsam der schneebedeckte Gipfel des höchsten Berges, den man im Hafen nicht sehen konnte, über der Insel empor und verschwamm in den Abendwolken, während wir auf mäßig bewegten Wellen dahinfuhren und das zauberhafte Blau des Wassers bewunderten.

In Dakar, dem großen Hafen der Senegalkolonie, betraten meine Frau und ich zum ersten Mal die afrikanische Erde, der wir unser Leben widmen wollen. Es war uns feierlich zumute.

Ich werde Dakar kein gutes Andenken bewahren, weil ich immer an die Tierquälerei denken muss, die dort geübt wird. Die Stadt liegt auf einem großen Abhang, und die Straßen sind zum Teil noch in sehr üblem Zustande. Das Los der armen, den Negern ausgelieferten Zugtiere ist schrecklich. Ich habe nirgends so abgetriebene Pferde und Maultiere gesehen wie hier. Als ich dazu kam, wie zwei Neger auf einem schwer mit Holz beladenen Wagen, der in der neubeschotterten Straße steckengeblieben war, mit Schreien auf ihr armes Tier einschlugen, brachte ich es nicht über mich weiterzugehen, sondern zwang sie abzusteigen und zu schieben, bis wir zu dritt den Wagen frei hatten. Sie waren sehr verdutzt, aber gehorchten, ohne zu widersprechen. „Wenn Sie keine Misshandlung der Tiere mit ansehen

können, gehen Sie nicht nach Afrika", sagte mir der Leutnant auf dem Rückweg; „Sie werden hier in diesem Punkt viel Schreckliches schauen."

„Der Hai! Der Hai!" Ich stürze aus dem Schreibzimmer und bekomme ein schwarzes Dreieck gezeigt, das etwa fünfzig Meter vom Schiff aus dem Wasser hervorragt und sich in der Richtung des Schiffes bewegt. Es ist die Flosse des gefürchteten Ungeheuers. Wer sie einmal gesehen, vergisst sie nicht mehr und verwechselt sie mit nichts anderem. Die Häfen Westafrikas wimmeln von Haien. In Kotonou sah ich einen, von den Küchenabfällen gelockt, bis auf zehn Meter an das Schiff herankommen. Da die Beleuchtung gut und das Meer durchsichtig war, konnte ich den grau und gelb schimmernden Leib auf einige Augenblicke in seiner ganzen Länge erschauen und beobachten, wie sich das Tier halb auf den Rücken legte, um, was ihm zuträglich schien, in den bekanntlich unterwärts des Kopfes gelegenen Mund zu bekommen.

Trotz der Haie tauchen die Neger in allen diesen Häfen nach Geldstücken. Unglücksfälle kommen ziemlich selten vor, weil der Lärm, den sie dabei vollführen, sogar den Hyänen des Meeres auf die Nerven geht. In Tabou erstaunte ich, einen der tauchenden Neger schweigsam zu sehen, während die anderen nach weiteren Geldstücken schrien. Nachher merkte ich, dass es der Geschickteste unter ihnen war und stumm bleiben musste, weil er den Mund als Geldbeutel benutzte und ihn vor Sou- und Groschenstücken fast nicht mehr zubrachte.

Von Konakri an behält der Dampfer den Strand fast stets in Sicht, Pfefferküste, Elfenbeinküste, Goldküste, Sklavenküste -. Wenn der bewaldete Streif am Horizont von allen Greueln, die er mit angesehen, erzählen könnte! Hier landeten die Sklavenhändler und nahmen die lebendige Ware an Bord, um sie nach Amerika zu bringen. „Auch heute ist noch nicht alles in Ordnung", sagte mir der Angestellte eines großen Handelshauses, der sich zum dritten Male auf seinen Posten nach dem Kongo begibt. „Man bringt den Negern Schnaps und Krankheiten, die sie nicht kannten. Wiegt das, was wir ihnen an Gütern dafür geben, das Übel auf?"

Mehr als einmal musste ich über dem Essen die Gäste an den verschiedenen Tischen betrachten. Alle haben schon in Afrika gewirkt. In welchem Sinne haben sie es getan? Welche Ideale hatten sie? Wie sind sie, die sich hier nett und freundlich geben, draußen auf ihrem Posten? Wie denken sie über ihre Verantwortlichkeit? ...

In wenigen Tagen sind wir, die dreihundert Menschen, die zusammen von Bordeaux abfahren, allesamt am Lande, am Senegal, am Niger, am Ogowe, am Kongo und seinen Nebenflüssen bis hinauf zum Tschadsee, um unsere Posten einzunehmen und auf ihnen zwei bis drei Jahre zu weilen.

Was werden wir ausrichten? Wenn man aufzeichnete, was alle, die wir hier zusammen auf dem Schiff sind, in dieser Zeit tun, was gäbe es für ein Buch! Wären keine Seiten, die man rasch umblättern müsste? ...

Mit der Hitze habe ich mich nicht übel abgefunden und merke nichts von der Schlaflosigkeit, unter der die meisten anderen Passagiere, leider auch meine Frau, zu leiden beginnen.

Wunderbar ist abends das Leuchten des vom Schiffe gepflügten Meeres. Der Schaum ist phosphoreszent, und lichtgebende Quallen steigen in ihm wie glühende Kugeln auf.

Seit Konakri sieht man fast jede Nacht den Wetterschein der über das Land niedergehenden Gewitter. Das Schiff ging durch etliche heftige, von Wirbelsturm begleitete Regengüsse hindurch; sie brachten aber keine Abkühlung. An den Tagen, wo Wolken am Himmel sind, macht sich die Hitze viel stärker bemerkbar als an den andern. Auch die Sonne soll dann, obwohl sie nicht direkt strahlt, viel gefährlicher sein als sonst.

Am Morgen des dreizehnten April, einem Sonntag, kamen wir nach Libreville. Hier wurden wir von dem amerikanischen Missionar Ford begrüßt. Er brachte uns als erste Gabe Afrikas Blumen und Früchte aus dem Missionsgarten. Dankbar nahmen wir seine Einladung, die

Missionsstation zu besuchen, an. Sie heißt Baraka und liegt auf einem Hügel, drei Kilometer von Libreville entfernt, am Strande.

Als wir durch die Reihen der schönen Bambushäuschen der Neger zum Hügel hinanstiegen, ging gerade die Kapelle aus. Wir wurden vorgestellt und hatten einige Dutzend schwarzer Hände zu schütteln. Welch ein Unterschied zwischen diesen sauber gekleideten und sitzamen Menschen und den Schwarzen, die wir bisher in den Hafentädten gesehen hatten! Es sind überhaupt nicht mehr dieselben Gesichter. Sie haben etwas Freies und Bescheidenes zugleich, das mich von dem Frechen, Unterwürfigen und Gequälten, das mir bisher aus so vielen Negeraugen entgegengeschaut, geradezu erlöste.

Am Dienstag früh wurden wir auf das Flussboot „Alembe“ verladen. Damit es den Fluss bei jedem Wasserstande befahren könne, ist es sehr flach und breit gebaut. Die beiden Räder stehen nicht seitwärts heraus, sondern liegen nebeneinander im hinteren Schiffskörper, um vor den treibenden Baumstämmen gesichert zu sein. Der „Alembe“ nimmt nur die Passagiere und ihr Reisegepäck an Bord, da er schon Fracht geladen hat. Die Kisten sollen in vierzehn Tagen mit dem anderen Flussdampfer kommen.

Um neun Uhr morgens setzen wir uns in Bewegung, um bei höchster Flut sicher über die Sandbänke vor der Mündung des Ogowe zu kommen. Einige Passagiere, die sich am Lande verspätet haben, werden im Stich gelassen; sie holen uns abends in einem Motorboot ein.

Wasser und Urwald...! Wer vermöchte diese Eindrücke wiederzugeben? Es ist uns, als ob wir träumten. Vorsintflutliche Landschaften, die wir als Phantasiezeichnungen irgendwo gesehen, werden lebendig. Man kann nicht unterscheiden, wo der Strom aufhört und das Land anfängt. Ein gewaltiges Filzwerk von Wurzeln, von Lianen überkleidet, baut sich in den Fluss hinein. Palmstauden, Palmbäume, dazwischen Laubhölzer mit grünendem Gezweig und mächtigen Blättern, vereinzelte hochragende Bäume, weite Felder übermannshoher Papyrusstauden mit großen fächerartigen Blättern, in dem üppigen Grün erstorbene Bäume, vermodert zum Himmel emporragend... Aus jeder Lichtung blitzen Wasserspiegel entgegen; an jeder Biegung tun sich neue Flussarme auf. Ein Reiher fliegt schwerfällig auf und lässt sich auf einem erstorbenen Baume nieder; blaue Vögelchen schweben über dem Wasser; in der Höhe kreist ein Fischadlerpaar. Da, ein Irrtum ist unmöglich! Vom Palmbaum hängt's herunter und bewegt sich: zwei Affenschwänze! Nun werden auch die dazu gehörigen Besitzer sichtbar. Jetzt ist's wirklich Afrika.

So geht es fort, Stunde um Stunde. Jede Ecke, jede Biegung gleicht der anderen. Immer nur derselbe Wald, dasselbe gelbe Wasser. Die Monotonie steigert die Gewalt dieser Natur ins Ungemessene. Man schließt die Augen eine Stunde, und wenn man sie öffnet, erblickt man wieder genau, was vorher schon da war. Der Ogowe ist hier kein Fluss, sondern ein System von Strömen. Drei oder vier Arme schlingen sich durcheinander. Dazwischen fügen sich große und kleine Seen ein. Wie der schwarze Steuermann sich in diesem Wirrsal von Wasserläufen zurechtfindet, ist mir ein Rätsel. Die Speichen des großen Rades in den Händen, lenkt er das Schiff ohne Karte aus dem großen Strom in den engen Kanal, aus diesem in den See, von hier zurück in einen großen Lauf... und so fort. Er fährt die Strecke seit sechzehn Jahren und findet sich selbst bei Mondenschein zurecht.

Die Strömung ist im Unterlauf träge, nimmt aber nach oben bedeutend zu. Unsichtbare Sandbänke und unter dem Wasser treibende Baumstämme erheischen große Vorsicht bei der Fahrt.

Im Mondenschein geht es weiter. Bald sieht man den Urwald nur wie einen dunklen Saum am Ufer stehen, bald streift das Schiff an der dunklen, unerträgliche Hitze ausströmenden Wand entlang. Mild liegt das Licht des Nachtgestirns über dem Wasser. In der Ferne Wetterleuchten. Nach Mitternacht wird das Schiff in einer stillen Bucht verankert. Die Passagiere kriechen unter ihre Moskitonetze. Manche schlafen in den Kabinen, andere im Ess-Saal auf den Polstern, die sich an der Wand entlang ziehen und unter denen die Postsäcke liegen.

Gegen fünf fängt die Maschine wieder an zu arbeiten. Der Wald wird noch großartiger als im Unterlauf. Wir haben über zweihundert Kilometer zurückgelegt. In der Ferne erscheint ein Hügel, darauf einige rote Dächer: die Missionsstation N'Gômô. Da während zwei Stunden Holzscheite eingenommen werden, haben wir Zeit, die Station und ihre Sägerei zu besichtigen.

Nach etwa fünf Stunden Fahrt kommen in der Ferne die sanften Höhen von Lambarene in Sicht. Der Dampfer lässt die Sirene ertönen, obwohl wir erst in einer halben Stunde ankommen werden. Aber die Bewohner der weit auseinanderliegenden Faktoreien müssen beizeiten benachrichtigt werden, damit sie sich in ihren Kanus am Landungsplatz einfinden können, um die für sie bestimmten Frachtstücke in Empfang zu nehmen.

Von der Missionsstation Lambarene bis zur Haltestelle ist es mehr denn eine halbe Stunde Kahnfahrt. Als das Schiff anlegte, konnte daher niemand zur Stelle sein, um uns zu begrüßen. Aber während des Ausladens - die Sonne brannte heiß, es war gegen vier Uhr - sehe ich plötzlich ein langes, schmales Kanu, von lustig singenden Knaben gerudert, um das Schiff herumschiessen, und zwar so schnell, dass der darin sitzende Weiße nur gerade noch Zeit hat, sich nach hinten zu werfen, um nicht mit dem Kopf an das Haltetau des Dampfers zu schlagen. Es ist Missionar Christol mit der Unterstufe der Knabenschule; dahinter kommt ein Boot mit Missionar Ellenberger, von der Oberstufe gerudert. Die Knaben waren miteinander um die Wette gefahren, und die Kleinen hatten gesiegt, wohl weil ihnen das leichtere Boot zugestanden worden war. Sie dürfen die Doktorsleute fahren; die andern laden das Gepäck auf. Welch herrliche Kindergesichter! Gravitätisch spaziert ein Knirps mit meinem schweren Gewehr einher.

Vom Hauptstrom geht es nach einer halben Stunde, immer unter fröhlichem Gesang, in einen Nebenarm. Einige weiße Punkte auf der von der sinkenden Sonne umfluteten Anhöhe: die Häuser der Station. Je näher wir kommen, desto lauter wird der Gesang. Nun wird der von einem Gewitterwind bewegte Fluss überquert, das Boot gleitet in die kleine Bucht.

Zunächst heißt es, eine Reihe schwarzer Hände drücken. Dies sind wir nun schon gewohnt. Dann werden wir von Frau Missionar Christol, der Lehrerin Fräulein Humbert und dem Handwerkermissionar Herrn Kast den Hügel hinauf zu unserem Häuschen geleitet, das die Kinder in aller Eile mit Blumen und Palmzweigen geschmückt hatten. Ganz aus Holz gebaut, ruht es auf etwa vierzig eisernen Pfählen, die einen halben Meter aus dem Boden stehen. Eine Veranda läuft um die vier Zimmerchen herum. Die Aussicht ist entzückend: unten der Flussarm, der sich an einzelnen Stellen zu einem See ausdehnt; ringsum Wald; in der Ferne wird ein Streifen des Hauptstromes sichtbar; dahinter liegen blaue Berge.

Kaum dass wir Zeit haben, das Notwendigste auszupacken, ist die Nacht, die hier gleich nach sechs Uhr beginnt, hereingebrochen. Die Glocke ruft die Kinder zur Abendandacht in den Schulsaal. Ein Heer von Grillen fängt an zu zirpen und begleitet den Choral, der zu uns herüberdringt. Ich sitze auf einem Koffer und höre ergriffen zu. Da kriecht ein hässlicher Schatten an der Wand herunter. Ich schaue erschreckt auf und erblicke eine mächtige Spinne. Sie ist viel größer als die stattlichste, die ich je in Europa gesehen. Eine bewegte Jagd, und sie ist erschlagen.

Um sechs Uhr morgens läutet die Glocke. Der Choral der Kinder in der Schule ertönt. Nun beginnt die neue Tätigkeit in der neuen Heimat.

### **III. DIE BRÜDERSCHAFT DER VOM SCHMERZ GEZEICHNETEN**

Was ist das Endergebnis der Erfahrungen dieser viereinhalb Jahre?

In allem hat sich mir bestätigt, dass die Überlegungen, die mich aus der Wissenschaft und aus der Kunst in den Urwald hinaustrieben, richtig waren. „Die Eingeborenen, die am Busen der Natur leben, sind nicht so viel krank wie wir und spüren den Schmerz nicht wie wir“, hatten mir meine Freunde gesagt, um mich zurückzuhalten. Ich aber habe gesehen, dass dem nicht so ist. Draußen herrschen die meisten Krankheiten, die wir in Europa haben, und

manche, die hässlichen, die wir dorthin getragen haben, schaffen dort womöglich noch mehr Elend als bei uns. Den Schmerz aber fühlt das Naturkind wie wir, denn Mensch sein heißt der Gewalt des furchtbaren Herrn, dessen Name Weh ist, unterworfen sein.

Die Völker, die Kolonien besitzen, müssen wissen, dass sie damit zugleich eine ungeheure humanitäre Verantwortung gegen die Bewohner derselben übernommen haben.

Selbstverständlich müssen die Staaten als solche an dem Sühnen mithelfen. Sie können es aber erst tun, wenn die Gesinnung dazu in der Gesellschaft vorhanden ist. Zudem vermag der Staat allein Humanitätsaufgaben niemals zu lösen, da sie ihrem Wesen nach Sache der Gesellschaft und der einzelnen sind.

Der Staat kann so viele Kolonialärzte aussenden, als er zur Verfügung hat und als das Budget der Kolonie es erlaubt. Dass es große Kolonialmächte gibt, die nicht einmal genug Ärzte haben, um die bereits vorgesehenen und bei weitem nicht ausreichenden Kolonialarztstellen zu besetzen, ist bekannt. Die Hauptsache an dem ärztlichen Humanitätswerke fällt also der Gesellschaft und den einzelnen zu. Wir müssen Ärzte haben, die freiwillig unter die Farbigen gehen und auf verlorenen Posten das schwere Leben unter dem gefährlichen Klima und alles, was mit dem Fernsein von Heimat und Zivilisation gegeben ist, auf sich nehmen. Aus Erfahrung kann ich ihnen sagen, dass sie für alles, was sie aufgegeben haben, reichen Lohn in dem Guten, was sie tun können, finden werden.

Unter den Armen draußen können sie aber die Kosten ihrer Tätigkeit und ihres Lebensunterhaltes gewöhnlich nicht oder nicht vollständig aufbringen. In der Heimat müssen also Menschen sein, die ihnen das Notwendigste geben. Uns allen fällt dies zu. Wer aber soll, ehe dies allgemein eingesehen und anerkannt wird, damit anfangen? Die Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten. Wer sind diese?

Die, die an sich erfuhren, was Angst und körperliches Weh sind, gehören in der ganzen Welt zusammen. Ein geheimnisvolles Band verbindet sie. Miteinander kennen sie das Grausige, dem der Mensch unterworfen sein kann, und miteinander die Sehnsucht, vom Schmerze frei zu werden. Wer vom Schmerz erlöst wurde, darf nicht meinen, er sei nun wieder frei und könne unbefangen ins Leben zurücktreten, wie er vordem darin stand. Wissend geworden über Schmerz und Angst, muss er mithelfen, dem Schmerz und der Angst zu begegnen, soweit Menschenmacht etwas über sie vermag, und andern Erlösung zu bringen, wie ihm Erlösung ward.

Wer durch ärztliche Hilfe aus schwerer Krankheit gerettet wurde, muss mithelfen, dass die, die sonst keinen Arzt hätten, einen Helfer bekommen, wie er einen hatte.

Wer durch eine Operation vom Tode oder der Qual bewahrt wurde, muss mithelfen, dass da, wo jetzt Tod und Qual noch ungehemmt herrschen, der barmherzige Betäubungsstoff und das helfende Messer ihr Werk beginnen können.

Die Mutter, die es ärztlicher Hilfe verdankt, dass ihr Kind noch ihr und nicht der kalten Erde gehört, muss helfen, dass der armen Mutter da, wo noch keine Ärzte sind, durch einen Arzt erspart bleiben kann, was ihr erspart blieb.

Wo das Todesleiden eines Menschen hätte furchtbar werden können, durch die Kunst eines Arztes aber sanft werden durfte, müssen die, die sein Lager umstanden, mithelfen, dass andern derselbe letzte Trost für ihre Lieben zuteil werden könne.

Dies ist die Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten, der das ärztliche Humanitätswerk in den Kolonien obliegt. Aus ihren Dankbarkeitsgaben soll es entstehen. Als ihre Beauftragten sollten die Ärzte hinausgehen, um unter den Elenden in der Ferne zu vollbringen, was im Namen der Menschlichkeitskultur vollbracht werden muss.

Früher oder später wird sich die Idee, die ich hier ausspreche, die Welt erobern, weil sie in unerbittlicher Logik sowohl das Denken wie das Herz zwingt.

Ist es aber an der Zeit, sie jetzt in die Welt zu senden? Europa ist ruiniert und im Elende. So vieler Not haben wir in unserem nächsten Gesichtskreise zu wehren. Wie können wir noch der fernen gedenken?

Die Wahrheit hat keine Stunde. Ihre Zeit ist immer und gerade dann, wenn sie am unzeitgemähesten scheint. Die Sorge um die nahe und um die fremde Not vertragen sich, wenn sie miteinander genug Menschen aus der Gedankenlosigkeit wecken und einen neuen Geist der Humanität ins Leben rufen.

## Literaturverzeichnis

Hans Egede: Ausführliche und wahrhafte Nachricht vom Anfange und Fortgange der Grönländischen Mission. 1. Auflage 1740. Neue deutsche Ausgabe, ausgewählt und bearbeitet von Martin Heydrich unter dem Titel: Hans Egede, Die Erforschung von Grönland. Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus 1923.

Plinius Fisk, von Alvan Bond. Deutsche Ausgabe Erlangen, Verlag Carl Heyder 1835.

Reginald Hebers, Lordbischofs von Kalkutta, Leben und Nachrichten über Indien. Deutsche Ausgabe in 2 Bänden Berlin, Verlag Ferdinand Dümmler 1831,

Eugene Casalis: Meine Erinnerungen. Deutsche Ausgabe Berlin, Verlag der Deutschen Orient-Mission 1901.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der Südafrikanischen Mission, herausgegeben von E. Pfitzner und D. Wangemann. Berlin, Verlag der Berliner Mission 1888.

David Livingstone: Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Deutsche Ausgabe in 2 Bänden Leipzig, Verlag Hermann Costenoble 1858.

John G. Paton: Missionar auf den Neuen Hebriden. Eine Selbstbiographie. Deutsche Ausgabe Leipzig, Verlag H. G. Wallmann 1891.

Jane Edkins: Ein Missionsleben in einer Reihe von Briefen. Deutsche Ausgabe Gütersloh, Verlag C. Bertelsmann 1871.

Alexander Merensky: Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südafrika (Transvaal) 1859 - 1882. Bielefeld und Leipzig, Verlag Velhagen und Klasing 1888.

Johannes Warneck: Werfet eure Netze aus. Erinnerungen. Berlin, Verlag Martin Warneck 1938.

Martin Wilde: Schwarz und Weiß in Südafrika. Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission. Berlin, Verlag der Berliner Mission 1913.

Bruno Gutmann: Das Dschaggaland und seine Christen. Leipzig, Verlag der Evang.-luther. Mission 1925.

Gerhard Rosenkranz: Fernost - wohin? Begegnungen mit den Religionen Japans und Chinas im Umbruch der Gegenwart. Heilbronn, Verlag Eugen Salzer 1940.

Albert Schweitzer: Zwischen "Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1926.